UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00061360 4

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/religionundleben00thom

411
I
86

H. Thomas

Religion und Leben

Verlag „Naturwissenschaften“ G. m. b. H., Leipzig, Leibnizstraße 26.

LIBRARY
APR 2 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

BL
50
T4

Inhaltsverzeichnis

			Seite
Kapitel	1.	Die Alleinheit	1
„	2.	Dogma, Geist des Christentums und natürliche Religion	12
„	3.	Der Gott des Pantheismus	33
„	4.	Die Ehe und die Frauenfrage im Lichte der natürlichen Religion	53
„	5.	Die religiösen Ziele des Sozialismus	79
„	6.	Die natürliche Stufenleiter der religiösen Kultur	118

Dem deutschen Vaterlande
und der schlesischen Heimat gewidmet

Inhaltsangabe von Kapitel I.

Troststreben und Erkenntnisdrang sind die Grundlagen des höheren Seelenlebens — — Lebensbewußtsein und Todesgewißheit als tragische Gegensätze im Menschen. — Ihre Überwindung ist das Ziel aller Religionen. — — Buddhismus und Urchristentum und ihre Antwort auf die große Frage. —

Religion und Kunst. — Ihre Verwandtschaft in bezug auf Ursache und Wirkung. — — Kunst verleiht Ewigkeit. — Das Wahrhaft-Menschliche als das eigentliche Reich der Kunst — — Der Begriff der nationalen Kunst in seiner doppelten Bedeutung. —

Die Erkenntnisfähigkeit als das Mittel zur Menschwerdung. — Instinktiver Entwickelungsdrang des Tieres und denkende Anpassung des Menschen. — Steigerung der Denkfähigkeit durch fortgesetzten Gebrauch. — Aufsteigende Konflikte zwischen Wahrheitsforschung und Troststreben. — Der kritische Zustand gewinnt an Ausdehnung. — Glaubenslehren und Erkenntnistatsachen sind unversöhnliche Gegensätze geworden. — Weder Religion noch Wissenschaft kann geopfert werden. — Auch Befriedigung des Erkenntnistriebes mit höchsten Lustgefühlen verbunden. — Der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen wird unerträglich. — Einheitsstreben beherrscht das gesamte Geistesleben. — Fortschreitende Vereinheitlichnng der Wissenschaft. — Entwickelungslehre als einigendes Band der biologischen Wissenschaften. — Die Vereinheitlichung von Religion und Wissenschaft eine Hypothese. — Die innere Berechtigung und die Vorteile dieser Hypothese. —

Inhaltsangabe von Kapitel II.

Unvereinbarkeit von Dogma und natürlicher Weltanschauung. — Der wesentliche Inhalt der Erlösungslehre. — — Der Grundgedanke der Entwickelungslehre. — Das biogenetische Grundgesetz als Bestätigung und Erweiterung der Entwickelungslehre. — Die geistige Entwickelung des Menschen. — Körperliche Leiden und Tod sind überall im Reiche des Lebens zu Hause; daher können sie nicht Folgen der Verdammnis sein. — Die Arbeit ist kein Fluch, sondern ein Segen. — Die Vorstellungen der Erlösungslehre sind ethisch nicht befriedigend. — Die moderne Bibelkritik als Zerstörerin des Bibelglaubens. — Die Stützen des Dogmas. — Das dogmatische Element des Christentums ist aus der Philosophie hervorgegangen. — — Der ewige Wert ruht im Geist des Christentums: Gefühl der Gotteskindschaft. Kampf gegen die Ichsucht, Glaube an die welterlösende Kraft

der Liebe. — — Die Lebenskraft dieses Geistes wirkt durch Jahrhunderte. — Franziskus von Assisi und sein Werk. — Lessings Ausspruch über den Wert des Evangeliums. — Notwendigkeit, dasselbe am Maßstabe der Wahrheit zu messen. —

Auch das religiös-sittliche Bewußtsein wurzelt im Natürlichen. — — Es hat seinen Urgrund im Arterhaltungswillen. — Fähigkeit der Selbsthingabe setzt mit der geschlechtlichen Fortpflanzung ein. — Schon hochentwickelt bei Insekten, Vögeln und Säugetieren. — Altruismus, in der Einheitsempfindung begründet, entwickelt sich weiter mit der Entstehung größerer Einheiten. — — Die Herstellung der Harmonie zwischen Egoismus und Altruismus als Lösung des sittlichen Problems. — Der bloße Verstand oftmals Hinderungsgrund, nur die Vernunft Wegweiser auf dem Wege zum Ziel. — Das Wesen der sittlichen Persönlichkeit. — Wahres Christentum und natürliche Religion als Geistesverwandte. — Die bestehenden Abweichungen. — Die Stellung Jesu zu Familie und Vaterland. — Professor Baumgartners Urteil über die Bergpredigt. — Die in ihr enthaltenen Irrtümer. — Kants Stellungnahme zu diesen Fragen. — — Das asketische Element des Christentums. — Der Standpunkt des Protestantismus und derjenige des Katholizismus. — Das Prinzip des Kampfes im Christentum. — Kampf gegen die Selbstsucht, Kampf für die Freiheit der sittlichen Persönlichkeit. — — Jesus tritt in Gegensatz zur Obrigkeit und zur öffentlichen Meinung, wird darum Gegenstand der Verfolgung. — Die Liebe als treibende Kraft seines Kampfes. — Kurze Zusammenfassung des Ganzen.

Inhaltsangabe von Kapitel III.

Die Wiedervereinigung der Seele mit Gott als das gemeinsame Ziel aller Religionen. — Fausts Glaubensbekenntnis. — Die Verehrung der „Gottnatur" als das Wahrzeichen des Einheitsglaubens. — Der persönliche Gott des Christentums. — Die sittliche Weltordnung als Beweis für seine Existenz. — Argumente gegen die Richtigkeit dieses Beweises: Tatsachen der Weltgeschichte, wie die Sklaverei im alten Rom, die Massenmorde Karls des Großen, die Vernichtung des Inkareiches durch die Spanier, die Unterwerfung des freien Bauernstandes durch den Adel, die Proletarisierung des gewerblichen Volkes durch den Industrialismus. — Die Unhaltbarkeit der christlichen Erklärungen. — Die Allempfindung als die wahre Quelle der Religiosität. — Nicht die Einzelerscheinungen der Natur, nur das All als Ganzes verkündet das Wesen der Gottheit. — Dessen Züge aber sind: ewiger Sinn, ewige Größe und ewige Liebe. — Nur durch das Gefühl werden die Eindrücke des Alls vollkommen aufgenommen. — Die Relativität der Empfänglichkeit.

Egoismus und Altruismus als die beiden treibenden Kräfte des Alls. — Der menschliche und der göttliche Teil unseres Wesens. — Die Veränderlichkeit der Kampfesformen. — Die Liebe ist ewig. — Die Geringschätzung der Natur in der Oberflächlichkeit der Betrachtung begründet. — Die Liebe als Nährboden alles Lebens. — Das Gleichnis von der göttlichen Liebe als von dem Wasser der Seele. — Die Geburt Gottes in der Menschenseele, eine Vorstellung der deutschen Mystik. — Die Erlöserkraft des Gottessohnes. — Erlöserwille ist Wille zum Untergang. — Das Gebet des Pantheisten; sein Lob und Dank gegen Gott. — Die

pantheistische Religiosität als Ueberwinderin des Pessimismus. — Faust und die Rätsel des Lebens. — Die Lehre des sterbenden Faust. — Wer kann den Tod wollen? — Die Redlichkeit des Schaffens als Bürgschaft des ewigen Lebens.

Pantheismus und deutsche Mystik. — Die Mystik als Bewahrerin der Allempfindung dahingegangener Geschlechter. — Der indische Buddhismus als ihr Ausgangspunkt. — Indische und germanische Allempfindung. — Die volkstümlichen Verkünder der Alleinheit. — Die Bedeutung Spinozas für das deutsche Geistesleben.

Verteidigung des Pantheismus gegen den Materialismus. — Der Atheismus ist nur ein Uebergangszustand. — Die Entscheidung heißt: Rückkehr zum überlieferten Glauben oder Fortschreiten zur natürlichen Religion. — Gründe, welche für die erstere Entscheidung angeführt werden können. — Der Wert der anderen Entscheidung. — Der Pantheismus als Religion der Zukunft.

Inhaltsangabe von Kapitel IV.

Natürliche Religiosität und menschliches Gemeinschaftsleben. — Die Ehe als Grundlage der menschlichen Gemeinschaft. — Ihr Zweck die Aufrechterhaltung der Rasse. — Die Unentbehrlichkeit der Form. — Kritik der Ehe bezieht sich auf drei Probleme:

1. Das wirtschaftliche Eheproblem. Das Ziel der Ehegesetzgebung. — Die Alimentationspflicht des Mannes als Grundlage seiner Herrenstellung. — Die wirtschaftlichen Ehehindernisse unserer Zeit. — Die Forderung der gesetzlichen Mündigsprechung der Ehefrau im Lichte der natürlichen Weltanschauung. — Vereinigung von Beruf und Ehe, ein trügerisches Frauenideal. — Zeugnisse namhafter Frauen gegen dasselbe. — Moderne Technik und Hausfrauenleistung. — Wodurch der Hausfrauenberuf an Bedeutung gewonnen hat. — Segnungen des Eigenheims für die Familie. — Der Sozialismus als Ueberwinder des wirtschaftlichen Eheproblems.

2. Das rassenhygienische Eheproblem. Der rassenhygienische Grundgedanke. — Die Nichtbeachtung rassenhygienischer Erkenntnis und ihre verderblichen Folgen. — Die Forderung einer rassenhygienisch orientierten Ehegesetzgebung. — Argumente, welche für und gegen dieselbe geltend gemacht werden können. — Unzulänglichkeit der Gesetzgebung zur alleinigen Lösung des Problems. — Die besonderen Schwierigkeiten der rassenhygienischen Forderungen. — Das Vorbild durch die sittliche Persönlichkeit ist notwendig. — Der künftige Gesetzgeber muß Menschenfreund sein. — Berufliches Schaffen als Ersatz für geopfertes Liebesglück. — Verdienste der Frauenbewegung um Erschließung von Berufen für Mädchen. — Berufswahl und weibliche Eigenart. — Die drei grundlegenden Frauenberufe: Krankenpflege, Erziehung und Haushaltführung in ihrer Bedeutung für unsere Zeit. — Die Frau und die künstlerischen Berufe. — Vorteile der individuellen Berufswahl für die Frauenwelt und für die Allgemeinheit. — Die obligatorische Vorbereitung auf den Hausfrauenberuf als Ergänzung der allgemeinen Mädchenberufsbildung. — Möglichste Vermeidung von Schematisierung. — Die Mutter als Leiterin der wirtschaftlichen Ausbildung der Tochter. — Nachweis der erworbenen Fähigkeiten durch Ablegung einer staatlichen Prüfung.

3. Das psychologische Eheproblem. Meinungsverschiedenheiten über die seelischen Voraussetzungen des dauernden Eheglücks. — Verstandesmenschen und Idealisten in ihrem Urteil über die Liebe. — Die schlicht-natürliche Betrachtungsweise ist die beste. — Das sinnliche und das seelische Element in der Liebe. — Die Wurzel und das Wesen der Liebesempfindung. — Verhängnisvolle Wirkungen des falschen Idealismus. — Die Liebe als freies Geschenk des Herzens. — Gefahren der langen Brautschaft. — Die Bedeutung der jungen Liebe für die künftige Gestaltung der Ehe. — Das Recht der Jugend auf Liebe. — Die höchsten Werte der vier Lebensalter: Spiel, Liebe, Arbeit, Ruhe. — Goethes Liebe zur Frau von Stein in ihrer Bedeutung für sein künstlerisches Schaffen. — Die guten Ehen hervorragender Männer in ihrer vorbildlichen Bedeutung fürs deutsche Volk. — Ein Mahnwort an die Jugend.

Inhaltsangabe von Kapitel V.

Sozialismus als Gegenströmung gegen Kapitalismus. — Definition des Kapitalismus; sein Ursprung. — Die Vorboten des Kapitalismus in Juda und Alt-Griechenland. — Rom als Schöpferin des eigentlichen Kapitalismus. — Die primitive Wirtschaftsführung der Germanen als Schutz gegen die Verführungen des Kapitalismus. — Markgenossenschaft und Zunft als Stützen der sozialen Gerechtigkeit. — Die Kolonisation des Mittelalters verhindert drohende Uebervölkerung. — Die ersten Berührungen der Germanen mit dem römischen Kapitalismus. — Der Umschwung im 16. Jahrhundert. — Humanismus und römisches Recht. — Das corpus juris als Stütze des Kapitalismus. — Die Unterwerfung des freien Bauernstandes. — Das Bauerntum in Ost- und Westdeutschland. — Die Zünfte als Bollwerk gegen die Kapitalisierung der Gewerbe. — Das absolute Königtum und seine volksfreundliche Mission. — Die sozial-politischen Leistungen Friedrichs II.

Der Zusammenbruch des Absolutismus und der Zunftverfassung während der Französischen Revolution. — Die innere Berechtigung dieses Ausgangs. — Die liberale Wirtschaftslehre und ihre historische Schuld. — Herkunft und Wesen des Manchestertums, Anknüpfung an die Physiokratie. — Bekämpfung aller Schutzbestimmungen. — Einfluß des Manchestertums auf die preußische Agrargesetzgebung. — Die Dezimierung des Bauernstandes und die Entvölkerung des platten Landes. — Entstehung des städtischen Proletariats. — Das Elend der industriellen Bevölkerung. — Carlyle und der englische Industrialismus.

Die frohe Botschaft des Sozialismus. — Die Utopisten, ihre Lehren und ihre Bedeutung. — Marx als Ueberwinder des Utopismus. — Seine Anknüpfung an die historisch-evolutionistische Schule. — Die Theorie des Marxismus: Vergesellschaftung der Produktionsmittel als logische Notwendigkeit. Die treibende Kraft des Klassenkampfes. Marx als Prophet später eingetretener wirtschaftlicher Phaenomene. — Rückbildung der früheren Produktionsformen ist nicht mehr möglich. — Die Notwendigkeit weiterer Fortentwicklung der neuen. — Sozialismus und Technik. — Die internationale Tendenz des Kapitalismus. — Anbahnung einer Weltorganisation durch das Proletariat. — Entstehungszeit des Marxismus. — Die Hoffnungen von 1848. — Die Enttäuschung. — Die innerpolitische Bedeutung des Jahres 1866.

Gewerkschaft und Genossenschaft durch den Marxismus unterschätzt. — Ihre Entstehung, anfängliche Mißerfolge. — Das Verdienst des englischen Arbeiterstandes um ihr endliches Gelingen. — Der Bund der vereinigten Maschinenbauer. — Seine Organisation. — Gewerkschaft als Bollwerk gegen den freien Arbeitsvertrag. — Die Anfänge der Konsumgenossenschaft, ihre gegenwärtige Entwicklung, ihre Mitglieder. — Gewerkschaft und Genossenschaft als notwendige Ergänzungen des politischen Sozialismus. — Die Zukunftsaufgaben des ländlichen Genossenschaftswesens.

Die Beschränkungen der Marxistischen Theorie durch den fortschreitenden Entwicklungsverlauf. — Die Konzentration des Kapitals und des Besitzes im Bereiche der Landwirtschaft. — Die Lebensfähigkeit des ländlichen Mittelstandes. — Anfänge eines neuen städtischen Mittelstandes. — Die vervollkommnete Maschine und ihre Wirkung auf die gewerbliche Arbeiterschaft. — Das natürliche Besitzstreben als Bollwerk gegen den Kommunismus. — Wesensunterschiede zwischen Sozialismus und Kommunismus. — Persönlicher Besitz steigert die menschliche Energiebetätigung, wenn soziale Institutionen das Ueberhandnehmen des Egoismus verhindern. — Der Mittelstand als notwendige Ersatzreserve für die geistige Oberschicht.

Die ethisch-religiösen Wirkungen des Sozialismus. — Ueberwindung des Fatalismus, Wiedererweckung des rechten Stolzes. — Der Sozialismus als Gegenströmung gegen den Servilismus; Feudalismus, Hofschranzentum und Militarismus als die mächtigsten Zwingburgen des Servilismus. — Ihre Geschichte und Bedeutung in Deutschland. — Die Pyramidenorganisation des Militarismus und die Zellenorganisation des Sozialismus. — Die innere Ueberlegenheit der letzteren.

Die Pflicht zur Mäßigung als sittliche Forderung für den Sozialisten. — Zügellosigkeit als Zerrbild der Freiheit. — Die Notwendigkeit der Staffelung innerhalb der Organisation. — Sittlicher Gehorsam und sittliches Herrschervermögen. — Soziale Erziehungsziele. — Der religiöse Sozialismus und die Dienstbotenfrage. — Ohne Wandlung von innen heraus keine Lösung der sozialen Frage. — Die reformierende Kraft der sittlichen Persönlichkeit von dem politischen Sozialismus oft zu gering veranschlagt. — Klassenkampf darf nicht in Klassenhaß ausarten. — Marxens Kampfesweise und ihre Beurteilung durch einen Zeitgenossen. — Ihre verderbliche Wirkung. — Mängel der materialistischen Geschichtsbetrachtung. — Die Selbstsucht als stetes Hemmnis der menschlichen Höherentwicklung. — Das Wesen der sittlichen Persönlichkeit. — Von der Macht der Religion. — Die religiösen Ziele des Sozialismus. — Die Arbeit als religiöser Wert. — Wesen und Endziel des echten Sozialismus.

Inhaltsangabe von Kapitel VI.

Sowohl die Vollkommenheit des Alls als auch das Werden seiner Glieder berechtigt den Menschen zum Glauben an ihm erreichbare, höhere Entwicklungsstufen. — Wegweiserin ist die Vernunft, die das Einzelne ins Ganze einfügt. — Ziel der Entwicklung ist das Emporwachsen zu Gott. — Aufsteigen von engeren zu weiteren Einheiten: Familie — Vaterland — Menschheit — Fortbestand der niederen Einheit in der höheren.

1. Die Familie.

Die Familie als Urgrund der sozialen Empfindung. — Ihre Bedeutung für die Erziehung des Kindes. — Das Internat kann die Familie nie ersetzen. — Das Heim als ein Stück des Lebens. — Fontanes Schilderung seines Elternhauses. — Je reicher die Aufgaben des Heims, desto größer seine erzieherische Wirkung. — Die Schule muß auf der im Heim geschaffenen Grundlage weiterbauen. — Die Bedeutung der Familie für den Erwachsenen. — Der hemmende Einfluß der Nahrungssorgen. — Ihre Bekämpfung durch den Sozialismus. — Sozialismus und Ehe. — Der Einfluß des Marxistischen Radikalismus. — Marxens Lebenserfahrung als Widerlegung seines Standpunktes. — Die religiöse Wertung der Familie. — Sie ist nicht nur Grundlage, sondern auch Ergänzung der sozialen Kultur. — Die Familie als Hort des Individualismus. — Die angeborene Verschiedenheit der Familienglieder und ihre Bedeutung für das Individuum. — Freundschaft als Ergänzung des Familienlebens. — Ihre Notwendigkeit für die entwickelte Persönlichkeit. — Die Vereinigung von Ehe und Freundschaft als Ideal. — Die Wesensunterschiede zwischen Egoismus und Individualismus.

2. Das Vaterland.

Das Wort vom Arbeiter, der kein Vaterland hat. — Seine relative Berechtigung in der Vergangenheit. — Die Reaktion nach 48 und ihre politischen Wirkungen. — Die Versöhnung des Bürgertums mit dem Staat. — Bismarck und der Sozialismus. — Das kurze Wirken Lassalles. — Die Gründerjahre. — Das Anschwellen der sozialistischen Partei. — Sozialistengesetz. — Bedrohung der inneren Einheit des Reiches. — Partei- und Staatssozialismus; die Gleichheit des ideellen Zieles, die Verschiedenheit der angewandten Mittel. — Der Widerstand der Partei gegen den Staatssozialismus.

Die Ansiedelungsarbeit des Staates. — Verschiedenheit der ländlichen Verhältnisse von den städtischen. — Die Notwendigkeit des Kleinbesitzes neben dem großen. — Die Gefahren der Latifundien. — Was die Ansiedelungsarbeit hemmmt. — Die Idee der Bodenreform. — Das Kriegerheimstättengesetz als erster Schritt zum deutschen sozialen Bodenrecht. — Die reformatorische Bedeutung dieses Gesetzes. — Die staatliche Bodenpolitik in ihrer Beziehung zum Sozialismus. — Die Zurückgewinnung des Vaterlandes. — Loslösung vom nationalen Boden bringt Loslösung von der nationalen Kultur. — Die Landflucht im Verluste des Bodens begründet. — Die Unmöglichkeit, die städtische Bevölkerung dem Ackerbau zurückzugewinnen. — Wirkungen des Stadtlebens. — Die Industrie und ihr Bedarf an Arbeitskräften. — Die Bedeutung des Heimgartens für die industrielle Bevölkerung. — Heimatliebe als notwendige Grundlage des Patriotismus. — Die Heimat- und Bodenpolitik der Hohenzollern. — Monarchie und Sozialismus. — Die reale Einheit des Vaterlandes und die ideale Einheit der Nation. — Der ideelle Gehalt des echten Patriotismus. — Seine Anerkennung durch den Sozialismus.

3. Die Menschheit.

Nationalität und Menschheit in ihrem gegenseitigen Verhältnis. — Die natürlichen Wurzeln der Menschheitsempfindung. — Das Wesen des Mitleids. — Das Menschheitsbewußtsein in der Kindesseele. — Sein Einfluß auf die Erwachsenen. — Das Menschheitsbewußtsein als Grundlage der Religion. — Die frohe Botschaft des Christentums.

Wie man ihren Mißerfolg erklärt. — Der Krieg als die vermeintliche Lösung der Landfrage. — Landproblem und Krieg in der Vergangenheit. — Die Wanderungen und die Seßhaftwerdung der jungen Kulturvölker; ihre Verknüpfung mit kriegerischen Ereignissen. — Auch die innere Organisation der Nationen erfolgte mit Hilfe kriegerischer Mittel. — Die Eroberung als Vorstufe der Zersetzung. — Das Schicksal der großen Imperien. — Das Wesen der mittelalterlichen Kolonisation. — Die politische Selbständigkeit der jungen Kolonialländer als Gegengewicht des Imperialismus. — Die andersgearteten Voraussetzungen der modernen Kolonisation. — Die Besiedelung Amerikas. — Die Kolonisation und die außereuropäischen Kulturvölker. — Die tropischen Kolonien in ihrer Unzulänglichkeit, die heimische Landfrage zu lösen; ihre Gefahren. — Wesen und Ziele einer aussichtsvollen Kolonialpolitik. — Die Aussichten der europäischen Eroberung in bezug auf die Lösung der Landfrage. — Unterschied zwischen kulturell entwickelten und kulturell vernachlässigten Gebieten. — Die innerpolitischen Konsequenzen der Eroberung. — Die unterworfene Bevölkerung als revolutionäres Element im neuen Staatskörper. — Die Eroberung als Nährboden künftiger Kriege. — Praktische und ideelle Gründe, die zum Widerstand gegen ein Eroberervolk führen. — Wesen und Aufgaben des Staates widersprechen der Eroberung volksfremder Gebiete. — Zusammenfassendes Urteil: Die Lösung der Landfrage ist auf dem Wege der Eroberung nicht zu erreichen. — Der Krieg als der Befreier aus Uebervölkerungsnot. — Die Bevölkerungstheorie des Malthus, eine anscheinende Rechtfertigung dieser Meinung. — Das Bevölkerungsgesetz. — Die geometrische Progession der Volks- und die arithmetische der Nahrungsvermehrung. — Vorbauende und positive Hemmnisse der Volksvermehrung. — Ueber die Wirkungen der schlimmen Armut. — Der Mensch und die Art seiner Abhängigkeit vom Naturgesetz. — Argumente gegen den Malthusianismus; ihre kritische Würdigung. — Die wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts und das Bevölkerungsgesetz. — Uebervölkerung und Kriegssehnsucht. — Der 30jährige Krieg und seine Rassenwirkungen. — Rückschlüsse auf die gegenwärtige Lage des Menschengeschlechts. — Die Stellungnahme der natürlichen Religion. — Die Malthusschen Grundsätze in ihrer falschen Anwendung. — Die Unterschätzung der Mittel der rechten Heimatpolitik. — Notwendige Ergänzung des Bevölkerungsgesetzes durch den Sozialismus. — Die unlösbaren Beziehungen zwischen Bevölkerung und Heimaterde; die Notwendigkeit der rechten, auch zahlenmäßigen Anpassung. — Die Vernunft als berufene Wegweiserin in den Fragen der menschlichen Lebenserneuerung. — Der religiöse Sinn des Geschlechtslebens.

Der Krieg und die Auslese. — Nicht das kulturell wertvollste Volk ist im Kriege stets das siegreiche. — Beispiel der Mauren. — Warum der Krieg im Rahmen der Nation dem Prinzip der Auslese entgegengesetzt wirkt. — Die allgemeine Wehrpflicht und ihr Einfluß auf die rassenhygienischen Wirkungen des

Krieges. — Volksheer und Eroberungskrieg als innere Gegensätze. — Der Industrialismus als die Wurzel der modernen Kriege. — Industrialismus und Imperialismus. — Die russisch-französischen Handelsverträge und ihre Bedeutung für den Weltkrieg. — Ueber die chauvinistische Presse; ihre Wirkung in allen Ländern.

Die tatsächlichen ethischen Wirkungen des Krieges: er schafft die Gelegenheit zur patriotischen Hingabe; er entflammt das Feuer der Begeisterung. — Die religiöse Weihe der Augusttage. — Die lebendige Empfindung der Einheit der Nation. — Die psychologischen Erfahrungen der Kriegszeit. — Patriotismus und Menschheitsbewußtsein in ihrem gegenseitigen Kampf. — Auch das letztere läßt sich nicht ersticken. — Der Aufruf des Freiherrn von Biberstein zur Ueberwindung des Krieges. — Der Bund der germanischen Völker als Vorstufe der menschlichen Einheit. — Die eigentliche Bedeutung dieses Aufrufs. — Die Arbeit in ihrem Gegensatz zu der großen Kriegsforderung der Zerstörung. — Der Krieg, in der Vorzeit unentbehrlich, ist für arbeitende Völke nicht mehr der große Erzieher. — Die schaffende Tat des Friedens ist menschlich größer, als die zerstörende des Kriegs. — „Von den Männern der schaffenden Tat." — Von der bindenden Kraft der Arbeit. — Die Arbeit als Erzieherin zur Achtung vor dem Menschen. — Das Bewußtsein der Solidarität aller Vernunftbegabten als notwendige Grundlage des künftgen Weltfriedens. — Dieses Bewußtsein ist gleichbedeutend mit Religion. — Sehnsucht nach aufrichtiger Religiosität als Merkmal der Zeit. — Warum die Religiosität des Kirchentums diese Sehnsucht nicht befriedigt. — Jesus und der künftige Weltfriede. — Die natürlichen Offenbarungen des Herzens als Grundlage seiner religiösen Weltanschauung. — Die Natur als Quelle der höchsten religiösen Erkenntnis. — Die neue Botschaft der Entwicklungslehre. — Wider den Pseudo-Darwinismus. — Was die Tierheit dem Menschengeiste offenbart. — Die Betrachtung der Natur erzieht zur Demut wie zur Menschenwürde. — Ein Wort Schillers. — Die Frage an die Zukunft. — Ein Geleitwort.

Die All-Einheit.

Der Mensch hat eher nicht vollkommene Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat verschluckt die Anderheit.

Aus des Angelus Silesius Cherubimischen Wandersmann.

Solange es Menschen gibt, die höheres seelisches Leben besessen und dieses durch das Mittel literarischer Aufzeichnung der Nachwelt übermittelt haben, sind es zwei Grundforderungen gewesen, die ihr Sinnen und Denken beherrscht und ihren Handlungen die Richtung gegeben haben. Die eine bekundet sich durch das Streben, in den Stürmen und Leiden des Daseins einen Trost zu finden, einen Weg, der aus dem Wechselvollen und Vergänglichen heraus dem Festen und Ewigen entgegenführe, der andere durch den Trieb nach Erkenntnis, durch jenen Willen auf den Grund der Dinge zu schauen, ihren Ursprung und ihre gegenseitigen Beziehungen vernunftgemäß zu erfassen. In dem erstgenannten Streben nach Trost und Erhebung liegen die Wurzeln von Religion und Kunst, in dem letzteren, dem Forschungstriebe, diejenigen der Wissenschaft.

Warum braucht die Menschheit Trost? — Wollten wir den Erklärungen gewisser neuzeitlicher Philosophen Glauben schenken, so wäre das Trostbedürfnis allerdings nur eine schlechte Angewohnheit der Menschen, eine Schwäche derer, die nicht imstande sind, mutig leben, d. h. diejenigen Vorteile für sich nutzbar machen zu können, die dem Menschen aus seiner einzigartigen Stellung im Kosmos erwachsen. Es wurzele — so etwa führen sie ihre Lehre weiter aus — in einer ererbten und durch die Erziehung verschlimmerten Unfähigkeit, sich mit den harten Tatsachen des

Weltgeschehens, so vor allen Dingen mit der des Todes, mannhaft abzufinden. Anstatt nach Trost zu verlangen — so schließen diese Philosophen ihre Klarlegungen ab —, sollte die Menschheit lieber Mut erstreben, Mut um die wirklichen oder eingebildeten Hemmungen einer gedeihlichen Lebensentfaltung tapfer zu überwinden. — Wenn auch solche Erwägungen keineswegs ohne Wahrheitsgehalt und gegenüber einer weitverbreiteten, lebensfeigen Melancholie, die im Müßiggang wurzelt, durchaus am Platze sind, so werden sie doch dem psychologischen Problem als Ganzes keineswegs gerecht. Es bedarf nur einer ehrlichen Selbstprüfung, eines Rückblicks auf die dunklen Stunden des eigenen Lebens, um die Nichtigkeit jener Beweisführung (soweit diese nämlich Allgemeingültigkeit beansprucht) vor uns zu enthüllen, und diese durch die persönliche Erfahrung gewonnene Ueberzeugung wird durch die Kenntnis des menschlichen Lebens im allgemeinen sowie durch die vorurteilsfreie Betrachtung des Werdeganges der Völker nur bestätigt. Verweilen wir beispielsweise in der jüngsten Vergangenheit und in der Gegenwart des eigenen Volkes, betrachten wir sein Verhalten in dieser seiner großen Schicksalsstunde, so werden wir uns der Erkenntnis nicht verschließen können, daß das Verlangen nach Trost weder ein oberflächliches noch ein eingebildetes Bedürfnis der menschlichen Seele darstellt, sondern daß es ganz tief in ihrer Natur verankert liegt. Mögen ruhige Zeiten im Leben des einzelnen wie des Volkes dies auch vorübergehend vergessen machen, die Stunde der Not wird es wieder enthüllen, und auch der wackerste Kämpfer, der sein Leben für eine Idee einzusetzen freiwillig bereit war und dessen persönlicher Mut über jeden Zweifel erhaben ist, sucht spähend nach der Brücke, die ihn über die Schrecknisse des Todes hinweg und der ewigen Macht entgegenzuführen vermöge. Der Mensch ist nun einmal das einzige Wesen auf diesem Planeten, das mit vollem Bewußtsein lebt, aber gerade dieser wahrhaft Lebendige trägt auch allein die Gewißheit des Todes mit sich herum. Er kennt die Gesetze seines Werdens, er weiß um sein Wachstum und um seine Blütezeit; er vermag die eigene Entwicklung zu fördern und zu steigern —, aber inmitten dieser Machtfülle steht er ohnmächtig einer Unabänderlichkeit gegenüber, nach welcher er selbst und alles, was seinem Herzen teuer ist, welken und vergehen muß. Die Tragik dieser Tatsache ist so groß, daß auch die geschickteste Dialektik sie nicht wegzuleugnen vermag. Sie ist zu allen Zeiten schwer empfunden worden, und darum ist es selbst-

verständlich, daß jeder Versuch, sie zu mildern, jede Botschaft, die eine helle Antwort auf diese dunkelste Frage zu geben versprach, auf einen empfänglichen Boden fallen mußte. Die Sehnsucht nach Leben, nach Leben, das den Tod überdauert, ist die eigentliche Nährquelle aller Religionen; diese zu befriedigen, ist letzten Endes ihre wahre Aufgabe. Alle großen Religionsstifter und Religionsverkünder sind sich klar über diese Grundtatsache gewesen. So bekennt Buddha: „Zu leben mit der Erkenntnis der Unvermeidlichkeit des Leidens, des Hinwelkens, des Alters und des Todes ist unmöglich. Man muß sich selbst vom Leben befreien, sowie von jeder Möglichkeit des Lebens." Diese Befreiung des Menschen aus der Beschränktheit und den Widersprüchen des Einzeldaseins ist für Buddha das Versinken des Geistes in seinen Urgrund, die Gottheit. In hervorragender und einzig schöner Weise wurde dieses Ziel aller Religionen im echten, im Urchristentum erreicht. Indem es demjenigen das ewige Leben verhieß, der unter Preisgabe der persönlichen Glücksforderung sein Leben in den Dienst des Nächsten stellte (den es als Bruder oder Schwester zu begreifen lehrte), befriedigte es nicht nur den Lebenshunger des sterblichen Menschen, sondern es erreichte auch eine Steigerung, eine Vergeistigung des zeitlichen Daseins, die dem gläubigen Christen die Freuden der Seligkeit im voraus empfinden ließ.

Mit der Hinneigung zur Religion als der Ueberwinderin des Todes hängt diejenige zur Kunst auf das innigste zusammen. Ihre Beziehungen sind, was Grund und Wirkung anbelangt, in der Tat so eng, daß ich es für keine Abschweifung halte, gleich an dieser Stelle zum Probleme der Kunst Stellung zu nehmen. Auch die Kunst ist dem Menschen ein Mittel, sein Wesen dem Fluche der Vergänglichkeit zu entziehen. Je machtvoller das Glück zu leben, die Freude an der Schönheit, die Beseligung durch die Liebe, die Erschütterung durch den Schmerz vom Menschen empfunden werden, je gebieterischer macht sich in ihm die Forderung geltend, für diese Erlebnisse einen Ausdruck zu finden, der sie der Vergessenheit entreiße und so aus dem seelischen Besitz des Einzelnen ein Gut der Menschheit mache. Der Künstler ist es, der dem vorübergehenden Eindruck eine Form zu schaffen und dadurch Dauer zu geben vermag. Wenn auch nur er bei seiner Arbeit die Wonne des Schaffenden genießt, so wirkt er dennoch befreiend auch auf diejenigen, die in seinem Kunstwerk ihre eigenen Erlebnisse und Eindrücke verklärt wiederfinden dürfen. Die Preisgabe

des Rein-Persönlichen, das Aufgehen im Allgemein-Menschlichen sind also Merkmale ebenso der religiösen wie der künstlerischen Erhebung. Die entwickelte Seele empfindet es eben nicht als Verlust, sondern als eine Steigerung, die Grenzen ihres eigenen Wesens einmal zu verlassen, um in einer großen Einheit Menschheit oder All aufgehen zu können. Aus dieser Auffassung der Kunst geht aber unbestreitbar folgendes hervor: Nur die großen allgemein-menschlichen Erlebnisse, die Geheimnisse der Geburt und des Todes, die Liebe und die Freundschaft, das Heimats- und Vaterlandsgefühl, die Naturfreude und ähnliche Grundtatsachen des menschlichen Lebens stellen das Reich der Kunst dar während alles Spezielle, Nur-Persönliche seinem Wesen nach unkünstlerisch ist. So ist auch die L'art pour l'art - Devise, jene vornehme Absonderung des Künstlers aus der Einheit einer nach Zielen strebenden Menschheit, mit dem Wesen wahrer Kunst nicht vereinbar. Der Künstler ist ein Priester der Gottheit, und seine Tätigkeit müßte sinnlos werden, wenn er keine Gemeinde fände, die aus seinen Werken Offenbarungen schöpfen wollte.

Auch die in den Kriegszeiten oft erhobene Forderung einer Begrenzung der Kunst durch den Rahmen des Nationalen erscheint mir aus diesem Grunde als eine durch die Leidenschaftlichkeit der Zeit bedingte Verirrung. Da die Kunst der erhebende Ausdruck des Wahrhaft-Menschlichen ist, so stellt sie ebenso wie die Religion das natürliche Bindeglied zwischen den Menschen aller Nationen dar.

„Ich glaube, daß es unserer Tonkunst beschieden sein wird, die ersten Brücken friedlichen Einklangs von Volk zu Volk zu schlagen. Am Tage nach Friedensschluß bin ich bereit, nach Paris, London, in jede jetzt noch feindliche Hauptstadt zu gehen und sicher, überall Verständnis zu finden." — So äußerte sich — gemäß dem Berichte einer deutschen Zeitung [1]) — der geniale Leiter des Leipziger Gewandhausorchesters, nachdem er in der Hauptstadt der Schweizer Eidgenossenschaft einer andachtsvoll lauschenden, völlig internationalen Menge die göttlichen Offenbarungen edelster deutscher Musik erschlossen hatte. — Das war im November 1916!

Die Geschichte liefert den Nachweis, daß in den verschiedenen Zeitaltern das Kunstleben aller Kulturnationen durch die gleichen Einflüsse befruchtet und von den gleichen Fragen bewegt worden ist — nämlich denjenigen, welche der Menschheit auf ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe die naheliegendsten und wichtigsten sind. Sie zeigt

ferner, daß die gegenseitige künstlerische Beeinflussung der Menschheit auch zu einer Bereicherung des seelischen Lebens innerhalb der Nationen geführt hat, ja, daß ohne diese Wechselwirkung höhere Kunstentfaltung überhaupt nicht möglich ist (siehe Millets bedeutungsvoller Einfluß auf die deutsche Landschaftsmalerei). Nicht der Inhalt der Kunst — der überall der Ausdruck des Rein-Menschlichen ist — kann national sein, wohl aber muß die Art, mit der der Künstler sich mit diesem Inhalt auseinandersetzt, die Form, die er ihm verleiht, die nationale Eigenart zum Ausdruck bringen. In diesem Sinne aufgefaßt, bedeutet nationale Kunst dann auch Bereicherung, Vertiefung des Allgemein-Menschlichen in seiner Darstellung durch ein besonders geartetes Volk. Im Sinne einer Absonderung und Einschränkung müßte nationale Kunst jedoch zu einer Verengung und Verringerung der Volksseele, also zu durchaus unpatriotischen Wirkungen führen.

Warum verlangen wir Menschen nach Erkenntnis? — Nun, aus dem gleichen Grunde, aus welchem wir nach Trost verlangen, nämlich aus dem der Notwendigkeit. Die Fähigkeit, zur Erkenntnis zu gelangen, d. h. Erfahrungstatsachen im Geiste festzuhalten und ein auf die Zukunft gerichtetes Handeln nach ihnen einzurichten, hat nicht nur dem Menschen die Fortführung seines Lebens in einem immer rauher werdenden Klima gesichert (siehe fortschreitende Eiszeit, deren Einsetzen bereits den Menschen vorfand); sie ist geradezu das Mittel gewesen, ihn aus seiner einstigen bedingungslosen Abhängigkeit von den Naturgewalten zu befreien und eine gewisse Herrschaft über diese anzubahnen. Wohl mögen Tier und Urmensch vom gleichen Instinkt geleitet worden sein, als sie, der Erinnerung an ein früheres Lustgefühl folgend, das Feuer suchten, um sich an ihm zu wärmen, aber als das Hirn des letzteren den Gedanken gebar, die sich vorübergehend bietende Möglichkeit der Erwärmung durch zweckmäßige Vorkehrungen zu einer dauernden umzugestalten, tat er vielleicht den entscheidenden Schritt zu seiner eigentlichen Menschwerdung. Auch das Tier ist durch die Erfahrung zu Trutz und Abwehr gegen feindliche Gewalten erzogen worden (ist doch nach Darwin dieser Kampf ums Dasein die eigentliche Triebkraft seiner Entwicklung), daß aber neben der instinktiven, d. h. rein gefühlsmäßigen Anpassung eine durch das Denken beeinflußte, veränderte Lebensführung einsetzen konnte, bedeutet eine neue Aera in der Entwicklungsgeschichte des Lebens. Dieser seiner Erkenntnisfähigkeit verdankt der

Mensch alle Fortschritte, die er auf seinem langen und mühevollen Wege aus dem Naturzustande zur Kultur getan hat. Selbst seine Hände, die hierbei so unentbehrlichen Werkzeuge, wurden erst durch die Leitung des Gedankens zu wirklichen Helfershelfern der Menschwerdung. Denkend gelangte der Mensch in Besitz jener sinnvollen Waffen, die es ihm ermöglichten, einen an Kraft überlegenen Feind nicht nur abzuwehren, sondern auch zu erlegen und sich zur Nahrung nutzbar zu machen, — denkend ersann er die Herstellungsart für seine wärmenden Kleider, für die Methoden der Zubereitung und der Aufbewahrung seiner Nahrung, die ihm dazu verhalfen, den Wechsel der Jahreszeiten siegreich zu überstehen, — denkend fügte er seine ersten sozialen Ordnungen, in deren Rahmen eine von den Führern als zweckmäßig erkannte Lebensweise allen Genossen des Stammes zur Pflicht gemacht wurde. Ist es erstaunlich, daß bei den unendlichen Vorteilen, die der Mensch durch seine Denkfähigkeit gewann, diese in immer steigendem Maße angewandt und durch den Gebrauch gestärkt und fortentwickelt wurde?

Wahrheitsforschung und Troststreben, beide einer tiefinneren Wesensforderung des Menschen entsprossen, mögen lange nebeneinander hergegangen sein, ehe ein gegensätzlicher Konflikt sich bemerkbar zu machen begann. Der einfache Mensch, in hartem Kampf gegen die Naturgewalten ringend, stillt seinen Erkenntnisdrang an den Erfahrungstatsachen seines täglichen Lebens, d. h. an dem Nahen und Nächstliegenden; aber als Trostsucher, als Philosoph, geht auch er auf das Ganze. Er gleicht darin den Kindern, denen, obwohl sie von geringen Erfahrungen und dementsprechend von mangelhafter Erkenntnis sind, Fragen über Ursprung und Zukunft der Welt naheliegend und geläufig sind. Sie verhalten sich unkritisch bei ihrer Beantwortung, solange sie nicht in der Lage sind, diese auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen zu können, und solange das Vertrauen auf die Weisheit ihrer Erzieher noch durch nichts erschüttert wurde. Gleich ihnen nimmt auch der primitive Mensch die religiösen Erklärungen seiner Führer kritiklos hin und unterwirft sich willig ihren Forderungen. Erst mit dem wachsenden Erfahrungskreis des Einzelnen entsteht langsam die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Glauben und Wissen. Das reifende Kind und der einfache, aber zu ausgedehnterer Erfahrung gelangende Mensch befindet sich in dem gleichen kritischen Seelenzustande. Hier wie dort beginnt das durch die Erfahrung geförderte Denken Breschen in den

Autoritätsglauben zu legen. Der Verfasser des ehrwürdigen Schöpfungsmythos muß bereits gewußt haben, daß das Denken jene Macht ist, aus welcher dem Glauben Gefahr droht; darum ist in seiner Darstellung der Trieb nach Erkenntnis zur Ursache des Sündenfalls geworden. Und auch ein Paulus, der philosophisch geschulte Begründer des christlichen Dogmenglaubens, stellt die Forderung auf, daß der Mensch seine Vernunft gefangen nehmen müsse unter den Glauben. Aber der unvermeidliche Konflikt zwischen Glauben und Wissen, welchen klarsehende Männer schon so zeitig entdeckten, war auf frühen Kulturstufen jedenfalls nicht allgemein fühlbar. Auch hier gilt es, die Relativität der Entwicklung der Menschheit im Auge zu behalten und deren Sonderung in Führer und Geführte, in Denker und Volk. Aber der Riß, der anfänglich nur in der Seele einzelner Denker klaffte, und von dessen Vorhandensein uns Weisheitssprüche Salomonis, Aufzeichnungen Buddhas und viele andere Dokumente menschlichen Seelenringens Zeugnis ablegen, mußte sich doch im Geistesleben immer zahlreicherer Menschen fühlbar machen in dem Maße, in dem der menschliche Erkenntnisdrang sich immer neuer und immer ausgedehnterer Gebiete des Seins und des Geschehens bemächtigte. Dieser Prozeß ist in der Gegenwart noch im Gange; schon aber läßt sich mit Sicherheit voraussehen, daß eine Versöhnung der durch den menschlichen Forschergeist herausgearbeiteten Erkenntnisresultate und der Glaubenslehren, die von der Kirche, als der offiziellen Hüterin des Glaubens, festgelegt worden sind, nicht mehr möglich ist, ohne daß den ersteren Gewalt angetan werde.

Warum — so frage ich — schaltet nun eine denkende Menschheit in ihrer Gesamtheit den Glauben nicht aus, warum erhebt sie nicht die so fest begründeten Forschungsergebnisse über eine als spekulativ erkannte Glaubenslehre? — Nun, weil diese Menschheit ihre Ewigkeitssehnsucht, ihr elementares Bedürfnis nach Trost, nicht auszulöschen vermag, und weil ihre ganze große Wissenschaft, bisher in immer zahlloser werdende Einzelwissenschaften gespalten und wenigstens scheinbar der inneren Einheit entbehrend, wenig zur Befriedigung dieser unabweisbaren Seelenforderung beigetragen hat.

Warum aber — so frage ich weiter — verzichtet eine Menschheit, welche in der Religion ihren Trost gefunden, nicht auf die Forschung? Warum begibt sie sich immer von neuem in ein Labyrinth, in dem jene Fäden, die sie so fest und klar mit dem offenbarten Gotte verbinden,

sich stets von neuem verwirren müssen? — Doch nur, weil sie sich mehr oder weniger klar bewußt ist, daß sie mit solchem Entschluß auf die Möglichkeit weiterer Entwicklung verzichten, daß sie mit der Freiheit des Gedankens das eigentliche Wahrzeichen ihres Menschentums opfern würde.

Hierbei muß noch hervorgehoben werden, daß der Wille zur Erkenntnis — obwohl durch die Notwendigkeit im Menschen erweckt und entwickelt —, doch auch ein Trieb ist, also im Gefühlsleben verankert liegt. Jede Betätigung, die zur Aufrechterhaltung oder zur Steigerung des Lebens notwendig ist, pflegt jedoch Lustgefühle im Lebewesen hervorzurufen. Ich weise hier auf die Lust bei der Befriedigung des Nahrungstriebes hin, die nicht nur in der Freude an Speise und Trank, sondern auch in der Jagdfreude des Naturmenschen zum Ausdruck kommt, — ich denke an die Freuden, welche die Betätigung des Fortpflanzungstriebes dem Menschen bereitet, und zwar ebenso die sinnlichen wie die seelischen Empfindungen des Liebes- und des Mutterglücks —, ich erinnere an die Lust, die mit der Befriedigung des Tätigkeitstriebes Hand in Hand geht, eine Lust, die je nach der Entwicklungsstufe des Menschen sich als Spiel-, Kampfes- oder Arbeitsfreude darbietet —, ich gedenke schließlich an das befriedigende Gefühl, das wir bei einem durch starken Kräfteverbrauch bedingten Ausruhen empfinden, ein Gefühl, das zu dem Worte Anlaß gab: „Ein volles Müdewerden ist schon ein halbes Glücklichsein." Ebenso wie alle anderen lebenssteigernden Vorgänge, ist aber auch die Denktätigkeit des Menschen mit Lustgefühlen verbunden, mit Empfindungen, die so stark und so tief beglückend sein können, daß sie, wie zahlreiche Beispiele der Weltgeschichte und des täglichen Lebens beweisen, dem höher organisierten Menschen alle Freuden der Sinne zu überbieten vermögen.

Warum gab ein Spinoza Volk und Heimat preis, warum wanderte er als Ausgestoßener in eine ihm, dem Juden, doppelt feindliche Fremde? Warum fristete er dort bei mühseliger Fronarbeit sein tägliches Leben, während die Annahme des pfalzgräflichen Angebots einer Professur in Heidelberg ihn allen Nahrungssorgen, allen physischen Entbehrungen entrissen hätte? — Doch nur, weil die in ihm aufsteigende Erkenntnis von der Einheit des Alls und von der Zugehörigkeit des Menschen zu diesem über alle Maßen herrlichen Organismus ihm so unendliches Glück bereitete, daß er seiner Denktätigkeit keine, auch nicht vergoldete Fesseln aufzuerlegen vermochte.

In Summa: Das Wahrheitsstreben des Menschen ist eine Empfindung von ebenso elementarer Kraft, wie sein Trostbedürfnis. Weil zwei gleichstarke Lebensforderungen nicht dauernd im Gegensatz zueinander befriedigt werden können, so ist es sicher, daß bei immer stärkerer Zuspitzung eines bestehenden Konfliktes eine Auseinandersetzung zwischen beiden, die zu einer Vereinheitlichung führen muß, unvermeidlich werden wird.

Im Gegenwärtigen jedoch stellen sich die beiden Grundwerte unseres seelischen Lebens als zwei mit Edelsteinen beladene Schalen einer Wage dar, die beide annähernd gleich belastet sind, doch auf und nieder steigen, je nachdem äußere und nur vorübergehend wirkende Kräfte der einen oder der anderen Schale erhöhtes Schwergewicht verleihen. Es sind die stillen Zeiten, die Tage friedlich-fruchtbarer Arbeit und Schöpfertätigkeit, die die Schale der Erkenntnis tief zu uns herabneigen — es sind die Zeiten der Not, der Furcht und bangen Hoffnung, die uns die Schale des Trostes näherbringen. In der höchsten Ekstase der Glaubensseligkeit wie des Erkenntnisjubels kennt der Mensch keinen Zwiespalt, er fühlt sich eins mit Gott und der Welt, er hat den Frieden für seine Seele. In allen dazwischenliegenden Zuständen, und diese sind die normalen, bleibt dem strebenden Menschen der klaffende Riß in seiner Seele nicht verborgen.

Wo immer das Bewußtsein eines verderblichen, kräftezerstörenden Zwiespalts erwacht ist, da regt sich der Wille, durch den Zwiespalt hindurch zur Einheit zu gelangen. Wir haben gesehen, wie gerade der Einheitswille die treibende Kraft in allem höheren Seelenleben ist, wie er auch das Trostleben der Menschheit beherrscht und in Religion und Kunst nach Befriedigung sucht, — wir wissen ferner, daß gerade in unserer Zeit die Vereinheitlichung der bisher in zahllose Einzeldisziplinen gespaltenen Wissenschaften eifrig erstrebt wird, und daß zum mindesten für jene gewaltigen Wissenszweige, die sich mit der Lehre vom Organischen befassen, im Gesetz der Entwicklung das zusammenfassende Einheitsband bereits gefunden und gegen alle Zweifel sichergestellt worden ist. Wie könnten wir nun darauf verzichten, auch bei den höchsten und letzten Werten unseres Lebens, bei unserem Verlangen nach Trost und nach Erkenntnis durch Zwiespältigkeit und Halbheit zur Einheit und zur Fülle hindurchzudringen? Bedenken wir wohl: Wo immer wir im Bereiche unserer täglichen Erfahrung auf Widersprüche und scheinbare Sinnlosigkeiten im Rahmen des natürlichen Geschehens stießen, ist unsere mangelhafte Erkenntnis, nicht

das Fehlen einer Gesetzmäßigkeit, an dem erhaltenen Eindruck schuld gewesen. Belehrt uns nicht beispielsweise die Medizin, die wohl den umfassendsten Einblick in die Werkstätte des Lebens gewährt, daß alle Vorgänge unseres Körpers, auch die scheinbar sinnlosen oder gar uns bedrohenden, in einer tiefen Notwendigkeit, d. h. Gesetzmäßigkeit, ihren Grund haben? Wie sollte es denn denkbar sein, daß bei dieser erwiesenen Vernünftigkeit der Einzelheiten die letzten Ziele des Weltgeschehens unvernünftig sein könnten? Wie wäre es ferner denkbar, daß, während alle anderen Triebe dazu bestimmt sind, ihre Befriedigung zu finden, unser Geschlecht dazu verurteilt sein sollte, niemals die beiden Grundforderungen seines Seelenlebens, Ewigkeitssehnsucht und Wahrheitsstreben, ohne deren gegenseitigen Widerspruch befriedigen zu können? Wie einfach erscheint dagegen nachstehende Schlußfolgerung: Da j e n e Widersprüche, die sich bei der Betrachtung von Einzelvorgängen ergeben, durch schärferes Denken, durch bessere Forschungsmethoden gelöst werden können — so müssen auch die Widersprüche, auf die wir in bezug auf das Ganze bei unserem Ewigkeits- und Wahrheitsstreben stoßen, das sind also die Widersprüche zwischen Religion und Wissenschaft, letzten Endes nicht unüberwindlich sein. Wenn eine reinere und tiefere Erkenntnis von diesen beiden ihre letzten verschleiernden oder gar entstellenden Hüllen fortgenommen haben wird, muß ihre vollkommene Harmonie für uns erkenntlich werden. Dann aber wird eine eindeutige, Geist und Gemüt befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens gefunden sein.

Der Weihnachtsstern, der einer zukünftigen, vollkommeneren Menschheit auf ihrem Wege ins gelobte Land leuchten und Glanz in die Nacht der Vergänglichkeit gießen wird, kann dann nicht mehr den Weisen eine Torheit und den Klugen ein Aergernis heißen, und ebenso: Die Frucht der Erkenntnis, welche eben diese Menschheit vom Baume des Lebens pflücken darf, wird dann nicht mehr mit der Vertreibung aus dem Paradiese einer tiefempfundenen Gotteskindschaft bezahlt werden müssen.

Mag das schließliche Zusammenklingen von Trost- und Wahrheitsstreben und von ihren Endwirkungen Religion und Wissenschaft immerhin eine Hypothese genannt werden — auch die Lehre von der Umdrehung der Erde um die Sonne war einst eine Hypothese, und dazu eine heftig angefochtene —, so ist dies doch eine Hypothese, die bei der Natur unseres Seelenlebens und bei dem gegenwärtigen Stande unserer Erkenntnis

logisch notwendig ist. Mit allen durch die Notwendigkeit gebotenen Hypothesen hat sie vor allem dies gemein, daß sie menschliche Geisteskräfte in Bewegung setzt und ihrem Streben ein Ziel gibt, dessen Erreichung der Mühe wert ist.

Mit der Begründung und Formulierung dieser Hypothese habe ich zugleich den Grundzug der natürlichen Religion klarzulegen versucht, einer Religion, die keine Dogmen besitzt, die ebenso Einheitsglaube wie Pantheismus genannt werden kann. Wenn diese Religion, die die Befriedigung unserer Ewigkeitssehnsucht und unseres Wahrheitsdranges unter Ausschaltung von Widersprüchen erstrebt, auch auf die höchsten und letzten Fragen des Lebens noch keine endgültigen feststehenden Antworten zu geben vermag, wenn sie vielmehr erst ihren Anhängern die Pflicht auferlegt, selbst Gott- und Wahrheitsucher zu werden, so bietet sie eben gerade dadurch den neuen Einsatz, dessen die Menschheit auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe für ihre religiöse Entwicklung am notwendigsten bedarf.

Dogma, Geist des Christentums und natürliche Religion.

Freund, so Du etwas bist, so bleib doch ja nicht stehn:
Man muß aus einem Licht fort in das andere gehn.

Angelus Silesius.

Die wichtigste Frage, mit welcher es sich nach der allgemeinen Zielstellung im Rahmen unserer Aufgabe auseinanderzusetzen gilt, lautet: Stehen der Einheitsglaube und die ihm entquellende religiöse Weltanschauung ihrem Wesen nach im Gegensatz zum Christentum? Die Antwort — um es kurz zu machen — heißt: Ja — wenn wir die dogmatische christliche Glaubenslehre — nein — wenn wir den Geist des Christentums, seine ethischen Ziele, seine seelenbildenden, erzieherischen Mittel ins Auge fassen.

Es ist nicht möglich, in den Grenzen dieses Buches eine umfassende Klarlegung des christlichen Dogmas folgen zu lassen. Es ist dies auch nicht notwendig, da der Mehrzahl unserer Volksgenossen die Kenntnis davon in jahrelangem Religionsunterricht übermittelt worden ist. Es möge daher die Darbietung eines einzigen Beispiels genügen, um meine Behauptung von der Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Dogma logisch zu begründen.

Als das Zentrale in der christlichen Glaubenslehre (ich wähle hier absichtlich einen Ausdruck, der aus der Terminologie des Neu-Protestantismus stammt) muß sicherlich die Erlösungslehre betrachtet werden. Sie verkündet:

Der Mensch ist fertig und vollkommen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Er besaß die Freiheit des Willens, die ihm die Wahl zwischen Gut und Böse ermöglichte. Er wählte die Sünde, deren Folge die Verdammnis ist. Die Wirkungen der Verdammnis aber sind diese: Der Zwang zur Arbeit (Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen), der Mißerfolg und die Enttäuschung (Dornen und Disteln soll dir der Acker tragen), die körperlichen Leiden (so vor allen Dingen das an das Weib gerichtete Strafurteil: Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären) und die endliche Vernichtung durch den Tod. (Du bist Erde und sollst wieder zur Erde werden.) — Aber der gerechte strafende Gott, der sich in diesen Urteilssprüchen verkündete, so lehrt das christliche Dogma weiter, ist auch der Gott der Liebe; deshalb empfand er Mitleid mit denen, die unter dem Fluche der Verdammnis schmachteten. Er bot ihnen einen Ausweg, durch den die Folgen der Verdammnis für die Zeitlichkeit gemildert, für die Ewigkeit aufgehoben werden konnten. Dieser Ausweg ist die Erlösung durch den Sohn, der mit seinem freiwilligen Opfertode die Sünden der Welt büßte. Der Mensch, der den Glauben an ihn besitzt, macht sich des Preises des Opfertodes teilhaftig, und während sein Streben, durch eigene Kraft zur Gerechtigkeit zu gelangen, als aussichtslos, ja als verderblich betrachtet wird, erlangt er durch den Glauben die Gnade, und durch die Gnade Sündenvergebung und Seligkeit. — So die Lehre von der Erlösung.

Ihr möge als Parallele eine kurze Zusammenfassung der durch die naturwissenschaftliche Forschung begründeten Entwicklungslehre folgen.

Der Mensch — so erfahren wir von ihren Verkündern — ist ein Glied der Natur, und als solches wie alle übrigen den auf die Notwendigkeit begründeten ewigen Gesetzen des Alls unterworfen. Wie alle anderen Lebewesen, so entwickelte sich auch der menschliche Organismus aus einfacheren, und diese wieder aus einfachsten Daseinsformen. Durch ihr erfolgreiches Zusammenarbeiten mit der Geologie und der Paläontologie ist es der Zoologie gelungen, in den Stammbaum des Menschen von frühen Entwicklungsstufen an Einblick zu gewinnen, und die Resultate dieser Wissenschaften haben durch die Embryologie, einen ganz jungen Wissenszweig, eine ungeahnte Bestätigung gefunden. Das durch die embryologische Forschung entdeckte biogenetische Grundgesetz lehrt uns, daß der werdende Mensch im Mutterleibe in einem Zeitraum von neun Monaten von der

Zelle an alle jene Daseinsphasen zusammengedrängt wiederholt, welche die Menschheit als Ganzes in einem unendlich langen Entwicklungsprozeß durchlaufen mußte.

Ist es auch dem Laien nicht wie dem Forscher möglich, selbst Einblicke in die geheime Werkstatt des ewig schaffenden Lebens zu gewinnen und so die embryonale Entwicklung seines Geschlechtes prüfend zu verfolgen, so bietet doch die fernere, der Beobachtung zugängliche Entwicklung des jungen Menschenkindes allen, die ein solches zum Leben auferziehen dürfen, Gelegenheit genug, sich von der Richtigkeit des biogenetischen Grundgedankens selbst zu überzeugen. Es ist die geistige Entwicklung des Kindes, die, wie bereits im vorigen Kapitel angedeutet, eine Bestätigung und Erweiterung des biogenetischen Gesetzes darstellt. Erfahren wir doch selbst, wie jedes neugeborene Menschenkind seelisch noch auf der Stufe des Tierischen steht, und wie es von dieser in deutlich wahrnehmbarer Entwicklung — deren verhältnismäßig schnelles Tempo nur durch die Mitarbeit seiner Umgebung ermöglicht wird — auf die Geistesstufe des Naturmenschen, dann auf diejenige des primitiven Kulturmenschen emporsteigen muß. Die geistige Höhe des vollentwickelten Kulturträgers wird vom jungen Menschen gewöhnlich erst nach Ablauf der Entwicklungsjahre erreicht.

Bei der stufenweisen mühevollen Entwicklung des Menschentums, die uns die wissenschaftliche Forschung nachgewiesen hat, kann logischerweise weder von einem zur Vollkommenheit Geschaffensein, noch von einem Sündenfall in dogmatischem Sinne die Rede sein. Ebensowenig ist es möglich, im Werdegang der Menschen das plötzliche Eintreten eines Verdammniszustandes festzustellen. Tod und körperliche Leiden, diese beiden Hauptargumente, die von christlicher Seite für ihr Vorhandensein geltend gemacht werden, sind ja wie in der Menschheit so auch im Tierreiche vorhanden. Nicht nur bei den Haustieren, auch bei den freilebenden, treten Krankheiten, besonders epidemischer Art häufig auf; auch im Tierreiche, wenigstens im hochentwickelten, bringt die Mutter ihr Kind unter Seufzen zur Welt — auch das Tier leidet furchtbar unter den Zähnen und Klauen seiner Feinde. Wer die christliche Glaubenslehre diesen Einwendungen gegenüber aufrechterhalten wollte, müßte sich zu der Annahme eines Sündenfalls auch innerhalb der Tierwelt folgerecht verstehen. Die Unschuld des Tieres, d. h. seine Ahnungslosigkeit gegenüber den Begriffen Gut und Böse, läßt aber eine solche Annahme nicht zu.

Was vermag uns nun die Naturwissenschaft über Wesen und Zweck des Todes zu sagen? — Sie lehrt uns, daß, wo immer das Leben eine gewisse Höhe der Entwicklung erreicht hat, das Individuum nur vorübergehender Träger desselben ist, und daß es nur als solcher für das Ganze Wert besitzt. Nachdem es sein Leben in sich gesteigert und entwickelt und an künftige Generationen weitergegeben hat, muß es als Individuum vergehen, um diesen neuen Generationen nicht nur Platz zu machen, sondern ihnen auch durch seine zerfallenden Ueberreste den Nährboden für ihre Lebensbetätigung zu bereiten. — Ebensowenig wie demnach der Tod der Sünde Sold, sondern vielmehr die notwendige Voraussetzung des Lebens ist, ebensowenig darf die Arbeit als Argument für den menschlichen Verdammungszustand angenommen werden. Die Arbeit, d. h. die Betätigung des Menschen, in welcher er seine Denkresultate (gewöhnlich mittels seiner Hände) in Schaffen umsetzt, ist ja, wie bereits früher nachgewiesen, gerade das, was menschliches und tierisches Wesen am sichtbarsten voneinander trennt. Die tierische, rein instinktive Betätigung des Nahrungstriebes läßt jedenfalls die beiden Hauptmerkmale der menschlichen Arbeitsleistung — Denken und schöpferisches Bilden — durchaus vermissen. Einzig der kunstvolle Nestbau gewisser Vögel und Insekten stellt eine, wenn auch unvollkommene Annäherung an die Arbeit in höherem Sinne dar. Wo ein unwirtliches, rauhes Klima dem Menschen seine Arbeit erschwerte und ihn durch Mißerfolg und Enttäuschung zwang, immer ausdauernder zu arbeiten, immer vollkommenere Arbeitsmethoden zu ersinnen, da trug gerade die Arbeit dazu bei, das Wahrhaft-Menschliche in ihm „herauszuarbeiten". Wenn der Mensch der nördlichen Zonen und derjenige der Tropen, obwohl beide von gleichen Vorfahren abstammend, eine so sehr verschiedene Entwicklung erlebten, so ist die Ueberlegenheit des ersteren über den letzteren wohl vor allem auf die Segnungen zurückzuführen, die ihm aus seiner mühevollen, entbehrungsreichen Arbeit erwachsen sind. Dagegen liegen in der tierischen Faulheit, die eine üppige Natur dem Neger gestattete, die Wurzeln seiner seelischen Stumpfheit und seiner Unkultur. Der Mensch ist also weder zur Vollkommenheit geschaffen, noch durch einen Sündenfall in einen Zustand der Verdammnis herabgesunken. Somit sind aber die Voraussetzungen zusammengebrochen, auf denen die Notwendigkeit einer Erlösung in dogmatischem Sinne sich aufbaut.

Die Preisgabe dieses mystischen Rettungswerkes wird den natur-

frommen Menschen um so weniger bedrücken, als es bei ehrlicher Prüfung weder die Bedürfnisse seines Gemüts noch die Forderungen seines sittlichen Bewußtseins befriedigen kann. Das Verhalten Gottes, der eine ihm zugefügte Beleidigung nicht zu verzeihen vermag, ohne ein blutiges Sühnopfer dafür zu verlangen, steht wohl in Uebereinstimmung mit einem primitiven Rechtsgefühl, das in der Rache seine vollkommene Befriedigung findet, aber nicht mit jener Vorstellung von Gott als eines höchsten sittlichen Wesens, die einer höheren Kulturstufe angemessen wäre. Auch die gewollte Marter eines Unschuldigen muß ein gesundes Rechtsgefühl eher verletzen als erheben, und schließlich steht die Vorstellung, daß der Preis dieses Opfertodes nur durch den Glauben gewonnen werden kann, zu sehr im Gegensatz zu einer höheren Erkenntnis, die gerade dem deutschen Volke seit langem aufging, und der sein größter Dichter unsterblichen Ausdruck verlieh, indem er die ewigen Mächte dem Menschen die Botschaft zuraunen läßt:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Nicht indem er sich fremden Verdienstes teilhaftig macht, sondern durch eigenes ehrliches Bemühen, durch unermüdliches Wahrheitsuchen und immer neue Arbeit an der eigenen Vervollkommnung gelingt es dem Menschen, die niederen Instinkte zu überwinden, die er als Erbe einer tierischen Vergangenheit noch in sich trägt, und die in seiner Brust den Kampf gegen sein besseres Wesen führen, gegen das Wahrhaft-Menschliche, das gleichbedeutend mit dem Göttlichen ist.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, jedem einzelnen christlichen Dogma nachzugehen, um seinen inneren Wahrheitsgehalt zu prüfen, doch bin ich sicher, daß weder die Auferstehung des Fleisches, noch die unbefleckte Empfängnis, noch die Höllenfahrt Christi, noch die Trinität Gottes als Vater, Sohn und Heiliger Geist einer rechtschaffenen, logischen Prüfung standzuhalten vermögen. Die moderne Theologie, die der Wissenschaft bereits die Konzession machen mußte, die ehedem als göttliche Offenbarungsquelle bedingungslos anerkannte Bibel mit dem Maßstabe der historischen Forschung zu messen, hat selbst nicht wenig dazu beigetragen, die Ueberzeugungskraft der kirchlichen Glaubenssätze zu erschüttern. Sie entdeckte, daß die Bibel, die, wie jedes andere Literaturwerk, von Menschenhand verfaßt sei, die Meinungen sehr verschiedener Zeiten und

noch verschiedenartigerer Menschen widerspiegele, und wenn sie hierdurch ihrer Bedeutung als großartiger Bekenntnisschrift auch keineswegs Abbruch tat, so lieferte sie doch damit die Erklärung für die in ihr enthaltenen offenkundigen Widersprüche. Die Bibelforschung fand aber auch, daß die Zusammenstellung von Aufzeichnungen, die auf den christlichen Konzilien erfolgte und deren Resultat der biblische Kanon ist, auf willkürliche Weise und unter Begehung zahlreicher Irrtümer vor sich gegangen sei. Wie wenig schon ein Luther an Mißgriffen seiner geistlichen Vorgänger, der Kirchenväter, gezweifelt hat, geht aus seinem Urteil über den Jakobusbrief hervor; er nennt ihn eine stroherne Epistel, am liebsten schmisse er ihn in die Elbe. — Wir brauchen uns zudem nur gewisse historische Vorgänge auf den Konzilien vor Augen zu führen, Vorgänge, die ähnliche auf dem Wiener Kongreß noch an moralischer Verkommenheit überbieten — wir brauchen uns nur der menschlich-sittlichen Persönlichkeit so mancher Kirchenväter zu erinnern, deren Entscheidung bei Festlegung der Glaubenssatzung den Ausschlag gegeben, um zu der Ueberzeugung zu gelangen: sie haben kein Recht, unserer religiösen Erkenntnis Schranken zu ziehen und unserem sittlichen Handeln Gesetze geben zu dürfen.[1])

Wie ist es möglich, daß man sich so lange vor Autoritäten gebeugt, die auf so schwachen Füßen stehen? Wie ist es möglich, daß man sich einer von ihnen festgelegten Glaubenslehre unterwarf, auch nachdem diese nicht mehr die Forderungen der Vernunft, noch die Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen vermochte? Sollen wir den Grund hierfür in der Oberflächlichkeit des Denkens suchen oder in der religiösen Gleichgültigkeit weiter Kreise oder in dem verkappten Egoismus einer Gruppe, die an der Aufrechterhaltung des Dogmas und der auf das Dogma begründeten Institutionen ein egoistisches Interesse hat? — Gewiß, alle diese Gründe tragen dazu bei, die innerlich überwundene Kirchenlehre nach außen hin zu konservieren, aber keiner liegt so tief verankert, ist so ausschlaggebend, wie dieser letzte, bisher noch nicht erwähnte. Es ist die bange Frage nach dem: Was nun?, die große Furcht vor der Leere, die das mürbe gewordene Dogma am allermeisten stützt. Was bleibt den Menschen — so fragt man sich —, wenn mit dem Dogma die uns so bitter notwendige, trostspendende Religion zerschellen sollte? Ist sie nicht seit Jahrtausenden so eng mit dem Dogma verknüpft gewesen, daß ihre Loslösung aus seiner Umklammerung beinah unmöglich erscheint? Was bleibt uns, wenn in den Zusammenbruch des

Dogmas Christus selbst hineingezogen werden sollte? Soll all das Lichte und Reine aus unserem Leben scheiden, das von seinem Wesen ausgeht? Sollen wir bei der Erziehung unserer Kinder auf jenes Mittel der Seelenbildung verzichten, das unsere Vorfahren durch den Hinweis auf sein göttliches Wort und auf sein erhebendes Beispiel besaßen?

Lösch nicht das Hölzchen, mag's auch rauchen,
Eh' du die Leuchte nicht gespeist.
Streich nicht die Worte, die wir brauchen,
Bevor du nicht die neuen weißt.

Diese Worte Eymers in Ibsens „Brand" sind vielen suchenden Seelen dieser Generation so recht aus dem Herzen gesprochen.

— — — — Aber sollte das gegenwärtige Geschlecht wirklich die Fähigkeit verloren haben, die matt gewordene Leuchte seines Lebens selbst zu speisen? Sollte es wirklich dauernd darauf verzichten, auf dem höchsten Gebiete geistigen Lebens, auf dem Gebiete der Religion, neue Werte auf neue Tafeln zu schreiben? — Nun, diese Frage möge vorläufig eine offene bleiben. Gewiß ist, daß die Religionsforschung den Nachweis erbracht hat, daß die Erlösungslehre, so wie die Kirche sie formulierte, nicht in Christus selbst ihre Wurzeln hat, sondern daß sie als ein Kind antiker Philosophie aus einer Verschmelzung der platonischen Ideenlehre mit jüdisch-alexandrinischer Religionsphilosophie hervorgewachsen ist.[2]) Erst Paulus, der in seiner Jugend zu den Füßen des Philosophen Gamaliel[3]) gesessen, der im Gegensatz zu den schlichten Jüngern Christi alles gelehrte Wissen seiner Zeit in sich aufgenommen hatte — erst Paulus, der Jesu nicht gekannt, hat die abstrakten Gedankenkonstruktionen, aus denen das Dogmengebäude gefügt wurde, auf die lebensvolle, zu Herzen sprechende Gestalt des Heilands übertragen und ihnen dadurch Kraft und Saft verliehen. Man wird hiergegen einwenden können, daß das Christentum gerade in dieser Verschmelzung zur Anerkennung gelangt und sich (wenn auch meistens in sehr äußerlicher Weise) die Erde unterworfen habe; dies zugegeben, kann dennoch nicht bestritten werden, daß zu allen Zeiten die innere Schönheit, die seelensteigernde Wirkung des Christentums da am vollkommensten in Erscheinung trat, wo es, losgelöst von jedem Dogmatismus, den wahren, d. h. den in Christus selbst wurzelnden Geist des Christentums verkünden durfte. Welches ist nun aber dieser Geist des

Christentums, dem so große Wirkungen innewohnen? Ich will es versuchen, mit wenig Worten seinen tiefen Inhalt anzudeuten:

Gott ist für Jesus der gute Vater im Himmel. Wie das Kind aus dem Wesen seines Vaters, so ist die Menschenseele aus Gott hervorgegangen. Wo die ursprüngliche Einheit der Gotteskindschaft fortbesteht, da ist Friede in der Menschenbrust, da ist das Himmelreich. Nirgends tritt diese Einheit vollkommener in Erscheinung, als in Christus, dem Sohne.

Die Sünde ist es, die die Einheit der Seele mit Gott zerstört, die den Menschen der Friedlosigkeit, der inneren Zerrissenheit preisgibt, die eben die Folge der verlorenen Einheit ist. Es gibt für Christus nur eine Sünde, das ist die Selbstsucht; sie ist die Gier der von ihrem Urquell losgelösten Seelen, die, indem sie nur für sich leben und alle Vorteile auf sich häufen wollen, die Harmonie des Ganzen ebenso wie den eigenen Frieden zerstören. In allen Verkehrtheiten des menschlichen Lebens erkennt Jesus die Selbstsucht als die eigentliche Wurzel des Uebels, aber keine der mannigfachen Formen, in denen sie sich darzubieten pflegt, ist seinem Herzen so zuwider, wie die der Heuchelei. Die unwahrhaftige Gesinnung, die den Schein für das Wesen einsetzt, die da ideale Beweggründe vortäuscht, wo sie egoistische Interessen befriedigt, findet in Jesus, dem sonst allezeit milden, einen schonungslosen Richter. „Du Heuchler", das ist gleichbedeutend mit dem Urteil der Verwerfung. — Es muß die Einfachheit der Kindesseele gewesen sein, die, wenn sie unberührt bleibt, ohne Falsch ist, die Jesus zum Kinderfreunde machte.

Die Ueberwinderin der Selbstsucht ist die Liebe. Gott ist die Liebe, und so kann auch durch sie die liebreiche Menschenseele trotz Irrtum und Schuld den Weg zum Urgrund ihres Wesens zurückfinden. Die Liebe des Menschen zu Gott, dem Vater im Himmel, schließt notwendigerweise die Liebe zu denen ein, die gleich ihm der Ausfluß der Gottheit oder Gottes Kinder sind, ja diese sind es vor allem, an denen der Mensch die Echtheit seiner Gottesliebe beweisen muß.

Aber die Selbstsucht, die den Menschen Gott entfremdet, gibt ihre Herrschaft über die Seele nicht freiwillig preis, es bedarf des Kampfes, um sie immer von neuem niederzuzwingen, und so macht nicht nur das Gefühl, sondern auch der Wille den wahren Christen aus. Die Arbeit an der eigenen Vervollkommnung, deren Ziel die Besiegung der Ichsucht und

die Befreiung der ewigen Liebe in der Menschenbrust ist, das ist für Christus das Eine, was not tut.

Alle großen und seelensteigernden Kräfte, die dem Christentum im Laufe der Jahrhunderte entströmten, haben in dieser Lehre, im Geiste des Christentums, seine Wurzeln, während alle niederen Erscheinungen, wie die Herrschsucht der Kirche, der Fanatismus mit seinen verheerenden Wirkungen, mit dem Dogma eng verknüpft waren. Alle Versuche, die im Wandel der Zeiten unternommen wurden, um das herrschende Christentum von seinen Schlacken zu befreien, zielten stets darauf, diesen ursprünglichen Geist wieder zu Ehren zu bringen, und je mehr die Träger dieser Bestrebungen selbst von diesem Geiste erfüllt waren, um so tiefgreifender war ihr Wirken. In Franziskus von Assisi, der, wie kein zweiter vor oder nach ihm, die Nachfolge Jesu „gelebt" hat, bietet sich der Geist des Christentums in seiner vollen Reinheit dar. Er eifert für kein Dogma, er verkündet keine Philosophie; nur Begeisterung, heiliger Wille zur religiösen Hingabe und tiefe Liebe geht von seiner Persönlichkeit aus. Ueber die Grenzen der Menschheit hinaus — und das ist das neue Moment, das in seinem Christentum in Erscheinung tritt —, flutet die Liebeskraft eines Franziskus; die Wunder des Alls, dessen ewige Einheit er ahnend begreift, schließt er in sein Empfinden ein. In den Bäumen und in den Blumen sieht er seine Brüder und Schwestern, und wenn in der weihevollen Stille des Sommermorgens das Glück der Gotteinheit seine Seele ganz erfüllt, drückt er sie, von aufquellender Zärtlichkeit überwältigt, jubelnd an sein liebreiches Herz. — Ungeheuer muß die Wirkung gewesen sein, die von einem Franziskus auf seine Zeitgenossen ausging, lange hoffte man, daß der Bettelorden, der der Träger seines Geistes geworden war, dem echten Christentum einen Auferstehungstag bereiten würde. Aber die Kirche, die das Dogma pflegte, um den Geist des Christentums desto vernichtender treffen zu können, wies auch die Franziskaner in die von ihr gezogenen Schranken zurück[1]), und ein Frühlingstraum der Menschheit war wieder vergebens geträumt worden. Freilich der Geist des Christentums als solcher ist niemals durch Verfolgungen, denen doch nur Individuen zum Opfer fallen können, erlegen. Durch alle Jahrhunderte hindurch hat das Christentum des Geistes seine Repräsentanten gefunden, wenn diese geistige Wesensart auch keineswegs an das christliche Bekenntnis gebunden blieb.

Wie alles, was über die Jahrhunderte hinaus Bestand hat, so wurzelt auch der Lebensbaum der wahrhaft christlichen Gesinnung im eigenen Erdreich, und es bedarf keines künstlichen Lehrgebäudes, es bedarf vor allen Dingen nicht der Täuschung, um ihn gegen Verfall zu schützen. Der Geist des Christentums ist nicht die Religion selbst, aber er ist ein wesentlicher Bestandteil jeder wahren Religion. „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und die Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist." — Dieser Ausspruch, der vor allen Dingen auf den eigentlichen Träger des Evangeliums, Christus selbst, zu beziehen ist, ist des klaren Geistes eines Lessing wahrhaftig würdig. Er stellt zwei neue Erkenntnistatsachen fest: 1. daß der Wert der christlichen Lehre nicht durch die Autorität der Bibel, sondern durch ihren eigenen Wahrheitsgehalt bedingt ist, und 2. daß die Religiosität des neuen Menschen den Anspruch erheben darf, die überlieferte Lehre, wie lieb und verehrungswürdig sie seinem Herzen auch sein mag, an dem Maßstabe der Wahrheit zu messen.

Was ist Wahrheit? Dieses Pilatuswort, das nicht umsonst von einem Schwächling und gewissenlosen Richter geprägt wurde, wird noch heute von schwachen Seelen dem ehrlichen Forschen der mutigen so gerne entgegengehalten. Wie Christus, ganz von seiner göttlichen Botschaft erfüllt, der zweideutigen Frage eine eindeutige Antwort entgegenstellte: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben — so möge auch der Wahrheitsfreund unserer Tage, mit einer Antwort, die weder Hörner noch Klauen hat, mutig hervortreten. Ich möchte diese Antwort also fassen: Wahrheit, das ist das ungeschriebene Gottesgesetz, das still und stumm in der Natur der Dinge liegt.

Die einzige vollkommen reine und ewige Quelle göttlicher Offenbarung ist die Natur, deren ehrfurchtsvolle Erforschung die Theologie des neuen Menschen ist. Wie in ihr die Gesetze des Weltgeschehens ruhen und jene, die unser eigenes körperliches Dasein bedingen, so liegen in ihr auch die Wurzeln unseres sittlichen Menschen. Das Natürlich-Gesetzmäßige ist es, das seinem Wesen Ziel und Richtung gibt, das die ethischen Forderungen von der Herrschaft des Willkürlichen, Zufälligen befreien und zur Höhe des Ewigen, Gottgewollten erheben muß. — „In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn." (Fontane.) Nur wo und nur so weit die christliche Lehre vor dem Forum dieser natür-

lichen Gottesoffenbarung besteht, besitzt sie Ewigkeitswert. Sofern sie aber diesen besitzt, wird sie nicht nur den Zusammenbruch des zeitbedingten und daher vergänglichen Dogmas überdauern, sondern es ist zu erwarten, daß ihr, losgelöst von jenen hemmenden Fesseln, eine neue, herrlichere Blütezeit beschieden sein wird.

Wenn ich in nachfolgenden Ausführungen den Beweis zu erbringen habe, daß die Wurzeln unseres religiös-ethischen gleich denen unseres physischen Lebens im Natürlichen ruhen, so bin ich mir der Schwierigkeiten dieser Aufgabe wohl bewußt; denn es ist Neuland, das hier betreten werden muß. Wie ich aber der Zuversicht bin, daß der Weg, den ich einschlug, der richtige, ja der einzig mögliche sei, so hege ich auch die Hoffnung, daß andere Menschen, solche mit umfassenderen Fähigkeiten und geschulteren Kräften, den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen und auf ihm glücklich ans Ziel gelangen werden. — — —

Unser sittliches Bewußtsein, die Voraussetzung aller Ethik, ist eine Manifestation unserer Seele — Seele im höheren Sinne des Wortes finden wir nur bei Trägern vollkommener Daseinsformen, beim Menschen, und in gewissen Grenzen auch beim hochentwickelten Tiere. In seinen primitiveren Formen finden wir dagegen Spuren seelischen Lebens, wo immer Leben überhaupt anzutreffen ist, d. h. bei allen Tieren und Pflanzen. Welches sind die Merkmale des Lebens? — Reizbarkeit und Wahlvermögen, so antwortet uns der Naturforscher. Die Fähigkeit, äußere Eindrücke zu empfinden und darauf zu reagieren (d. h. das Handeln zweckmäßig danach einzurichten), sind allerdings die beiden Wahrzeichen, die das Organische vom Anorganischen trennen: sie bilden aber gleichzeitig die Grundlagen aller seelischen Betätigung. Schon auf seiner niedersten Entwicklungsstufe empfindet das Tier (beispielsweise die Infusorie) die Einwirkung seiner Umgebung und sucht instinktiv diejenigen Luft- oder Wasserschichten auf, die nach Temperatur und chemischer Beschaffenheit die Aufrechterhaltung seines Lebens ermöglichen. Mit welch zweckmäßigen und vielfach wechselnden Mitteln die Pflanze imstande ist, auf äußere Einflüsse zu antworten, wie sinnvoll sie nicht nur um ihr bloßes Dasein kämpft, sondern sich auch den Platz an der Sonne zu erringen bemüht — wie sichtbar ihr ganzes Wesen nach erreichter Befriedigung Lustgefühl widerspiegelt —, daran braucht der liebevolle Naturfreund nicht erst erinnert zu werden. Die Pflanze lebt, lebt mit allen Fasern ihres Wesens, und weil

sie lebt, so besitzt sie auch Seele. Beide Phänomene sind nicht voneinander zu trennen.

In allen niederen Daseinsformen ist die Seele des Individuums nur auf ein Ziel, die Bewahrung des Lebens, eingestellt. Nur ein Trieb, der Selbsterhaltungswille, regiert ihre Handlungen. Aber diese Einheitlichkeit des Wollens, die wir vor allem bei den ungeschlechtlichen Lebewesen finden, erfährt eine Beeinträchtigung, sobald die geschlechtliche Fortpflanzung einsetzt. Dieser neue Weg der Lebenserhaltung, durch den überhaupt erst die Möglichkeit für komplizierte, höhere Organismen geschaffen wurde, hat einen neuen, entgegenlaufenden Instinkt — den Arterhaltungstrieb — zu seiner notwendigen Grundlage. Niemals könnte ja im Bereiche der höheren Tierwelt die junge Nachkommenschaft zum vollen Leben ausreifen, wenn nicht die Elterngeneration von einem Triebe beseelt wäre, der über die eigene Erhaltung hinaus auf die Bewahrung des jungen Lebens gerichtet wäre. Dieser neue, vorwiegend mütterliche Instinkt, bekundet sich bereits stark ausgeprägt im Insektenstamm, der in seinen Intelligenzgipfeln, der Biene und der Ameise, eine außerordentliche Höhe der Brutpflege erreicht. Die nestbrütenden Vögel wie die nährenden Säugetiere, die beide gleichermaßen hervorragende Arten der Anpassung an diesen vollkommeneren Weg der Lebenserneuerung darstellen, bekunden gegenüber ihrer Nachkommenschaft ein Verhalten, das man mit Recht als Mutterliebe zu bezeichnen pflegt. Es besteht in der Tat kein Wesens-, sondern nur ein Gradunterschied zwischen ihrem Instinkt und der menschlichen Empfindung. Der Arterhaltungstrieb, den die Notwendigkeit in den geschlechtlichen Lebewesen weckte, hat sich im Kampfe ums Dasein bewährt und ist durch das Mittel der natürlichen Auslese gesteigert worden. Es ist ja einleuchtend, daß die liebreichere Tiermutter, d. h. diejenige, die ihre Jungen williger nährte und sie mutiger gegen den Feind schützte, nicht nur zahlreichere Nachkommen als die an Liebe ärmere aufzog, sondern, daß sie auch auf ihre Kinder ihre stärker ausgeprägte Mütterlichkeit fortpflanzte. Während aber die Notwendigkeit nur die treibende Kraft ist, so erkenne ich in einer Einheitsahnung den Urgrund aller Mutterliebe in der Natur.[5]) Denn die Tiermutter liebt ihr Junges, weil sie, und nur so lange sie, auch nach der Geburt seine Zugehörigkeit zum eigenen Wesen lebendig empfindet; es wird ihr fremd und gleichgültig, sobald nach der Beendigung der Brutpflege oder der Zeit des Säugens das Einheits-

bewußtsein in ihr erlischt. Wie nun aber die ursprünglichste aller altruistischen Empfindungen, die Mutterliebe, aus einer Einheitsahnung hervorgeht, so erweitert, verzweigt und steigert sich das Liebesempfinden in dem Maße, in dem durch die Ausgestaltung des menschlichen Gehirns ein erhöhtes und umfassendes Einheitsbewußtsein möglich wird. Schon der Wilde, noch mehr aber der Mensch auf einfachster Kulturstufe, fühlt die innere Einheit der Familie (also der Blutsverwandten), des Geschlechtes und des Stammes, und indem dieses Einheitsbewußtsein Gefühle der Selbsthingabe für das Ganze erweckt, entstehen die sittlichen Grundlagen des Gemeinsinns und der Vaterlandsliebe. Niemals wird man diese überzeugend aus nur egoistischen Motiven ableiten können; auch Rousseau in seinem „Contrat social" ist dies nicht gelungen.

In Summa: Es bedarf keiner metaphysischen Vorstellungen, um die Tatsachen des religiös-ethischen Lebens zu erklären. Die Fähigkeit zur liebenden Selbsthingabe, welche die eigentliche Grundlage unseres sittlichen Lebens ist, liegt innerhalb der natürlichen Entwicklung. Sie hat ihren Urgrund in der durch ewige Notwendigkeit gebotenen Elternliebe und wächst über diese hinaus, wie die sich entwickelnde Menschenseele über die Familie hinaus in neue Einheiten hineinwächst.

Bei der Behandlung der sozialen Probleme will ich an späterer Stelle versuchen, die Konsequenzen darzustellen, die sich aus dieser grundlegenden Erkenntnis für die Organisation des menschlichen Gemeinschaftslebens ergeben. Hier kommt es zunächst darauf an, die bereits gewonnenen Resultate sicherzustellen, um an ihnen einen vernünftigen, d. h. gesetzgetragenen Maßstab für die Beurteilung der Sittlichkeit des Individuums zu gewinnen. Wenn Selbsterhaltungs- und Arterhaltungswille, die gleichbedeutend mit Egoismus und Altruismus sind, beide im Notwendigen wurzeln, wenn sie beide zur Aufrechterhaltung des Lebens unentbehrlich sind, dann — so müssen wir folgern — sind sie an und für sich weder böse noch gut, sondern nur natürlich. Erst die zu starke Betonung, die Maßlosigkeit des einen oder des anderen Strebens, durch die die Harmonie des Ganzen zerstört und seine schließliche Zersetzung herbeigeführt werden müßte, verdienen von dem Menschen, dem Wertenden, als böse betrachtet zu werden. Vom Standpunkt des Ganzen, der für die hochentwickelte Seele der angemessene ist, ist es dabei gleichgültig, ob das Individuum durch gewissenlosen Egoismus anderen Schaden zufüge, oder ob es sich als weich-

mütiger Altruist selber zugrunde richten lasse; ist doch der letzte Ausgang nicht möglich, ohne daß diejenigen, die auf seine Hilfe angewiesen sind, mit in das Verderben hineingezogen werden. Wenn uns also das Naturgebot der Selbsterhaltung den Kampf zur Behauptung des eigenen Wesens geradezu als sittliche Forderung auferlegt, wenn andererseits die ebenso notwendige Arterhaltung die Hingabe unseres Ichs für eine höhere Einheit gebieterisch verlangt, so folgt daraus, daß die Schwäche in gleichem Maße wie die Selbstsucht sittlich verächtlich ist. Zu dieser Erkenntnis ist bereits ein Spinoza gelangt, der in seiner Ethik unter Anerkennung jener beiden großen, alles Leben beherrschenden Kräfte die Tapferkeit zur Behauptung des eigenen Wesens und den Edelmut gegen die Mitmenschen als die beiden notwendigsten Tugenden fordert.

Nun muß zur Vollständigkeit dieses Gedankenganges noch eins hervorgehoben werden: Da der Selbsterhaltungstrieb den älteren, primitiveren und deswegen auch meist stärkeren Lenker unseres Seelenlebens darstellt, so ist es selbstverständlich, daß er leichter zum Alleinherrscher und dadurch zum Zerstörer werden kann, als sein jüngerer Bruder, der Arterhaltungswille. Mit andern Worten: wir geraten leichter in Versuchung, uns dem Egoismus als dem Altruismus ganz zu überantworten. In der richtigen Erkenntnis dieser Tatsache haben die großen religiösen Führer der Menschheit — allen voran Christus — den Kampf gegen die Selbstsucht zur höchsten sittlichen Forderung erhoben, und solange das Maß nicht überschritten wurde, ist unter diesem Banner die Veredelung unseres Geschlechts tatsächlich gefördert worden. Wo man jedoch den Bogen zu straff gespannt, und die Forderungen der Selbsterhaltung ganz zurückgestellt hat, ist nicht nur das Ziel der Veredelung verfehlt, sondern es ist die Heuchelei, also die verderblichste Form der Selbstsucht, geradezu begünstigt worden.

Die Aufrichtung der rechten Harmonie zwischen Selbstbehauptung und Selbsthingabe, zwischen Egoismus und Altruismus, das ist nach allem Vorangegangenen die eigentliche Lösung des religiös-ethischen Problems. Sie ist ebenso einfach zu formulieren, wie sie schwer zu verwirklichen ist, da die Natur der Menschenseele dazu neigt, aus dem an und für sich Berechtigten, ja Notwendigen, durch die Übertreibung das Böse zu machen. Wie das primitivere Seelenleben des Tieres nichts von dem aufreibenden Zwiespalt weiß, der zwischen der Lebenssehnsucht des Menschen und seiner Todesgewißheit besteht, so bleibt ihm auch der dem wertenden

Menschengeiste entstammte Zwiespalt zwischen Gut und Böse fern. Es bedarf keines sittlichen Willens, um seinen Trieben in ihrer Betätigung Schranken aufzuerlegen, da die natürliche Gesetzmäßigkeit, deren Wirkungen es nirgends aufzuheben vermag, dies an seiner Stelle verrichtet. Es ist der überlegene Feind einerseits, die begrenzte Nahrungsmöglichkeit andererseits, die im Reiche des Tierischen dahin wirken, daß der Egoismus des Individuums oder der Art nicht die Harmonie des Ganzen zerstöre. Erst der hochentwickelte Verstand des Menschen schafft die Möglichkeit, die Wirkungen einer rein natürlichen Gesetzmäßigkeit hier und dort zu unterbrechen, aber soweit dieser Verstand seine Ueberlegenheit nur dazu gebraucht, alle damit erreichten Vorteile an das Individuum zu reißen, wird er der Erzeuger der Disharmonie im Reiche der Menschheit, unter deren endlichen Folgen diese selbst am meisten leidet. Der irrende Verstand, der sich von seinem Urgrund der Gottheit loslöste, um sich selbst zum Mittelpunkt alles Geschehens zu erheben, ist dasjenige, was für Christus „die Sünde" war, und was der religiöse Mensch unserer Tage die Selbstsucht nennt. Wie Jesus fest an die Ueberwindung der Sünde durch die ewige Liebe glaubte, so kann auch der Anhänger der natürlichen Religion nicht daran zweifeln, daß jener innere Zwiespalt, als welcher sich der Kampf zwischen Gut und Böse darstellt, ein Uebergangsstadium in einem auf ein höheres, einheitliches Ziel gerichteten Entwicklungsverlauf ist. Nicht durch Rückkehr zu einem ursprünglichen Unschuldszustande, der doch nur im Tierischen besteht, sondern durch Fortentwicklung ihres menschlichen Wesens, durch Vertiefung der gewöhnlichen Erfahrung zur reinen Erkenntnis, durch Ueberbietung des Nur-Verstandesmäßigen durch das Ewig-Vernünftige strebt die Menschheit diesem höchsten Ziele entgegen. Es ist das reine Gotteslicht der Vernunft, das die Seele den großen Zusammenhang der Dinge begreifen lehrt. Die Vernunft ist es, die anstatt des kleinen Ichs die ihm übergeordnete Einheit (Familie, Vaterland, Menschheit, All) in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen stellt, und die so die eingeborene Fähigkeit der liebenden Selbsthingabe, die unter der bloßen Verstandesherrschaft verkümmern muß, zu neuem, stärkerem Leben anfacht. Und wir wissen es wohl: in der sittlichen Persönlichkeit haben die beiden Seelen, die in der Brust des Menschen wohnen und sie im gegenseitigen Kampfe oft so tief zerreißen, ihre Ruhe gefunden. Wie im Naturzustande Selbsterhaltungs- und Arterhaltungswille, Egoismus und Altruismus schließ-

lich doch nur einem Zwecke dienen: dem Fortbestand des Lebens, so streben sie im Reiche des Wahrhaft-Sittlichen wiederum nur einem Ziele zu: seiner immerwährenden Veredelung und Vervollkommnung. Auch die sittliche Persönlichkeit ist egoistisch, denn sie will ihr Wesen, dessen Wertes sie sich bewußt ist, bewahren, und sie verteidigt es gegen feindlichen Angriff. Aber sie behauptet sich selbst, um sich für andere lebend oder sterbend einsetzen zu können, und erst in dieser Hingabe findet sie Befriedigung für ureigenes Glücksverlangen. Selbstbehauptung als Voraussetzung des Menschheitsdienstes — Selbsthingabe als Befriedigung des persönlichen Glücksverlangens —, hier ist die Harmonie, die Zwiespältiges zu einem Ganzen verschmolzen und die sich trennenden Seelen zum festesten Bunde vereinigt hat. Die sittliche Persönlichkeit in ihrer höchsten Vollendung bietet sich uns in Jesus von Nazareth dar.

Wer meinen eben klargelegten Gedankengängen vorurteilsfrei und ernstlich prüfend gefolgt ist, der wird mit mir zu folgender Ueberzeugung gelangt sein: 1. daß es eine hohe und seelensteigernde Ethik ist, welche die Offenbarungen des natürlichen Geschehens dem ernsthaft Suchenden enthüllen, und 2. daß diese natürliche Ethik in keinem Gegensatz zum Christentum steht. Wir fanden Uebereinstimmung in den letzten Zielen, als welche wir hier wie dort die Ueberwindung des Zwiespältigen, das Durchdringen zur völligen Einheit von Gott und Menschheit erkannten.

Aber bei aller Anerkenung dieser Uebereinstimmungim großen lassen sich Unterschiede zwischen natürlicher Religion und Christi Lehre keineswegs verkennen. Unehrlich und feige wäre es, diese Gegensätze, die nicht unwesentlich sind, verschleiern zu wollen. Christus, das ist für uns das Befremdende, weiß nichts von jener Stufenleiter, die zu durchlaufen dem menschlichen Einheitsstreben gesetzt ist. Für ihn ist die Familie und die durch sie bedingten natürlichen Beziehungen nicht die Wurzel der sozialen Empfindung; er achtet in ihr nicht die notwendige Grundlage, auf der das Gebäude des Gemeinwesens und des Staates sich erheben muß. Ja, diese Begriffe selbst gehören für ihn zum Unwesentlichen. In seinem auf das hohe Ziel der großen, allumfassenden Menschenliebe gerichteten Sinne verlieren die Bande des Blutes ihre tiefgreifende Bedeutung. Er selbst hat weder Hof noch Herd, weder Liebe noch Ehe, und er will es nicht haben. Man fragt ihn nach Abstammung und Familie, und er zeigt auf seine Jünger: Sehet, hier ist meine Mutter, sehet, hier sind meine Brüder! So tritt die natür-

liche Einheit der Familie ganz gegen die geistige Einheit derer zurück, die Mitarbeiter am großen Werke sind. — Auch für die nationale Sehnsucht seines Volkes hat Jesus kein Verständnis. Er leidet nicht unter der Fremdherrschaft, und die Hoffnung auf die Befreiung vom Joche der Römer läßt sein Herz nicht in Freude erzittern. Was gilt ihm Rom und was Juda? Die Menschheit ist es, der er allein gehören will.

Der offenbare Widerspruch zwischen der christlichen und der nationalen Ethik ist auch von anerkannten Vertretern der christlichen Religion eingesehen und offen ausgespochen worden. So hat der Kieler Theologe Prof. Dr. Otto Baumgartner in einem in Berlin gehaltenen öffentlichen Vortrage unter dem Thema „Bergpredigt und Krieg" diese schwerwiegende Frage behandelt. Er legte in demselben die Unvereinbarkeit des christlichen und des nationalen Standpunktes klar und wies auf die inneren Schwierigkeiten hin, die hieraus gerade in der Kriegszeit, in der das Nationale ganz im Mittelpunkt steht, den Jüngern Christi erwüchsen. Nach einem in der „Vossischen Zeitung" veröffentlichten Bericht führte Baumgartner aus:

„Nationale Ethik und Bergrede gehen auseinander. Das Leben hat irdisch unlösbare Konflikte. Jesu Augenpunkt ist nicht unsere Lage. Rechts-, Wissenschafts- und Staatsleben bestehen nicht für seinen Reichgottesgedanken. Die Bergrede bietet nur einen Ausschnitt sittlicher Jüngerpflichten; die Weltgestaltung ist nicht darin. Eine Gesellschaft nicht ohne Ehre, kein Staat ohne Recht. Jesus vorenthält beiden in der Bergrede ihre Lebensmöglichkeit. Uns ist der Staat die gottgewollte Größe des Gemeinschaftslebens, für Jesus war er lediglich die Tyrannis Welt."

Wenn Prof. Baumgartner an diese Feststellung die Betrachtung knüpft, „daß Jesus das obere Reich der Liebe sich auf die Erde herabsenken sähe", während wir „Jünger Bismarcks mit stahlhartem Wirklichkeitssinn werden müßten", wenn er versichert, „daß das Friedensreich unser aller ideelle Zukunft bliebe, und das persönliche Ideal überhaupt unberührt vom Kampf der Gegenwart bliebe", so ist dieser Ausweg ein unbefriedigender, weil auf Halbheit beruhender Kompromiß. Es soll hier nicht das Verhältnis von Religion und Krieg beleuchtet werden — auf das ich an anderer Stelle dieses Buches zurückkommen muß —, aber die Bergpredigt schließt nicht nur den Krieg, sondern die Selbstverteidigung, und zwar die nationale wie die persönliche, in jeder Form aus.

Ein Ideal, dem nicht nachgestrebt werden darf, hört auf, Ideal zu sein, wie jeder Bestandteil der Religion, der nicht gelebt werden kann, nicht mehr Religion ist. Die zu weitgespannten Forderungen der Bergpredigt sind also, eindeutig gesprochen, Irrtümer; sie sind der Tribut, den selbst die gotterfüllte Seele Jesu an die Unvollkommenheit der menschlichen Natur zahlen mußte — jener menschlichen Natur, die auch das an und für sich Wertvolle, Lebensteigernde, so hier die Ueberwindung der Selbstsucht — durch die Uebertreibung verdirbt. Auf diese ausgesprochenen Irrtümer der Bergpredigt läßt auch ein Kant das Licht seiner Kritik fallen, wenn er Worte wie folgende spricht: Die männliche Stärke äußert sich nicht darin, daß man sich zwinge, die Ungerechtigkeiten anderer zu erdulden, wenn man sie zurücktreiben kann, sondern das schwere Joch der Notwendigkeit zu ertragen. — Die Erduldung der Frechheit ist eine „Mönchstugend". Und an einer anderen Stelle seiner Werke heißt es: Werdet nicht der Menschen Knechte; — laßt euer Recht nicht ungeahndet von andern mit Füßen treten.

Es ist der morgenländisch-asketische Geist, der noch heute im Christentum hier und dort fortlebt, und dessen Einfluß Jahrhunderte hindurch sehr mächtig war, der aus Christi weltabgewandtem Sinne seine beste Nahrung schöpfen könnte. Soweit aber Christi Lehre asketischen Gehalt besitzt, soweit können wir ihren Ewigkeitswert nicht anerkennen. Askese ist Verleugnung der Natur, aber nicht durch Abtötung des Natürlichen, sondern durch seine Pflege — nicht durch Fesselung der Natur, sondern durch ihre Veredelung schreitet der Mensch vollkommneren Daseinsformen entgegen.

Wir achten den Mönch, der unter Loslösung von Familie, Heimat und Vaterland sein ganzes Herz dem Dienste der Gottheit ergibt; aber das höchste Ideal sittlicher Vollendung vermögen wir in ihm nicht zu erkennen. Dies bietet sich uns vielmehr in der harmonischen Menschlichkeit dessen dar, der, fest im Boden des Natürlichen wurzelnd, den idealen Zielen nachzustreben vermag.[e])

Es kann nicht bestritten werden, daß durch die Reformation der ausgesprochen asketischen Richtung innerhalb des Christentums ein Damm entgegengestellt wurde, und daß insbesondere die durch das Luthertum verwirklichte Priesterehe den Forderungen der Natur wieder zu ihrem Rechte verholfen hat. Aber wie wenig war sich doch dieser Protestantismus bewußt, daß es nicht genügt, das Natürliche zu erlauben, sondern daß es

andächtig verehrt zu werden verdient. Die katholische Kirche, die im Priester-Zölibat den Geist der Askese auf die Spitze treibt, hat es in anderer Beziehung viel besser verstanden, den sinnlich-seelischen Bedürfnissen des natürlich empfindenden Volkes gerecht zu werden. Wieviel Inniges und Zartes, wieviel Herzerfrischendes liegt nicht im Marienkultus! Ist doch das trauteste aller deutschen Weihnachtslieder „Es ist ein Ros' entsprungen" aus einem Marienliede des vierzehnten Jahrhunderts hervorgegangen. So ist die Verehrung der Gottesmutter bei allen tieferen Naturen von einem Hauche der ahnungsvollen Erkenntnis durchweht, daß in der zärtlichen Hingabe der Mutter an ihr Kind die eigentliche Wurzel aller menschlichen Liebe und damit aller wahren Religiosität ruhe.

Nun, die Anhänger der natürlichen Religion werden nicht zum Marienkultus zurückkehren. Ist doch in ihm das Natürlichste und Reinste, die Ehrfurcht vor der Mütterlichkeit, mit dem Widernatürlichsten und Trübsten, dem Dogma von der unbefleckten Empfängnis, verwirrend miteinander verknüpft. Wenn aber die Menschheit als Ganzes sich von dem Dogma wie von der Askese befreit haben, wenn sie sich das Recht erstritten haben wird, natürliches Denken und natürliches Empfinden freimütig zu bekennen, dann wird die Meinung Goethes, daß die blühende Frau mit dem rosigen Kind an ihrer Brust den vollkommensten Ausdruck der ewig schaffenden Gottnatur darstelle, in aller Herzen einen Widerklang finden. In einer vertieften, durchgeistigten, seelenvolleren Auffassung wird alsdann das uraltheilige Symbol der Religion in einer neuen Menschheit zu neuen Ehren gelangen.

So notwendig es ist, jene Gegensätze aufzudecken, die zwischen der natürlichen Religiosität und dem asketischen Element des Christentums unleugbar bestehen, so wenig kann ich einen anderen Gegensatz anerkennen, der sowohl von Anhängern als auch von Gegnern des Christentums häufig geltend gemacht wird. Es sei unmöglich, so sagt man, daß Christus, dessen ganzes Wesen Demut, Gehorsam, Hingabe gewesen sei, Ansehen in einer Weltanschauung behaupten könne, für die der Kampf ums Dasein die treibende Kraft aller Entwicklung darstelle. Auf solchen Einwurf erwidre ich: Aus allem Vorangegangenen ist deutlich ersichtlich, daß der Kampf nur eines der beiden großen Prinzipien darstellt, die alles Geschehen beherrschen, und daß nur aus seiner Verschmelzung mit dem ebenso notwendigen sozialen Prinzip, der Macht der Liebe, höheres Leben empor-

gewachsen ist. Der Kampf ist der Vater aller Dinge.[7]) — Alles, was ist und Bestand hat, begann in Liebe.[8])

Hiervon abgesehen muß jeder, der ohne Voreingenommenheit die Evangelien durchliest, zu der Ueberzeugung gelangen, daß Jesus nicht nur ein Dulder, sondern ebenso, und vielleicht noch mehr, ein Kämpfer gewesen ist. Auf den unablässigen Kampf gegen die Selbstsucht als eines wesentlichen Bestandteiles wahren Christentums habe ich schon hingewiesen. Aber noch in einem ganz anderen Sinne ist Jesus Kämpfer gewesen. Er hat das Recht der sittlichen Persönlichkeit, ihrem eigenen, innersten Gesetz folgen zu dürfen, im Kampfe gegen eine feindliche Umgebung mannhaft verteidigt. Es ist richtig, daß dieses Kämpfertum in Widerspruch zu den in der Bergpredigt enthaltenen Weisungen der absoluten Selbstpreisgabe steht, wir aber sind dankbar, daß ein Schatten, der auf Jesu Lehre fällt, sein Leben so wenig berührt hat. Dieses stellt die volle Harmonie zwischen Selbstbehauptung und Hingabe dar, und hat gerade dadurch, wie kein zweites, durch die Macht seines Beispiels gewirkt.

Im übrigen hat Jesus der Forderung der Selbstbehauptung auch in manchem herrlichen Wort und Gleichnis eine Form gegeben. Ich erinnere beispielsweise an das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden, das die sittliche Verpflichtung, die im eigenen Wesen ruhenden, gottentstammten Kräfte nicht verkümmern zu lassen, ganz eindeutig ausspricht.

War Jesus gehorsam, so war er es seinem Gott, dessen Ruf er aus der Stimme seines Herzens und aus den Offenbarungen seiner Vernunft erkannte; das ist es, was wir heutzutage die Treue gegen die eigene Ueberzeugung nennen. In allen anderen Stücken ist Jesus kein Mann des Gehorsams gewesen. Er war nicht gehorsam gegen seine kirchliche Obrigkeit, deren rituelle Vorschriften, die ihm unwesentlich und geistlos erschienen, er wissentlich übertrat (s. Aehrenraufen am Sabbat); noch weniger war er gehorsam gegen die tyrannische öffentliche Meinung. Er verurteilt die Eiferer, die in Uebereinstimmung mit dem geschriebenen Gesetze Mosis, aber im Gegensatz mit dem ungeschriebenen Gesetz der Liebe die Ehebrecherin steinigen wollen. Er sucht die Zöllner und Sünder auf, und die von der Rechtgläubigkeit verabscheuten Ketzer stehen seinem Herzen besonders nahe.. Wann aber wäre Christus mehr Kämpfer gewesen, als an jenem Tage, da er die Geldwechsler und Krämer aus dem Heiligtum des Tempels jagte! Gegen die Heuchler und Wucherer aller Zeiten — nicht gegen die, die aus

Ueberzeugung über Glaubenssatzungen fortschreiten —, hält Jesus seine Geißel erhoben.

Es ist keineswegs erstaunlich, daß den Vertretern der Orthodoxie sowie allen denen, die in der dauernden Bewahrung einer geschriebenen Ueberlieferung das Heil sahen, Jesus als ein Schwarmgeist und Aufrührer erscheinen mußte, und daß sie ihn in der Stunde ihrer Macht die Schwere ihres Zornes fühlen ließen. Uns aber, seinen nachgeborenen Jüngern im Geist, erscheint dieser Kampf als höchste sittliche Leistung. Denn wir wissen es wohl: Die Liebe zur Gottheit, deren ewiges Gesetz durch Menschensatzung verdunkelt wurde, die Liebe zu den Menschen, zu den vielen, die um der Geldgier und der Herrsucht der wenigen willen unter schweren Lasten seufzen, ist die treibende Kraft dieses Kampfes gewesen.

Nur die liebreichen Kämpfer soll die Menschheit als Helden verehren; nur aus der todesmutigen Liebe erblüht der Welt die Erlösung.

Dogma, Geist des Christentums, natürliche Religion — als Geleitworte, haben die drei am Eingange dieser Betrachtung gestanden. An ihrem Schlusse stehend, drängt es mich, auf die inhaltsschwere Frage, welche jedes dieser drei Worte umschließt, noch eine umfassende, eine bündige Antwort zu geben:

Der gescheiterte Versuch des Menschengeistes, das Wesen der Gottheit in selbstgeschaffene, künstliche Formen zu fassen, das ist das Wesen des Dogmas.

Das ahnungsvolle Eindringen der liebenden Seele in Gott, das ist der Geist des Christentums.

Die stufenweis fortschreitende, reine Erkenntnis der ewigen Macht — ihre Anbetung im Geist und in der Wahrheit —, das ist der Inhalt der ewigen, der natürlichen Religion.

Der Gott des Pantheismus.

Gott gründt sich ohne Grund und mißt sich ohne Maß!
Bist du ein Geist mit ihm, Mensch, so verstehst du das.
Angelus Silesius.

In der Jugendzeit ist vielen von uns im Religionsunterricht das Wesen der Religion auf folgende Weise erklärt worden: Religion — so etwa sagte man uns — sei von dem lateinischen Worte religare wiederverbinden, wiedervereinigen, abzuleiten und stelle die Wiedervereinigung der Seele mit der ewigen Macht dar. Diese Erklärung stimmt mit der Auffassung überein, die ich später bei Tolstoi fand, der sie also formt: „Welcher Art auch der Glaube war und welcher Art die Antworten waren, die er gab und wem er sie auch zu geben vermochte — immer hat jede Antwort des Glaubens dem endlichen Dasein des Menschen die Bedeutung des Unendlichen verliehen, eine Bedeutung, welche weder durch Leiden, Entbehrungen noch durch den Tod vernichtet werden kann. Diese hauptsächlichsten Züge sind immer und überall dieselben." [1]) — Nehmen wir diese Erklärung der Religion und des Glaubens als die richtige an, so folgt daraus: Da das Uebereinstimmende aller Religionen darin besteht, daß sie der Seele dazu verhelfen wollen, ihre Wiedervereinigung mit der ewigen Macht, das ist also mit Gott, zu vollziehen, so muß die Verschiedenheit der Religionen in den abweichenden Vorstellungen liegen, welche sie in bezug auf das Wesen der Gottheit übermitteln.

Wieviel leichter es sei, sich zum Glauben an Gott zu bekennen, als

eine Antwort zu geben, die sich nicht von vornherein über den Inhalt dieses Glaubens in Widersprüche verwickle — dessen war sich ein Goethe klar bewußt, und die tiefste und deutscheste seiner Dichtungen, der Faust, spiegelt diese Ueberzeugung wider.

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen
Ich glaube ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Das ist die tiefsinnige Antwort, die Faust auf die Frage nach seinem Gottesglauben zu bieten hat, und sie weicht nicht nur in Worten — wie es Gretchen meint — von der des Pfarrers ab.

In dieser Erkenntnis der Unmöglichkeit, das Wesen Gottes in den

Rahmen des Begriffs zu kleiden, erscheint es immerhin noch das Aussichtsvollste, die Frage nach der Art ihres Gottesglaubens, die auch der natürlichen Religion gestellt wird, zunächst einmal negativ zu beantworten, d. h. jene Gottesvorstellung zu kennzeichnen, die sich mit ihrem Wesen nicht vereinigen läßt. Die natürliche Religion kennt keinen Gott, der außerhalb des Alls steht, keinen Schöpfer Himmels und der Erden, welcher Gesetze in eine Welt legte, der er selbst zeitlich voranging. Wie schon Ekkehard, der einheitsselige Mönch des 13. Jahrhunderts, den Glauben an das Sechstagewerk verweigerte, „weil etwas (das ist hier Gott) doch nicht wirken kann, bevor es ist" — so fallen auch für den Einheitsgläubigen unserer Zeit die Begriffe Gott und Welt oder Gott und Natur in den einzigen „Gottnatur" zusammen.

So festgefügt sich uns jedoch die Einheit der Gottnatur darbietet — eine Einheit, die sich um so vollkommener offenbart, je tiefer wir in die ihr innewohnenden, nicht beigelegten Gesetze eindringen —, so sehr ist es uns Gewißheit, daß sie nichts mit der Einheit der Persönlichkeit gemein habe, deren Wesen von zeitlicher und räumlicher Begrenzung begrifflich nicht zu trennen ist. Das in sich Abgeschlossene, von anderen deutlich zu Unterscheidende, das eben ist das Persönliche, während das Allgemeine, die in und über allen Dingen wirkende, zeit- und raumlose Kraft das All oder Gott ist. Zahlreiche und angesehene christliche Persönlichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart — wie Meister Ekkehard, Franziskus von Assisi, Angelus Silesius, Goethe, Carlyle, Tolstoi, Jatho — haben Gott in diesem eben angedeuteten, pantheistischen Sinne erfaßt und dies in ihren Schriften auch ganz freimütig ausgesprochen. Dennoch muß ohne weiteres zugegeben werden, daß der Gott, den die Kirche verkündet und zu dem sich nicht nur die Menge der Gläubigen, sondern auch die Mehrzahl der denkenden Christen bekennt, ein persönlicher Gott ist. Selbstverständlich ist dieser persönliche Gott der Christenheit ein sittliches Wesen. Er ist der Träger der höchsten Sittlichkeit, und die sittliche Weltordnung — so kann man aus dem Munde seiner Bekenner vernehmen — sei der überzeugendste Beweis für seine Existenz. Nun liefert aber gerade die Unmöglichkeit, eine sittliche Weltordnung im christlichen Sinne zu erkennen, den vornehmsten Grund dafür, daß zahllose Menschen den Glauben an Gott, der ihnen in der Jugend übermittelt wurde, im späteren Leben wieder verlieren. Ich erinnere mich eines noch ganz reinen und sittlich hoch-

strebenden jungen Mannes, der den Glauben an eine sittliche Weltordnung und hiermit den Glauben an Gott aufgab in der Zeit, in der er Einblick in die geschlechtliche Lebensführung seiner studentischen Kommilitonen gewann. Die bloße Erkenntnis der Tatsache der Prostitution und ihrer Duldung im christlichen Staate vernichtete mit einem Schlage die Vorstellug einer durch Gott gefügten Weltordnung, die durch jahrelange Unterweisung in ihm erbaut worden war.

Wenn wir uns mit unbefangenem, von scholastischen Zwangsvorstellungen freiem Sinne in den Gang der Weltgeschichte versenken, so werden wir auch dort schwerlich das Walten eines über den Wolken thronenden sittlichen Weltenlenkers entdecken können. Man lese die herzerschütternden Schilderungen, die Mommsen in seinem klassischen Werke über die Geschichte Roms von der Sklaverei im alten Rom entwirft, Schilderungen, die ein wahres Meer eines durchaus unverschuldeten, menschlichen Leidens enthüllen, dem durch Jahrhunderte hindurch keine Abhilfe ward. Man vergegenwärtige sich die furchtbaren Massenmorde, die ein Karl der Große zu Ehren des Christentums unter den heidnischen Sachsen ausführen ließ — man erinnere sich jener beispiellosen Unternehmungen der Grausamkeit, welche die strenggläubigen, christlichen Spanier gegen die schuldlosen Inkas eröffneten, Feldzüge, die mit der Vernichtung eines fleißigen und tüchtigen Volkes und mit der Zertretung einer hochentwickelten Kultur durch goldgierige, menschliche Raubtiere endeten. Man stelle sich ferner nur in einem Einzelfalle eines jener himmelschreienden Inquisitionsverfahren oder einen Hexenprozeß vor, wie die Geschichte solche zu Tausenden übermittelt hat. Man vergegenwärtige sich die Seelen- und Körperqualen der schmählich Gemarterten und daneben die satte Selbstzufriedenheit manches rechtgläubigen Richters. Verkünden diese Blätter der Weltgeschichte das Bestehen einer sittlichen Weltordnung?

Und nun überdenke man einmal — indem wir uns einem ganz anderen Gebiete zuwenden — den wirtschaftlichen Prozeß, der sich in Deutschland zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert vollzog, und dessen Endergebnis die Dienstbarmachung des ehedem freien Bauernstandes durch den macht- und ländergierigen Adel war. Man erinnere sich der Proletarisierung des gewerblichen Volkes, die sich im Zeitalter der Maschine unter der Herrschaft des Industrialismus vollzogen hat und noch vollzieht!

Die christlichen Erklärungen, die auch solchen, das Gerechtigkeitsgefühl im höchsten Grade verletzenden Vorgängen gegenüber einzusetzen pflegen, und die wir alle zur Genüge kennen, sind so gewunden, so innerlich hohl, daß schon intelligente Kinder ihre Unhaltbarkeit zu durchschauen vermögen. Und wäre nicht die Meinung verbreitet worden, daß das Christentum nur im Sinne der Kirche und nicht anders lebensfähig sei, so wäre das trügerische Gebäude kirchlicher Geschichts- und Lebensdeutung schon längst in sich zusammengebrochen. Christliche Prediger haben beispielsweise oftmals die Geschlechtskrankheiten und alle mit ihnen verbundenen Leiden und Schädigungen als göttliche Strafen für die sündhaften Ausschweifungen der Jugend hingestellt. Selbst wenn man fähig sein sollte, Verehrung für ein höchstes sittliches Wesen zu empfinden, daß die Uebertretung seiner Gesetze mit ausgesucht grausamen und widerlichen Strafen ahndet, wie könnte dann diese Erklärung vor den zahllosen Ansteckungen schuldloser Ehefrauen bestehen, oder vor den körperlich schwachen oder blödsinnigen Kindern, deren angeborene Degeneration die Folge der Geschlechtskrankheit ihrer Eltern ist? Wie läßt sich überhaupt das Gesetz der Vererbung, das Menschen bereits vor ihrer Geburt zu körperlichen und seelischen Leiden, zu Wahnsinn oder Verbrechen prädestiniert, mit der Annahme eines göttlichen Richters vereinen, dessen Wesen ewige Gerechtigkeit und ewige Liebe ist?

Nein, kein redlicher Mensch wird imstande sein, jene eben klargelegten, furchtbaren Geschichts- und Lebenstatsachen, die in den grausigen Vorgängen des Weltkrieges eine reiche Fortsetzung fanden, ohne Empörung seines innersten Gefühls zu erfassen. Ein Idealismus, der ihnen gegenüber eine „sonnige Lebensauffassung" behauptet, der unbekümmert neben Abgründen schreitet, weil ihm die Schärfe und die Festigkeit des Blickes fehlt, um ihre Tiefen zu ermessen, ist ein Idealismus der Schwäche; er verdient die Lobpreisungen nicht, die ihm von denen gestreut werden, die gerne bequem leben. Ce qui Dieu excuse, c'est qu'il n'existe pas — „Die einzige Entschuldigung für Gott ist die, daß er nicht existiert". Dieses nur anscheinend frivol klingende Wort trifft die Unhaltbarkeit einer Weltanschauung, die aus den Tatsachen der Weltgeschichte die Existenz eines strafenden und lohnenden Richters ableitet, in ihrem Kernpunkt.

Und doch ist's jedem eingeboren,
Daß das Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt. —

Wie schlicht und wie überzeugend hat mit diesen Worten aus dem Osterspaziergang des Faust wiederum unser Goethe die lautere, die ewige Quelle der Religion und Gotteserkenntnis vor uns enthüllt. Nicht in den Tatsachen der Weltgeschichte, auch nicht in den eigenen, äußeren Erlebnissen offenbart sich uns der Urgrund alles Seins — aber aus der heiligen Natur, die uns mit liebenden Armen umfängt, aus dem Zuge unseres Herzens, das, weil es aus der Liebe stammt, sich selbst in Liebe hingeben möchte, hören wir den Ruf seiner Stimme. Hier begreifen wir, daß Gott nicht außerhalb unserer selbst liegt, sondern, daß wir mit dem Besten, was wir sind und haben, seines Wesens teilhaftig sind.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken,
Läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken? —

Auch der feierlich strahlende Sternenhimmel, der unsere Seele durch den Eindruck des Ewigen, Großen, beispiellos Reinen nahezu überwältigt, könnte solche Empfindungen nicht auslösen, wenn nicht Ewigkeit, Größe und Reinheit in der Tiefe unserer Seele daheim wären. Ja, wenn diese Werte, die — obgleich in menschlicher Unvollkommenheit — unser eigenster Besitz sind, in der Herrlichkeit des Alls uns in Fülle und Vollkommenheit entgegentreten, so regt sich in unserer Brust das Verlangen nach gleicher Vollendung, der Wunsch nach Hingabe des eigenen Wesens an das göttliche, die Sehnsucht nach der ewigen Heimat. Diese Empfindung ist es, welcher der christliche Mystiker Gerhard Tersteegen einen so einzig schönen Ausdruck verliehen hat:

Ich hab' von Ferne, Herr, deinen Thron erblickt,
Und hätte gerne mein Herz vorausgeschickt,
Und hätte gerne mein armes Leben,
Schöpfer der Geister, dir hingegeben.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Gottesempfindung der Seele und — was nahezu gleichbedeutend ist — ihr sittliches Bewußtsein im Rahmen des Natürlichen erklären zu wollen. Nicht nur durch das Alter geheiligte, religiöse Vorstellungen werden sich dagegen erheben — auch die materialistische Weltanschauung, die der neuen Zeit entstammt ist, wird sich gegen solches Streben wenden und es als Schwärmerei und Phantasterei zu brandmarken suchen. Angesichts der unvermeidbaren Schwierigkeiten, die sich dem Freireligiösen bei der Verteidigung seiner Ueberzeugung darbieten, erscheint es mir um so notwendiger, wenigstens einer mißverständlichen Auffassung seiner Weltanschauung vorzubeugen, und auf diese Weise Diskussionen zu verhindern, die schon um ihrer falschen Voraussetzungen willen unfruchtbar sein müßten. Eine solche mißverständliche Auffassung unserer religiösen Ueberzeugung würde z. B. derjenige bekunden, der unseren Glauben an die Natur, als der wahren Offenbarung der Gottheit, mit dem Dichterworte wiedergeben zu können vermeinte: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Ich glaube keineswegs, daß dieser Ausspruch vor dem Forum einer auf Wahrheit gegründeten Weltanschauung bestehen kann. Die Katze, die mit der sich in Todesängsten windenden Maus Fangball spielt — der Würger, der die Käfer lebend am Dorne aufspießt, ehe er sie langsam zu seiner Nahrung verbraucht —, sie befriedigen in ihren Handlungen die Forderungen des sittlichen Bewußtseins ebensowenig, wie die obenerwähnten Vorgänge der Weltgeschichte, deren Motive in den gleichen Raubtierinstinkten wurzeln. Allerdings kann im Reiche des Tierischen auch nicht von einer Verletzung des Gerechtigkeitsgefühls die Rede sein. Schließt doch die Tatsache, daß in der Tierseele die Vernunft noch nicht zum Bewußtsein gelangt ist, den Begriff der sittlichen Verantwortung und damit denjenigen der Gerechtigkeit aus. Dennoch gilt es Klarheit über folgendes zu gewinnen: Nicht in ihren Einzelerscheinungen (zu denen ja auch der unvollkommene Mensch gehört) — nur als Ganzes, nur als Trägerin des ewigen Gesetzes und der ewigen Harmonie besitzt die Natur Vollkommenheit. Darum hat

der gestirnte Himmel, der wie nichts anderes sonst Einblick in die Einheit des Alls gewährt, den Denkern aller Zeiten das Wesen der Gottheit am überzeugendsten enthüllt. Wer jedoch die Natur in der Einsamkeit aufsucht, wer alsdann fähig ist, die Seele von dem kleinlichen Getriebe des Alltags völlig loszulösen und sich ganz ihren großen Eindrücken hinzugeben, dem wird auch die taufrische Morgenfrühe wie die weihevolle Ruhe des Abends, dem wird der rauschende Wald und das brausende Meer Gottes Allgegenwart verkünden. In solchen erhebenden Augenblicken, in denen die Größe und Schönheit der Natur ihn ganz überwältigt, fühlt der Mensch die unendliche Harmonie des Alls, die es ihm möglich macht, inmitten des Chaos des Vergänglichen an den Sinn des Lebens zu glauben.

Was ist nun aber jene geheimnisvolle Harmonie des Alls?

Es ist die tiefinnere, auf der Notwendigkeit beruhende Zusammengehörigkeit all seiner Teile — ihr Zueinanderstreben —, ihr endliches Aufgehen in einer wundervollen Einheit —, es ist der Reichtum und die Fülle des Ganzen, in dem das Einzelne unverkümmert und wohlgeborgen ruht. Wohl nehmen wir diese höchsten Eindrücke, die das All vermittelt, rein gefühlsmäßig auf. Da aber in der menschlichen Seele Empfindungen Gedanken hervorrufen, und da sich Gedanken nur durch das Mittel des Wortes kundgeben lassen, so bekenne ich im klaren Bewußtsein der Unvollkommenheit des Ausdruckes, daß die Empfindung der Gottheit, die aus der Betrachtung des Alls erwächst, die Vorstellung des ewigen Sinns, der ewigen Größe und der ewigen Liebe im Menschengeiste aufbaut. Diese großartige Offenbarung ist es, die, in der Seele fortwirkend, zu jener Dreiheit des Wahren, des Schönen und des Guten führen mußte, die zu allen Zeiten die Grundlage des sittlichen Menschenlebens war und es immer sein wird.

Auf welche Weise — so wird man hier vielleicht weiter fragen — ergibt sich die Vereinigung von Gottheit und Menschenseele, die wir bei der Betrachtung des Alls so lebhaft emfinden, und wie weit läßt sie sich vernunftmäßig erklären?

Die Antwort, die ich hierauf zu bieten habe, ist folgende:

Da die Existenz des Menschen gleich der des Alls auf Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit beruht, so ist auch sein ursprüngliches Wesen auf Wahrheit begründet — da er niemals als Einzelwesen, sondern nur als organischer Teil des Ganzen Behauptung und Steigerung des Daseins er-

reichen kann, so ist auch das Streben nach Harmonie, die Sehnsucht nach Liebe und nach Frieden, ein Ausdruck seiner innersten Natur. Diese Sehnsucht wird durch das Versenken der Seele in das All befriedigt, während der Chaos des Vergänglichen, des Zufälligen und Sinnlosen, in dem der Mensch verstrickt bleibt, solange sein Sinn an den Einzelerscheinungen haftet, seine Seele unbefriedigt läßt. Diese Erkenntnis, zu welcher die Vernunft erst auf einer späten Stufe der Entwicklung und auch hier nur in unvollkommener Weise gelangt, nimmt das Gefühl vorweg.[2]) Hierbei gilt es jedoch zu bedenken, daß die ewigen Werte, obwohl tief im Wesen des Menschen verankert, dennoch vielfach unter dem Schutt des Zufälligen und des Vergänglichen begraben liegen, und daß nur der Mensch, der durch Veranlagung, Erziehung und Selbsterziehung zur Befreiung des besseren Ichs gelangte, den Wirkungen der Gottheit wieder zugänglich wurde. Die Gegnerschaft, die dem Pantheismus zu allen Zeiten von seiten des Dogmas und der Nur-Verstandesmenschen bereitet worden ist, erklärt sich nicht zum mindesten aus der Unempfänglichkeit eines Gemüts, das, weil es selbst den religiösen Wirkungen des Alls unzugänglich ist, diese auch bei anderen für unmöglich hält. „Wenn die Leute mein Herz hätten," so klagt schon ein Meister Ekkehard, „so würden sie wissen, daß die Wahrheit selber aus mir spricht."

Als wir im vorangegangenen Kapitel dem ungeschriebenen Gottesgesetz nachgingen, das der Mensch durch die Erforschung der natürlichen Zusammenhänge zu entziffern berufen ist, da haben wir den Kampf und die Liebe — den Egoismus und den Altruismus — als die beiden treibenden und erhaltenden Kräfte der Natur herausgefunden. Als Träger einer vergänglichen Daseinsform, die er in sich entwickeln muß, um sie gesteigert weitergeben zu können, ist das Wesen des Menschen auf den Kampf eingestellt — als lebendiger Teil des ewigen, in sich selbst ruhenden Alls liegen die Wurzeln seines Wesens in der allerhaltenden Liebe. Mit anderen Worten: Die der Entwicklung unterworfenen Kräfte des menschlichen Wesens werden durch den Kampf, die ewigen Werte, an denen er Anteil besitzt, werden durch die Liebe gesteigert und erhöht. Mensch sein, heißt Kämpfer sein — Gott sind wir, wo wir lieben. —

Unabläßig ändern sich das Wesen und die Formen des Kampfes. Hat uns auch der große Krieg von neuem den Beweis erbracht, daß die Menschheit als Ganzes noch weit davon entfernt sei, die ursprünglichen Kampfes-

formen überwunden zu haben, welche die Selbsterhaltung durch das Mittel der rohen Gewalt und der tückischen List erstreben, so können wir im Hinblick auf die sittliche Einzelpersönlichkeit, die erfahrungsgemäß die Entwicklung der Masse überflügelt, getrost der Ostwaldschen Behauptung zustimmen, die uns sagt, daß das Wesen einer fortschreitenden Kultur darin bestehe, den Begriff des Kampfes durch denjenigen der Arbeit zu ersetzen. Echte Arbeit setzt gleich dem Kampfe alle Energien in Bewegung; sie bewahrt also vor Erschlaffung. Dagegen schaltet sie das Tierisch-Ungezügelte aus, das dem Kampf in seinen primitiven Formen anhaftet und das in unleugbarem Gegensatz zum Wahrhaft-Menschlichen steht. Arbeit ist ein sittlicher Wert, der als solcher den Begriff des Kampfes nicht nur ersetzt, sondern auch überbietet. Arbeit ist der Daseinskampf der sittlichen Persönlichkeit.

So schwankend und veränderlich, wie das Wesen des Kampfes sich im Wandel der Jahrtausende darbietet, so gleichbleibend zeigte sich, nach allen Kundgebungen, die wir darüber besitzen, das Liebesempfinden der Menschen. Immer bedeutete l i e b e n der Wunsch nach Hingabe des eigenen Wesens an das Vollkommenere, das Aufgehen des Ichs in einer höheren Existenz oder in einer höheren Einheit. „Die Liebe ist ein Erweitern des eigenen Lebens," so drückt es ein Tolstoi aus. „Das Bewußtsein der Einheit unseres Wesens mit allen anderen offenbart sich uns durch Liebe. Je mehr wir lieben, um so weiter, voller und freudiger wird das Leben." — Das Liebesempfinden, durch welches der Mensch Anteil am Unendlichen besitzt, kann ja seinem Wesen nach keinem Wandel unterworfen sein. Alle Einzelerscheinungen des Alls stehen im Flusse des Werdens und des Vergehens; ewig ist an ihnen nur das Gesetz, nach dem sie sich entwickeln. Das All selbst oder Gott ist eben nur und verändert sich niemals.

Alle Geringschätzung der Natur, auf die wir bei den Gegnern der natürlichen Weltanschauung so häufig stoßen, hat ihren Grund darin, daß sich diesen Menschen bei ihrer oberflächlichen Naturbetrachtung nur der eine der beiden natürlichen Triebe, der Selbsterhaltungstrieb oder Egoismus, enthüllt hat. Sie wissen nichts von dem sozialen Triebe, jenem Willen zur Einordnung und zum Aufgehen in einer höheren Einheit, der auch die Welt der Unvernünftigen erfüllt und vermöge dessen selbst durch die unvollkommene Einzelerscheinung das ewige Wesen der Gottheit hindurchleuchtet. Wenn die Verleumder der Natur auch nur einmal mit empfänglichem

Herzen ein Vogelpärchen beim Nestbau oder bei der Brutpflege belauschen wollten, so müßte ihnen die Halbheit und die in ihr begründete Verzerrtheit ihres Urteils notwendigerweise klar werden. Ergreifend hat es uns wiederum ein Tolstoi geschildert, wie ihm, dem an Gott und der Welt Verzweifelnden — dem Skeptiker —, im Klingen des keimenden Frühlingswaldes, beim Zwitschern der nestbauenden Vögel der Glaube an die ewige Liebe und an den Sinn des Lebens wiederkehrte. „Können wir es uns denn verhehlen", so ruft er mit einem Seufzer der Befreiung aus, „daß uns die Mutter in Liebe geboren hat?" Wie rührend und wie durchaus überzeugend ist doch die Logik des Herzens, die sich in folgenden Worten ergießt: „Angenommen, ich sei ein herausgefallenes Vögelchen und liege auf dem Rücken zwitschernd im hohen Grase — dann aber zwitschere ich, davon, was ich weiß, daß mich die Mutter in sich getragen, erwärmt, genährt und geliebt hat? Wo ist diese Mutter? Ich kann es mir nicht verbergen, daß mich jemand in Liebe geboren hat. Wer ist dieser Jemand? — Gott —." Ja, hier liegt der eigentliche Schlüssel des Geheimnisses und die Lösung des Rätsels. Weil unser Wesen selbst physisch und psychisch aus der Liebe hervorgehet, weil die Eltern uns in Liebe das Leben gaben, weil unsere Seele selbst aus der liebreichen Seele der Mutter hervorwuchs — darum können wir auch die ewige Liebe, die das All erhält, ahnend begreifen — darum streben wir nach Vereinigung mit dieser Liebe — darum fühlen wir uns beglückt durch alles, was unser eigenes Liebesempfinden steigert, betrübt durch alles, was dieses erkalten läßt. Wo liegt der Urgrund der uns beseeligenden Liebe? In der Enge unserer Brust oder in der unendlichen Weite des Alls? — Ach, wir vermögen dem Göttlichen nur mit Hilfe des Gleichnisses zu nahen.

Was das Wasser für die Erde bedeutet, in der unser physisches Leben wurzelt, das bedeutet die Liebe für den Nährboden unseres seelischen Lebens — und wie von dem Kreislauf des Wassers, so könnte man auch von dem Kreislauf der ewigen Liebe sprechen. Wohl fühlen wir den Quell aus den Tiefen der eigenen Seele hervorbrechen, doch ist es das Wesen der Quelle, daß sie den Strom suche, auch muß der Strom den Weg zum Meer finden. Wie nun das Wasser ewiglich vom Meer zum Himmel emporsteigt, und wie die Wolken ewiglich das Wasser des Meeres von dannen tragen, damit es als Regen die Wälder tränke und sich in den Tiefen des Waldbodens ansammle, um wiederum als Quelle zum Tages-

licht emporzudringen, so findet auch die ewige Liebe, in die unsere Seele sich unablässig zu ergießen strebt, auf tausend Pfaden den Weg in unser Herz zurück. Die Quelle verlangt nach dem Meere, und das Meer verlangt nach der Quelle. Die Menschenseele braucht Gott, und Gott will die Seele. Wie die Seele des Menschen verschmachten muß, wenn sie sich von ihrem Urquell loslöst, so bleibt Gott existenzlos, wenn sich ihm nicht die Menschenseele öffnet, in die er sein Wesen ergießen kann.

Der Ausklang dieses Gleichnisses führt uns zu einem anderen hinüber, zu der Vorstellung von der Geburt des Gottessohnes in der Menschenseele, die der deutschen Mystik so lieb war. Sie gehört zu dem Tiefsinnigsten und Wertvollsten, was uns die Religion gegeben. Der cherubimische Wandersmann des Angelus Silesius, der diesem Buche so manches schöne Geleitwort schenkte, gibt dieser Vorstellung folgenden Ausdruck:

Ich muß Maria sein und Gott aus mir gebären,
Soll er mir ewiglich die Seligkeit gewähren.

Der Mensch muß Gott befreien aus dem Meere des Unbewußten, er ist es, welcher der Idee eine Gestalt verleiht — dafür befreit Gott den Menschen, sein Kind, aus der erniedrigenden Herrschaft des Zeitlich-Vergänglichen. So besitzt die christliche Glaubenslehre von der einmaligen, fleischlichen Menschwerdung Gottes durch Jesum Christum für die Mystik nur symbolische Bedeutung. Zu tief ist sie sich der Erlöserkraft bewußt, die in jedem echten Gottessohne ruht und aus ihm einen Heiland machen kann. Unter den Glaubenssätzen, die der fromme Meister Ekkehard vor seinem Lebensende in Köln widerrufen mußte, lautet der 11. Artikel:

„Alles, was Gott Vater seinem eingeborenen Sohne in der menschlichen Natur gegeben hat, das alles hat er auch mir gegeben: davon nehme ich nichts aus, weder die Wesenseinheit, noch die Vollkommenheit, sondern alles hat er gleicherweise mir gegeben, so wie ihm." —

Im 12. Artikel tritt uns dieser Gedanke noch weiter gefaßt entgegen:

„Alles, was die Heilige Schrift über Christus aussagt, das bewahrheitet sich auch an jedem guten und gotteinigen Menschen."

Wie nahe steht in dieser ebenso schlichten wie großen Auffassung des religiösen Mysteriums der mittelalterliche Mönch dem neuen Menschen. — Wem die Krippe zu Bethlehem, wem die Lichter des Weihnachtsbaumes überhaupt noch etwas verkünden, wer in ihnen nicht lediglich holde Kind-

heitserinnerungen verehrt, dem werden sie zum Unterpfande einer freudigen Gewißheit: Jeder Zeit wurde aus reinem Weibesschoße der Gottessohn, der Erlöser, geboren. Habe Vertrauen! Auch dein Geschlecht und seine Not wird seinen Heiland finden! Spielt er vielleicht — ein unschuldig Kind — schon heut zu den Füßen seiner Mutter? Oder hörtest du gar schon die tobende Menge das „Kreuziget, kreuziget!" über ihn schreien? — Und dies ist der Wermutstropfen, der in alle freudige Erlösungsgewißheit fällt. Die in der Sinnlosigkeit und in der Vergänglichkeit umhertreibende Menge gewährt der Wahrheit keinen Sieg, ehe sie sich nicht vorher an ihrem Verkünder rächte. Erlöserwille ist Wille zum Untergang; es gibt kein Erlösungswerk ohne Golgatha. „Ich liebe alle die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über dem Menschen hängt: sie verkündigen, daß der Blitz kommt, und gehen als Verkündiger zugrunde." [2])

Die Ueberzeugung von der Zugehörigkeit der Seele zu Gott, von ihrem völligen Durchdrungensein von seinem Geiste, das ist der Lebensnerv der natürlichen Religion. Diese Vorstellung *muß* umwandelnd auf jene Aeußerungen des religiösen Lebens wirken, die Luther in seinem Katechismus in die Worte „Gott in allen Nöten anrufen, beten, loben und danken" eingekleidet hat. Weder die wissenschaftliche Weltanschauung, die alles Geschehen auf Ursache und Wirkung zurückführt, noch die religiöse Allempfindung lassen der Vorstellung Raum, daß das Wirken der Gesetzmäßigkeit an irgendeiner Stelle durch willkürlichen Eingriff zugunsten des Individuums oder irgendeiner Sondergruppe unterbrochen werden könnte. Die Empfindung einer über und in allen Dingen wirkenden Macht, deren Existenz Himmel und Erde zusammenhält, wird wesentlich verkleinert durch ihr Einstellen auf menschliche Wünsche und durch ihre Anrufung zur Parteinahme.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe;
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
Auf daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt. (Goethe.)

Wohl wird der Wunsch, die Seele ganz in Gott zu versenken, der Wunsch nach Andacht also, der den Glaubenschristen zum Gebet führt, jedem religiösen Sinne ein Bedürfnis bleiben. Aber die Andacht des Pantheisten, das Gebet der neuen Religion, wird selten einen Ausdruck in Worten finden. Ist nicht zu allen Zeiten im Augenblick der tiefsten Ergriffenheit und des vollkommensten Gottesbewußtseins Schweigen der Ausdruck der höchsten Andacht gewesen? Erinnern wir uns, was wir vor großer Natur, vor großer Kunst und vor großen Schicksalen empfanden, wenn wir am meisten von ihnen überwältigt waren?

Gott ist gegenwärtig.
Alles in uns schweige
Und in Ehrfurcht vor ihm neige.[4])

Mit dem Gefühl höchster Ehrfurcht, das im heiligen Schweigen zum Ausdruck kommt, ist die Sehnsucht, das eigene Wesen mehr und mehr in Gott hineinwachsen zu lassen, auf das innigste verbunden. Befreit von den persönlichen Wünschen, für die wir uns sonst im Kampfe ums Dasein einsetzen und denen wir nur zu oft den Frieden unserer Seele dahinopfern, wollen wir in solchen Stunden ja nichts anderes als die Uebereinstimmung der Seele mit der Gottheit.

Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, wovor er bet't, verwandelt ewiglich.[5])

Und wie das Gebet des Einheitsgläubigen ein Versinken in Gott ist, so wird sein Loben und Danken zur Darstellung der Gottheit im Rahmen des Wahrhaft-Menschlichen. Nicht, indem wir in einem überlieferten Glauben verharren, ob auch unser ganzes Wesen sich gegen seine Forderungen auflehne — nein, indem wir im eigenen Leben das Wesen Gottes, das Wahrhaftigkeit und Liebe ist, zum Ausdruck bringen, beweisen wir im höchsten Sinne Dankbarkeit und Treue gegen Gott. Diesen Beweis seiner Religiosität — den einzigen, den die wahre Religion überhaupt anerkennt — vermag nur ein wirklich guter Mensch zu geben. Dagegen muß jedes Kind einsehen, daß man alles glauben kann, was in Bibel und Katechismus steht — „und doch gemein, niedrig, egoistisch, seelenroh, undankbar, lieblos sein und überhaupt so leben kann, als müsse das Weltall diesem Ich dienen. Frage dich täglich: bin i ch denn das Weltall?, so kannst du dich zur Reli-

gion anleiten. Religion ist Opfer der Selbstsucht, Religion ist: Durchschüttert-, Durchweicht-, Durchmürbtsein vom Grundgefühl: ich bin ein Nichts im Ganzen, dem ich diene. Religion ist daher tragische Freude zu dienen. Was die Moral fordert, dazu gibt Religion die Lust und die Kraft, und was ich fehle, nicht leisten kann: da tröstet mich die Religion durch Gefühl und Ahnen der Wechselwirkung im ganzen".[6])

Aus der Auffassung der Religiosität als des Willens zur Darstellung des Göttlichen führt der einzig gangbare Weg zur ehrlichen, zur mannhaften Ueberwindung des Pessimismus. Keine tiefere Natur entgeht ihm, solange sie die Vorstellung einer sittlichen Weltordnung mit derjenigen einer göttlichen Vorausbestimmung alles Geschehens verhängnisvoll verquickt. Nicht indem der Mensch an den tiefen Abgründen des Lebens krampfhaft vorbeisieht — nicht indem er sich quietistisch einem waltenden Verhängnis unterwirft — nicht indem er zum Glauben an eine übernatürliche, die Gesetzmäßigkeit aufhebende Hilfe sein Zuflucht nimmt, überwindet er von Grund aus die ihn bedrohende Verzweiflung. Nur indem er seinen Schmerz über das Unrecht, seine brennende Sehnsucht nach höheren Zuständen in festen Willen zur Tat umsetzt, schreitet er diesem Ziele sicher entgegen. Niemals ist durch göttliche Vorsehung eine sittliche Weltordnung verfügt und durch die Tatsachen der Weltgeschichte zum Ausdruck gebracht worden. Aber aus dem Streben nach Harmonie, das unbewußt das All erfüllt und das in der Menschenseele in die Klarheit des Bewußtseins getreten ist, dürfen wir die Hoffnung schöpfen, daß eine sittliche Weltordnung aus dem Chaos hervorgehen werde. Dem persönlichen, vergänglichen Dasein Ewigkeitsgehalt verleihen, indem man es einsetze für die Verwirklichung dieser noch zu erringenden, sittlichen Weltordnung — vor allem im eigenen Leben, dann aber auch im Leben der Menschheit, in welches einzugreifen jedem Einzelwesen Gelegenheit gegeben ist —, das ist die Hoffnung und die Weihe, welche die neue Religion ihren Jüngern verleiht.

Es ist bezeichnend für die Sinnesart des deutschen Volkes, daß in seiner herrlichsten Nationaldichtung der endlich erlöste, von seinem Pessimismus befreite Held nicht als der christlich Gläubige, sondern als der tätig Schaffende aus den Kämpfen, aus den Irrungen und Wirrungen seines Lebens hervorgeht. Faust stellt wie keine zweite Gestalt der Dichtung die Sehnsucht der deutschen Volksseele dar, koste es, was es wolle, zur Wahrheit und zur Harmonie des Daseins hindurchzudringen. Mit ihm durch-

messen wir alle Abwege, welche die Menschheit vor Erreichung dieses Zieles durchlaufen muß: die Skepsis, die sich bei zunehmender Einsicht in die Unvollkommenheit aller Erkenntnis unseres Sinnes bemächtigt — die Menschen- und Selbstverachtung, die, nachdem wir einmal die Entfesselung des menschlichen Raubtieres bei den Mitmenschen oder bei uns selbst erlebten, an dem Werte des Daseins verzweifeln läßt. Mit Faust erleben wir aber auch den Aufstieg aus der Tiefe und die schließliche Ueberwindung der lebenzersetzenden Kräfte. In einer unter höchster Anspannung seines Wesens vollbrachten Arbeit, durch die ein von ihm geleitetes Volk dem Meere Land abgewinnt — in einem, in voller Gemeinschaftlichkeit geführten Kampfe der Menschen gegen die rohe Kraft der Elemente findet Faust am Ende seines Lebens den Frieden seiner Seele zurück. Er, der Theologie, Philosophie und Medizin vergebens nach der Lösung der Welträtsel gefragt hatte, erhält durch die Arbeit für das Gute zuletzt die beglückende Antwort. Aber nicht nur Ueberwinder des Chaos im inneren und äußeren Leben, Ueberwinder auch der Bitterkeit des Todes wird Faust als Schaffender. „Schaffen — das ist die große Erlösung vom Leiden und des Lebens Leichtwerden.[7])" Ohne Auferstehungs- und Vergeltungsglauben, aber tief befriedigt von dem ewigen Sinn, den die schaffende Tat seinem endlichen Sein verliehen, gibt der Greis, dessen Leben sich vollendet, freudig und vertrauensvoll sein Dasein dem göttlichen, immer neues Leben zeugenden All zurück. So ist es der scheidende Faust, der seine Freunde lehrt, friedvoll und versöhnt zu sterben. „Noch lernten die Menschen nicht, wie man die schönsten Feste weiht" — so spricht Nietzsche in seinem Zarathustra, und in dem Kapitel „Vom freien Tode" hat dieser große Dichter unvergleichliche Worte von jenem Tode gesprochen, der ein Fest sein kann. Ein solches dünkt ihm der rechtzeitige Tod, „der Tod des Vollbringers, der den Lebenden ein Stachel und ein Gelöbnis wird". Kann der Mensch einen solchen Tod wollen? — Hören wir die Antwort Zarathustras:

„Wer ein Ziel hat und einen Erben, der will den Tod zur rechten Zeit für Ziel und Erben.

Und aus Ehrfurcht vor Ziel und Erben wird er keine dürren Kränze mehr im Heiligtum des Lebens aufhängen.

Wahrlich, nicht will ich den Seildrehern gleichen; sie ziehen ihren Faden in die Länge und gehen dabei selber immer rückwärts." —

Nun, wir wissen es wohl, daß es nicht jedem vergönnt ist, den Tod

des Siegers, des Vollbringers zu sterben; aber als treuer Kämpfer für das Gute fällt jeder Redliche auf dem Felde der Ehre. Es war die schaffende Arbeit, die einem solchen Menschen den höchsten Inhalt für sein Leben gab; sie ist es, die ihm sterbend einen Erben sichert. Es brauchen nicht unbedingt leibliche Kinder zu sein, die da anknüpfen, wo der Faden eines Vollendeten abriß. Das auf Ewigkeitsboden erbaute Werk — mag es auch eine Zeitlang in seinem Werte verkannt bleiben — zwingt schließlich immer die besten Geister jeder Zeit, sich für seine Fortsetzung oder für seine Vollendung einzusetzen. Die Liebe zum Werke aber ist es, die in dem müde gewordenen Schaffenden den Wunsch erweckt, sein Kleinod in die Hände junger, ehrfürchtiger Erben zu legen. In den Erben seines Werkes, in seinem Volke, ja in der Menschheit wird die Seele jedes redlich Schaffenden fortleben, auch wenn er nicht zu den Großen gehörte, deren Name die Jahrhunderte überdauert. Eines ist ganz gewiß: Die Leistung, die nur dem Augenblick huldigt, die dem Vorteile anstatt der Wahrheit dient, muß trotz aller Scheinerfolge dem Fluche der Vergänglichkeit anheim fallen; aber in der Selbstlosigkeit, in der Redlichkeit des Schaffens liegt die Bürgschaft des ewigen Lebens.

Ich möchte meine Klarlegungen über den Gottesglauben, die Gottesliebe und die Ewigkeitshoffnung des Pantheisten nicht abschließen, ohne noch mit einigen Worten der deutschen Mystik gedacht zu haben, die ihm innerlich so nahe steht, und die uns darum im Vorangegangenen so manche tiefgründige Antwort auf ernste religiöse Fragen bieten konnte. Die Mystik ist es ja, die allein die durch die Jahrtausende sprudelnde Quelle religiöser Allempfindung gehegt hat, ohne die auch die wissenschaftliche Weltanschauung bei allem bewundernswerten Eindringen in die Gesetzmäßigkeit des Alls das Gemüt kalt läßt. Es würde zu weit führen, eingehend zu untersuchen, auf welchem Wege diese, unter dem Zusammenbruch der alten Kultur nahezu verschüttete Quelle wieder entdeckt wurde. Sicher ist es, daß die Kenntnis der alten Schriftsteller, die durch die kirchliche Bildung übermittelt wurde, etwas lebendiges Wasser in die große Eiszeit menschlichen Denkens gerettet hat. Man lese beispielsweise in den Gesprächen des Sokrates über das Wesen des Heilandes, als des Mittlers zwischen Mensch und Gottheit, und man wird erkennen, wieviel Gemeinsames Meister Ekkehards Christusglaube mit jener Heilandsvorstellung des Sokrates besitzt. Doch noch viel weiter, bis in die Jugendzeit der denkenden Menschenseele reichen die Wurzeln der Mystik zurück. Sie verbinden uns

direkt mit der durchgeistigtsten aller alten Religionen, durch die das Stammvolk unseres Volkes seine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens gab. Ist es nicht das erkennende, beglückende Versinken des Individuums in das All, das den Brennpunkt des indischen Buddhismus bildet? — Während hier jedoch das Aufgehen des Persönlich-Begrenzten in dem Ewig-Einen zum Nirvana, zur Wunschlosigkeit und Willenstötung führt, wird in der deutschen Mystik das Allempfinden mit der Taten- und Schaffensfreude verschmolzen, die das Kennzeichen des germanischen Geistes ist. — Die Verpflichtung des Menschen, das ewige Gesetz, die ewige Liebe und dadurch die endliche Harmonie aus dem Chaos des Zufälligen und Sinnlosen herauszuarbeiten, stählt ebenso den sittlichen Willen, wie sie den unvernünftigen bändigt, der sich in Laune und Leidenschaft, in Begierde und Ichsucht kundgibt. Durch Wanderprediger, durch volkstümliche Dichter sind die uralten Vorstellungen des Einheitsglaubens und des Pantheismus — nur äußerlich in den Rahmen des kirchlichen Christentums eingefügt — ganz tief ins deutsche Volk hineingetragen worden. Man denke an Jacob Boehme, den Schuhmacher, an Gerhard Tersteegen, den Weber, beide zwei unvergeßliche Vertreter deutscher Mystik. Bedeutungsvoller für das gesamte deutsche Geistesleben war es jedoch, daß ein wissenschaftlich geschulter, systematischer Geist sich der Einheitslehre ergab und für sie eine philosophische Formulierung schuf. Spinoza ist der Mann, der ihr Ansehen in der Wissenschaft und weitgehenden Einfluß auf die geistige Entwicklung der akademischen Jugend gesichert hat. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war nach Heines Ausspruch der Spinozismus „die Geheimreligion" Europas; und in unserer Zeit hat der ehemalige Leipziger Historiker Lamprecht darauf hingewiesen, daß alle bedeutungsvollen Denker Deutschlands auf Spinozas Grundgedanken von der Welt als einem großen Organismus weitergebaut hätten. Welch entscheidenden Einfluß die Lektüre Spinozas auf Goethes einzigartige Jugendjahre gewann, darüber hat er sich noch in seinem Alter in seinen Gesprächen mit Eckermann voll Befriedigung ausgesprochen. Ja, selbst ein Bismarck ist in den Zeiten seines geistigen Werdens dieser Gedankenwelt sehr nahe getreten. In einem stimmungsvollen, an einen Freund gerichteten Brief [8]) berichtet der junge Bismarck diesem, wie er im „verwunschenen Schlosse" seiner Väter, wo er Examensvorbereitung betreiben soll, Scheibe schieße, Nachtigallen schlagen höre und Spinozas Ethikum lese. Jahrelang bekannte sich

Bismarck zum Pantheismus und verteidigte ihn mit Heftigkeit gegenüber dem positiven Christentum seiner Umgebung. Der pantheistische Einschlag, den Bismarcks Frömmigkeit beibehielt, auch nachdem sie — seit seiner Verheiratung mit der aus strenggläubigen Kreisen stammenden Johanna von Puttkammer — die Formen des Kirchentums angenommen hatte, verlieh ihr den großen Zug, der sie über die pietistische Religiosität vieler seiner politischen Freunde immer erhob.

Indem ich im Vorangegangenen nicht nur das Wesen und die Ziele, sondern auch die Entwicklung skizziert habe, welche der Einheitsglaube oder der Pantheismus im Laufe der Jahrtausende durchlaufen hat, glaube ich seinen Anhängern eine Widerlegung gegen die Angriffe derjenigen geliefert zu haben, welche diese Weltanschauung dadurch zu entwerten suchen, daß sie dieselbe als ein Kind der Moderne, als ein Produkt geistiger Dekadenze hinzustellen suchen, ja, welche ihr das Recht absprechen wollen, als Religion gewertet zu werden. Und nicht nur gegen die Rechtgläubigkeit, auch gegen die Angriffe des Materialismus gilt es den unter so schweren Kämpfen errungenen religiösen Besitz des neuen Menschen zu verteidigen. Der Atheismus — das ist unsere Gewißheit — ist nur ein Uebergangszustand für eine von Natur religiöse Seele. Er ist ihr Protest gegen eine ihr aufgezwungene Gottesvorstellung, und ist um so heftiger, je mehr der Geist dieser Vorstellung entwachsen ist, je mehr er folglich unter ihren einschnürenden Fesseln gelitten hat. In dem Maße, in welchem in der Seele die ihr eingeborene Sehnsucht nach Gott wieder erwacht, machen sich die Forderungen der Religion von neuem geltend. Zwei Entscheidungen, die Rückkehr zur alten, überlieferten oder das Fortschreiten zu einer neuen, selbsterrungenen Religion sind in diesem Zustande die einzig möglichen. Viele gute und geistig bedeutende Menschen haben die Entscheidung im ersteren Sinne getroffen, und diese Tatsache genügt, um eine hochmütige Ablehnung solchen Standpunktes zu entkräften. Selten haben diese Zurückkehrenden das Dogma, an dem sie einst irre geworden, in seiner ursprünglichen, seiner buchstäblichen Bedeutung wieder aufgenommen; es wurde ihnen vielmehr ein Symbol für religiöse Offenbarungen, die nach Ausdruck verlangen und für die sie eine andere Formulierung nicht gefunden hatten. Sie, die den Geist des Christentums als das Wesentliche jeder Konfession erkannten, erblicken nun in ihrer Anpassung an die äußeren kirchlichen Formen vielfach das Opfer, das sie der Aufrechterhaltung der geistigen

Einheit ihres Volkes bringen. Auch glauben sie durch ihre Stellungnahme am besten jene Schwierigkeiten in der religiösen Jugenderziehung zu vermeiden, welchen diejenigen nicht entgehen, deren innere Religiosität noch keinen Ausdruck in den äußeren Gebräuchen gefunden, die schon durch die Macht der Gewohnheit so stark auf die Kindesseele wirken. Es ist nicht zu bestreiten, daß gerade diese innerlich Freien der Verknöcherung innerhalb der Konfessionen wirksam entgegenarbeiten, daß sie durch ihren Einfluß diese auch gegen deren Willen in den Fluß der Entwicklung stellen, und daß sie so auf ihre Weise den endlichen Zielen der wahren Religion dienen. Aber die Anerkennung der relativen Berechtigung einer solchen Entscheidung darf uns gegen ihre Gefahren nicht blind machen. Diese bestehen darin, daß der Symbolismus die Freimütigkeit des Bekenntnisses einbüße, daß an Stelle der inneren Ueberlegenheit das äußere Interesse die treibende Kraft bei der Anpassung werde — daß das schlichte, klare Wort, das der Spiegel des Gedankens ist, durch das falsche schillernde verdrängt werde, das den Gedanken verschleiert, daß — um es kurz zu fassen, — im religiösen Leben der Menschen die Berechnung anstatt der Ueberzeugung die Oberhand gewinne. Ein Volk, in dem eine solche Entwickelung eintritt, hätte jedoch alle durch die Anpassung erstrebten Vorteile mit dem Preise seiner inneren Ehrlichkeit zu teuer bezahlt.

Es ist nun sicher, daß die Gefahr der Zweideutigkeit und Unwahrhaftigkeit da nicht besteht, wo Menschen unter freimütiger Loslösung vom Dogma den vorwärts gerichteten Schritt zur wahren, zur natürlichen Religion getan. Der Geist des Christentums, den sie auf dem Wege der natürlichen Offenbarung neu gewannen, ist nun überhaupt nicht mehr von den dogmatischen Vorstellungen abhängig, welche die Menschheit unter mühevollem Suchen innerlich überwand. Es war kein Geringerer als Tolstoi, also eine Persönlichkeit, die in ihrem Tun die Nachfolge Christi mit allen ihren Konsequenzen auf sich genommen hatte, der am Ende seines Lebens auf den Pantheismus als auf die Religion der Zukunft hingewiesen hat.[9])

Der Pantheismus ist älter als der in den Bekenntnissen festgelegte Christenglaube. Er lebte in Menschenseelen fort in Zeiten, in denen äußerlich an den Herrschaftsrechten der Kirche überhaupt nicht zu rütteln war. Er wird eine Quelle religiösen Lebens und religiösen Trostes bleiben in einer Zukunft, in der alle Bekenntnisse und alle auf sie gegründeten Organisationen für den Gehalt der wahren Religion zu eng geworden sein werden.

Die Ehe und die Frauenfrage im Lichte der natürlichen Religion.

Rein wie das feinste Gold, fest wie ein Felsenstein,
Ganz lauter wie Kristall, soll dein Gemüte sein.

Angelus Silesius.

Religion, soweit sie um die Seele wirbt, um ihr den Weg zur Wiedervereinigung mit der ewigen Macht zu erschließen, wendet sich an den Menschen als Einzelwesen. Religiosität hingegen, die Richtung der Seele, die, von Religion durchdrungen, nach einem Ausdruck für ihren Lebensinhalt verlangt, läßt das Einzelwesen in Beziehung zur Mitwelt treten. Für keine Religion gilt dies so sehr wie für die natürliche, deren wesentlicher Gehalt die Darstellung des Göttlichen durch den Menschen ist. Ihre Anhängerschaft muß durch die Tat bekundet werden, aber nur als lebendiges Glied einer menschlichen Gemeinschaft kann der Schaffende seine höchste Aufgabe, die Ueberwindung des sinnlosen Chaos durch das Ewig-Vernünftige, vollbringen. Gläubige Christen, in deren Seele Gott und Welt sich als Gegensätze darbieten, konnten, wie uns die Geschichte lehrt, schließlich dahin gelangen, in völliger Abgeschlossenheit als Einsiedler die höchste religiöse Vollendung zu suchen. Für den Einheitsgläubigen ist das Versinken in Gott das Bad im Meere der Ewigkeit, aus dem die Seele neugestärkt zu ihrem Daseinszweck, der schaffenden Arbeit, zurückkehren muß. Er vermag nicht mit jenem Worte Jesu zu seinem Gott zu sprechen: Dein Reich ist nicht von dieser Welt — — aber

die erste Bitte des Vaterunsers „Dein Reich komme" umschließt sein höchstes Bekenntnis. In diesem Geiste sucht er alle Fragen des Lebens, die großen wie die kleinen — die allgemein menschlichen wie die persönlichen zu beantworten. Von den Beziehungen, die der religiöse Mensch in seinem schaffenden Leben zu seinem Mitmenschen knüpft, soll im Nachfolgenden die Rede sein.

Unter allen gesetz-gebotenen Notwendigkeiten des Lebens gibt es keine, die so tief in das Dasein des Einzelnen eingreift, keine die gleichzeitig so grundlegende Bedeutung für die Entwicklung der Nationen besitzt, wie das Zusammenleben der Geschlechter. Durch Liebe und Ehe bleibt das Band, das den Menschen mit der Natur verbindet, um so fester geknüpft. In Liebe und Ehe winkt ihm die höchste Entfaltung seiner menschlich-sittlichen Persönlichkeit.

Die Naturnotwendigkeit, die der geschlechtlichen Liebe zugrunde liegt, ist die Aufrechterhaltung der Rasse. Die gesetzliche und sittliche Fassung, welche die nach Form strebende Kultur dieser Notwendigkeit verliehen, machte aus der Geschlechtsliebe die Ehe. Nur an dem sicheren Maßstabe ihrer natürlichen Notwendigkeit kann der Wert der wechselnden Form gemessen werden, unter dem sich die Ehe im Wandel der Zeiten und unter dem Einfluß verschieden gearteter Völker darbietet. Dagegen kann die Befreiung der natürlichen Notwendigkeit von der Form, d. h. die Zertrümmerung der Ehe durch die bloße Geschlechtsliebe, vom Standpunkt der natürlichen Religion niemals als zu erstrebendes Ideal betrachtet werden. Kultur ist ja, — wie in anderem Zusammenhange schon hervorgehoben wurde, — Natur unter der Fassung des formenstrebenden Menschengeistes.

Es soll hierbei nicht bestritten werden, daß die Ehe im Laufe der Jahrtausende in dieser oder jener Gestalt ihren eigentlichen Kern, die Liebe zwischen Mann und Weib, oftmals zertreten, anstatt gepflegt habe, auch nicht, daß unter solchen Verhältnissen der Verzicht auf die Ehe oder die Flucht aus der Ehe in die Formlosigkeit der natürlichen Liebe eine Befreiung für Leib und Seele werden konnte. „Wohl brach ich die Ehe," so läßt Nietzsche im Zarathustra die Ehebrecherin sprechen, — „aber erst brach die Ehe mich." Und diesem Weibe ähnlich stellen wir uns ein anderes vor, das Christus mit seinem heiligen Wort vor der Blutgier des

pharisäischen Pöbels schützte. — — „Welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Demgegenüber bleibt bestehen, daß die Form, welche eine gesunde Kultur der geschlechtlichen Liebe in Gestalt der guten Ehe verleiht, nicht nur des nach Form und Ordnung strebenden Menschengeistes am meisten würdig, sondern für ihn auch auf die Dauer am tiefsten befriedigend sei. Alle Kritik der Ehe — und an einer solchen hat es niemals gefehlt, — ist folglich nur soweit berechtigt, als sie sich gegen irgendwelche Mängel ihrer Gestaltung, nicht aber soweit sie sich gegen das Wesen der Ehe selbst richtet. In unsere Zeit ist die Ehe, die nur scheinbar noch fest im Ueberlieferten wurzelt, innerlich stark durch fortschreitende und sehr tief greifende kulturelle Wandlungen beeinflußt worden; es ist daher nicht erstaunlich, daß dieser Prozeß zu einer besonders heftigen, weitverbreiteten Kritik der Ehe geführt hat. Unter den verschiedenen Gesichtspunkten, von denen aus Reformen gebieterisch verlangt werden, treten der wirtschaftliche, der rassenhygienische und der psychologische am meisten hervor. Wenden wir uns zunächst dem wirtschaftlichen Eheproblem zu.

Die gesetzlichen Bestimmungen, durch welche der Staat den eigentlichen Zweck der Ehe, die Erzeugung und Erziehung der Nachkommenschaft, zu fördern sucht, zielen von allem darauf hin, für die zum Erwerb noch unfähigen Kinder, sowie für deren Mutter eine ihrem Stande gemäße, gesicherte wirtschaftliche Grundlage zu schaffen. In dieser Absicht des Staates wurzelt die Alimentationspflicht des Ehemannes; in ihr ist auch das Familienerbrecht begründet, das, wenigstens im Rahmen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, für den wirtschaftlichen Bestand der Familie so notwendig ist.

Es ist nun unverkennbar, daß die wirtschaftlich-rechtliche Fassung, welche die Gesetzgebung der Ehe verlieh, in unserer Zeit auf Schwierigkeiten zu stoßen beginnt, die in der Veränderung des Wirtschaftslebens ihren Grund haben. Die ungeheure Bevölkerungszunahme, die sich im Zeitalter des Industrialismus vollzog, und die kapitalistische Wirtschaftsform, die sich in voller Konsequenz erst im Laufe des letzten Jahrhunderts durchgesetzt hat, haben den wirtschaftlichen Daseinskampf derartig erschwert, daß es in den dem Kriege vorangehenden Jahrzehnten in weiten Bevölkerungsschichten dem Manne nicht mehr möglich war, in einem angemessenen Alter die für die Erhaltung einer Familie notwendigen

Existenzmittel aufzubringen. Langes oder dauerndes Junggesellentum, Verringerung der Ehemöglichkeit für die heiratsfähigen Mädchen, Zunahme der Prostitution, das sind in den höheren Ständen, — Ausdehnung der Frauen- und Kinderarbeit, das sind in den niederen Ständen die traurigen Folgen dieser Entwickelung gewesen. Dazu kommt, daß auf Grund seiner Alimentationspflicht, — und nicht nur da, wo sie erfüllt, sondern auch da, wo sie nicht mehr erfüllt wird, — das Gesetz dem Manne eine Herrenstellung in der Ehe einräumt, die in zahlreichen Fällen objektiv zum Mißbrauch der Gewalt führt und in noch zahlreicheren subjektiv als Druck und als Beschränkung empfunden wird. Gilt es doch zu bedenken, daß die vertiefte Geistesbildung einerseits, die Erwerbstätigkeit während der Mädchenjahre andererseits in der modernen Frau das Selbstbewußtsein vielfach gestärkt und ihr Verlangen nach Selbständigkeit gesteigert hat.

Man wird hier vielleicht einwenden, daß gerade der Naturfromme an der gesetzlichen Unterordnung der Frau unter den Mann festhalten müsse, da diese ja der rechtliche Ausdruck jenes Naturgesetzes sei, das die liebende Frau dazu zwingt, im geliebten Manne ihren Herrn und Meister zu erblicken. Sicherlich ist zu allen Zeiten nicht Gleichberechtigung, sondern Hingabe des eigenen Wesens an den Geliebten Wille und Glück des liebenden Weibes gewesen, aber ebenso sicher ist es, daß die Forderungen des Ehegesetzes nicht in dieser Liebesempfindung ihren Grund haben. Wäre dies der Fall, so hätte das Gesetz ebenso der Liebesempfindung des Mannes gerecht werden müssen, der — wenngleich in einem ganz anderen Sinne — auch emporschaut und in der wahrhaft Geliebten seine Königin erblickt. Jene gesetzliche Herrenstellung ist vielmehr der Ausdruck des Herrscherwillens, von dem der Mann, soweit sein Wesen nicht durch die Liebe gemildert wurde, dem Weibe gegenüber beseelt ist, und der in der Vergangenheit durch die geringere Körperkraft, in unserer Zeit durch die wirtschaftliche Schwäche der Frau vorzugsweise genährt worden ist. Es ist also das Recht des Stärkeren, das in der ehelichen Hörigkeit der Frau noch seinen gesetzgeschützten Platz behauptet. Wie nun auf allen Gebieten des Lebens die aufsteigende Kulturentwicklung darin besteht, daß der Trieb und die rohe Kraft der Herrschaft des Geistes unterworfen werde, so müssen wir eine gleiche Orientierung auch für die Ehegesetzgebung beanspruchen.

Je mehr der Anhänger der natürlichen Religion davon überzeugt ist, daß die liebende Selbsthingabe der Frau an den Mann den Ausdruck eines

Naturgebotes darstellt, desto weniger wird er zu befürchten brauchen, daß die gesetzliche Gleichstellung der Ehegatten hieran etwas ändern werde. Natur stolpert nicht über Gesetzesparagraphen und kann durch Menschensatzung niemals gewandelt werden. Dagegen könnte eine gesetzliche Mündigsprechung der Ehefrau eine wirksame Waffe des Rechts für diejenigen Fälle werden, in denen eine anfangs freiwillig eingeräumte Macht in der Folgezeit zu Mißbrauch, zu offenbarem Unrecht geführt hat.

In der richtigen Erkenntnis, daß wirtschaftliche Selbständigkeit die Vorbedingung der persönlichen Freiheit sei und daß diese Selbständigkeit im gegenwärtigen Wirtschaftsleben nur auf dem Wege der Erwerbsarbeit errungen werden könne, — hat die moderne Frauenbewegung die Sorge für die Berufsbildung des weiblichen Geschlechts in den Vordergrund ihrer Bestrebungen gestellt. Die Mehrzahl der Frauenrechtlerinnen schließt in diese ihre Antwort auf die Frauenfrage alle, auch die verheirateten Frauen, ein, welche letztere auf die Vereinigung von Beruf und Ehe als auf das erstrebenswerte Ideal immer wieder hingewiesen werden. Die Lösung, die ein schwieriges und bedeutsames Problem auf diese Weise erfahren würde, wäre allerdings vollständig. Wenn die Verwirklichung desselben, sobald es in die Praxis übertragen wird, nur in seltenen Fällen gelingt, wenn die Versuche, der verheirateten Frau die Berufsarbeit zu erschließen, allzuoft scheitern, so wird die Frauenwelt schwerlich dabei beharren können, in der Kurzsichtigkeit und Selbstsucht der männlichen Machthaber die ausschlaggebende Erklärung zu suchen. Wie sehr auch egoistische Motive bei der Bekämpfung der Frauenberufsarbeit mitwirken mögen, ihr Haupthindernis liegt in dem natürlichen Gesetz, das der Frau körperlich die Lasten des Ehelebens auferlegte und das ihr damit die Möglichkeit nahm, eine volle Kraft für den Beruf einsetzen zu können.[1]) Es ist nicht richtig, daß nur die übertriebene, die ausbeuterische Erwerbsarbeit die Mutter und ihre Nachkommenschaft schädige, während verständig durchgeführte Schutzvorschriften aller Gefährdung ein Ende bereiten könnten. Die Berufsarbeit an sich, die überall da, wo sie in rechter Weise geleistet wird, einen ganzen Menschen fordert, wirkt verringernd auf die mütterliche Leistung. Auch der ausgedehnteste gesetzliche Schutz, welcher überdies die verheiratete Berufsarbeiterin der überlegenen Konkurrenz der ledigen preisgeben müßte, kann für Mutter und Kind jene Vorteile nicht schaffen, die das heimische Leben beiden gewährt, — dem Kinde, indem

es ihm die Kraft, die Nahrung und die Pflege der Mutter erhält, — dieser selbst, indem es ihr die Möglichkeit bietet, in den bedeutungsvollsten Jahren ihres Lebens, die Forderungen ihrer Natur ganz befriedigen zu können. Es ist besonders das seelische Moment in der Mutterschaft, das von jenen völlig übersehen wird, die durch Errichtung von Säuglingskrippen, Kleinkinderschulen und Horten alle Schwierigkeiten zu überwinden meinen, die sich der Berufsarbeit der Mütter entgegenstellen. Nur die Frau, die ihr Kind selbst hegen, pflegen und erziehen kann, empfindet das volle Glück, mit dem die Natur die Mutterschaft segnete, und die Kultur, soweit sie gesund ist, hat diese seelischen Forderungen nur noch vertieft. Findet die Mütterlichkeit unter den ungünstigen Verhältnissen des Erwerbslebens ihre Befriedigung nicht, so verkümmert sie; bleibt sie aber auch dann lebendig, so wendet sie sich gegen ihre Trägerin, um diese seelisch aufzureiben. Ein Beispiel für den ersten Fall liefert die Amme, die dem eigenen Kinde gegenüber fremd und gleichgültig werden kann, während die zärtliche Mühewaltung, die sie dem fremden Pflegling angedeihen läßt, den Beweis erbringt, daß sie der mütterlichen Empfindung wohl fähig sei. Als Beispiel für den zweiten Fall könnten viele jener hochentwickelten Frauen gelten, die sich praktisch an die Lösung des Problems „Beruf und Ehe" begaben, und für die das gepriesene Ideal sich oftmals als Martyrium enthüllte. Ihre Erfahrungen verdienen wohl in erster Linie berücksichtigt zu werden.

Als besonders charakteristisch ist mir in diesem Sinne immer das Schicksal der als Botanikerin rühmlich bekannten Amalie Dietrich erschienen, das uns ihre Tochter so anschaulich geschildert hat. Frau Dietrich verdankte es der Selbstlosigkeit ihrer Mutter, die ihr jahrelang die Sorge für den Haushalt völlig abnahm, daß sie erst die gelehrige Schülerin, dann die gleichwertige Mitarbeiterin ihres wissenschaftlich tätigen Mannes werden konnte. Als die Mutter stirbt und fremde Hilfe an ihre Stelle treten muß, trübt sich Amaliens reiches Glück nur allzuschnell. Unter den bösen Erfahrungen und schweren Enttäuschungen, die nun über die tapfere Frau hereinbrechen, ist nichts von so tiefer und so anhaltender Bitterkeit, als das Gefühl der Unzulänglichkeit, das sie ihren Mutterpflichten gegenüber empfindet. Sie leidet unter den häufigen Trennungen von ihrem Kinde; ihr Herz ist zerrissen und gedemütigt, weil sie nicht einmal diesem einzigen eine wohlbehütete, glückliche Kindheit zu schaffen vermag. Wohl ist es erhebend zu

beobachten, wie diese Frau — die noch in ihrem Alter als Forschungsreisende durch Australien der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet hat —, durch alle Hemmungen hindurch die Kraft zu geistigem Wachstum und den Weg zum endlichen Erfolge gefunden hat. Aber der verständnisvolle Leser ihrer Schicksale wird auch ermessen, w i e groß die Opfer waren, die gebracht werden mußten, und wie Wenige imstande sind, ein solches Schicksal auf sich zu nehmen.

Von gleichem Interesse für die moderne Frauenwelt ist vielleicht der Hinweis auf die als Schriftstellerin und Parteipolitikerin so bekannte Persönlichkeit der Lily Braun. Es ist fesselnd, an der Hand ihrer Memoiren zu beobachten, wie diese bedeutende Frau, welche doch in ihrem Buche über die Frauenbewegung so überzeugt für die Berufsarbeit der Mutter eingetreten war, durch die Erfahrungen des eigenen Lebens zur Skeptikerin gemacht wurde. So berichtet sie:

„Seit meines Kindes Geburt waren die Probleme der Frauenbewegung für mich keine bloßen Theorien mehr. Sie schnitten mich ins eigene Fleisch, — und ich war keine Industriearbeiterin, — ich brauchte nicht von früh bis spät in der Fabrik zu schuften — fern meinem Liebling. Mir grauste, wenn ich daran dachte, daß so etwas möglich, ja notwendig sein konnte."

Ein anderes Mal schreibt sie: „Wie gläubig hatte ich früher den alten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung gelauscht, wenn sie von jenen Amerikanerinnen erzählten, die ihre Pflichten als Mütter, Hausfrauen und Berufsarbeiterinnen in so unvergleichliche Harmonie zueinander zu setzen vermöchten. „Infame Lügen," so dachte ich nun grimmig." — — Immer mehr, je weiter die Schriftstellerin in dem Berichte ihres Lebens fortschreitet, gewinnt eine wehmütige Resignation gegenüber der Unlösbarkeit des Problems die Oberhand. „So unschätzbar die wirtschaftliche Selbständigkeit des Weibes sein mag," so fragt sie schließlich, „sind die Opfer des Mutterherzens und des Kinderglücks nicht ein zu hoher Preis für sie?"

Man hört vielfach die Meinung, daß die moderne wirtschaftliche Entwickelung dem Heime seine einstigen Aufgaben entrissen, und daß dadurch die Hausfrau für die Berufsarbeit freigeworden sei. Mag die Behauptung auch zum Teil richtig sein, so ist doch die daraus gezogene Schlußfolgerung falsch, — falsch wie alle Schlüsse, die von halben Wahrheiten abgeleitet werden. Nur eine Seite unserer Entwickelung, die technische, ist nämlich

durch den Hinweis auf diese Entlastung des Heims gekennzeichnet worden, während man ihr Gegenstück, die hygienischen, sozialen und ethischen Momente dieses Entwickelungsverlaufs, verschweigt. Diese aber sind: die Dienstbotennot, die sowohl in der wirtschaftlichen, als auch in der geistigen Kultur unserer Zeit begründet, die Frauen der besitzenden Stände mehr und mehr zu gediegenem wirtschaftlichen Können und zur Selbstarbeit verpflichtet, — die zunehmende Erkenntnis vom Werte des Heims als bedeutendster Erziehungsfaktor*), — die gesteigerten Ansprüche, welche die moderne Hygiene für eine vernunftgebotene Kinderpflege geltend macht, — und schließlich die siegreich vordringende Eigenheimbewegung, die alljährlich eine größere Zahl von Frauen hauswirtschaftlich vor eine bedeutendere Aufgabe stellt. Das räumlich erweiterte Heim mit seinem Gartenbau und die durch diesen bedingte Obst- und Gemüseverwertung stellt sicherlich höhere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Hausfrau, als die Mietswohnung. Dafür ist aber auch zu hoffen, daß die tägliche Gartenarbeit der Frauen und der Kinder, die sich als Folge des Eigenheims wenigstens im Volke und im Mittelstande einbürgern müßte, eine bedeutende Steigerung der Gesundheit und der körperlichen Tüchtigkeit herbeiführen wird. Jedenfalls wäre diese Art der körperlichen Betätigung einer weiteren Ausdehnung des Sportwesens entschieden vorzuziehen; sind doch gerade mit letzterem die Gefahren der Einseitigkeit und der Uebertreibung recht eng verbunden. Es ist schließlich auch sehr wohl denkbar, daß der Gewinn, der durch die heimische Eigenproduktion im Garten erzielt wird, die Proletarierin von der Fabrikarbeit im ideellen Sinne loskaufen könnte.

Die außerhäusliche Berufsarbeit der Ehefrau, — das ist es, was die vorangegangenen Klarlegungen bewiesen, — ist mit der natürlichen Bestimmung der Frau als Mutter nicht zu vereinen. Sie kann daher auch nicht als befriedigende Lösung des wirtschaftlichen Eheproblems betrachtet werden, am allerwenigsten von einer Weltanschauung, für welche die Anerkennung des Naturgesetzes und die freiwillige Unterordnung unter dasselbe die Grundlage alles sittlichen Handelns geworden ist. Es gilt also der Lösung des Problems auf einem anderen, aussichtsvolleren Wege zuzustreben, dieser bietet sich uns in der fortschreitenden Sozialisierung des durch den Industrialismus so tief entarteten wirtschaftlichen Lebens dar. Da im nachfolgenden Kapitel vom Sozialismus die Rede sein soll, so will ich

mich hier mit einem Hinweis begnügen. Unter Sozialismus verstehe ich nicht notwendigerweise jene Wirtschaftsordnung, die Marx und Engels in ihren Schriften ein für allemal festzulegen glaubten, und die während der Diktatur des Proletariats, welche sie prophezeiten, als etwas Fertiges in Erscheinung treten werde. Ein solcher Sozialismus (wenn überhaupt realisierbar) würde vielleicht das kapitalistische System der Ausbeutung brechen können, dafür aber auch jene nivellierende Wirkung, welche der Kapitalismus auf die Gestaltung der menschlichen Arbeitsleistung ausgeübt hat, ins Extreme steigern. Ich denke vielmehr an einen schrittweis zu erarbeitenden Sozialismus, der im Grunde aller vorwärtsstrebenden Menschen Sehnsucht ist, an eine vernünftigere und humanere Wirtschaftsordnung, die den Nationen wieder zu einer gerechteren Verteilung der wirtschaftlichen Güter verhelfen muß. Dieser Sozialismus wird gebundene, individuelle Kräfte befreien, und aus mannigfaltigen und verschiedenartigsten Leistungen das einheitliche Gebäude einer echteren Kultur errichten. Nur ein solcher Sozialismus kann der Frau, deren individuelle Lebensleistung die Schaffung des Heims ist, wahrhaft zu ihrem Recht verhelfen.

Wohl fehlen zurzeit noch die wirtschaftlichen Voraussetzungen, die für die Erreichung eines solchen Zieles notwendig sind, und es wird noch vieler Arbeit und mancher sozialen Reform bedürfen, ehe auch nur diese Voraussetzungen geschaffen sind. Es ist gewiß möglich, daß das Frauenstimmrecht ein wesentliches Moment für die Beschleunigung des großen Zieles der Sozialisierung unseres Gesellschaftslebens werden kann. Nur die mit politischen Rechten ausgestattete Frau vermag ihre Interessen, die eine neue Zeit wesentlich fortentwickelte, mit der wirksamsten Waffe, die es hierfür gibt, mit der des Gesetzes zu verteidigen. Schon eine zeitgemäße Ausgestaltung des ehelichen Güterrechts, vermöge deren die Ehefrau einen gesetzlichen Anspruch auf einen prozentualen Anteil am Erwerb des Mannes gewinnt, würde in vielen Fällen die Abhängigkeit in ihrer drückendsten Form aufzuheben vermögen.[3]) Dennoch wird es ewig unbefriedigend bleiben, gerade dasjenige Gebiet des Lebens, das für den Einzelnen das Heiligste, für die Menschheit das Bedeutungsvollste sein sollte, verhängnisvoll mit Geldfragen verquickt zu sehen. Erst im Rahmen einer kulturellen Entwickelung, welche diese Fäden zerreißt und welche hierdurch die Ehe davor bewahrt, von Mann oder Weib als Gegenstand gewinn-

süchtiger Spekulationen behandelt zu werden, winkt eine wahrhaft befriedigende Lösung des wirtschaftlichen Eheproblems.

Nur der zum Siege gelangte Sozialismus vermag diese Hoffnung zu erfüllen. Er wird der gesunden und für ihren Mutterberuf praktisch und geistig wohlvorbereiteten Frau die Mittel in die Hand geben, mit denen sie das Heim für ihre Kinder schaffen kann. Sie wird dann nicht mehr die Vollendung ihres Weibestums, die Mütterlichkeit, mit dem Preise ihrer menschlich-freien Persönlichkeit bezahlen müssen.

Wir haben im Vorangegangenen gesehen, daß der Staat die Bedeutung der Ehe als Urgrund aller menschlichen Ordnung wohl anerkennt und daß er ihre wirtschaftlichen Interessen durch eine Gesetzgebung geschützt hat, die bei aller Reformbedürftigkeit im einzelnen als Ganzes betrachtet den realen Voraussetzungen der Zeit entspricht. Aber die vertiefte naturwissenschaftliche Erkenntnis und ein in ihr begründetes neues soziales Empfinden verlangt vom Staate mehr für die Ehe als bloße wirtschaftliche Fürsorge. Seit die wissenschaftliche Forschung — besonders durch das von ihr entzifferte Gesetz der Vererbung — die Bedeutung der Ehe für die Art der Rassenerneuerung vor aller Welt enthüllte, läßt sich die Forderung nicht mehr zurückweisen, daß auch die Gesetzgebung bei der Gestaltung des Eherechts ihre Konsequenzen hieraus zu ziehen habe.

Der eigentlich rassenhygienische Gedanke, der in unserer Zeit allenthalben um Anerkennung ringt und dem man durch das Recht eine Stütze zu geben wünscht, besteht in der Erkenntnis, daß die Menschheit in dem Maße, in dem sie durch die Forschung Einblick in die Kausalzusammenhänge der Vererbung gewinnt, verantwortlich für die Qualität ihrer Nachkommenschaft wird. Ehe ich jedoch die Art der Hilfe kennzeichne, welche die Gesetzgebung der Menschheit bei ihren rassenhygienischen Bestrebungen zu geben vermag, erscheint es angebracht, auf den rassenhygienischen Gedanken selbst ein wenig näher einzugehen. Es muß hervorgehoben werden, daß das Gesetz der Vererbung zwar in seinen Grundzügen, aber noch keineswegs in allen Einzelheiten sichergestellt ist, und daß es daher noch gewaltiger Forscherarbeit bedarf, ehe für manche diesbezügliche Einzelfrage eine festbegründete und daher allgemein verpflichtende Antwort gefunden sein wird. So angemessen es nun ist, die Diskussion der ungelösten Einzelfragen Fachleuten, d. h. den Naturforschern und Aerzten, zu überlassen, so unbestreitbar ist die Pflicht des denkenden Menschen, sei er nun Laie oder Gelehrter, Mann oder Weib,

sich mit der bereits gesicherten rassenhygienischen Erkenntnis auseinanderzusetzen. In kürzester Fassung bietet diese folgenden Inhalt dar:

Der Mensch, der in das Leben hineingeboren wird, ist nicht das Produkt einer Neuschöpfung. Er stellt vielmehr ein organisches Glied innerhalb der Gattung Menschheit dar und steht durch die Wurzeln seines Wesens mit den dahingegangenen, durch dessen Früchte mit den kommenden Geschlechtern in Verbindung. Die Art seines Wesens ist bedingt durch die Lebenskräfte, die ihm die Eltern mitgaben, Kräfte, die diese ehemals von ihren Vorfahren übernommen hatten. Der Träger der Vererbung ist das Blut, in dem geheimnisvoll die Anlage zur künftigen Wesensentfaltung schlummert. Nur gesunde Eltern können gesundes Blut übertragen, während kranke ihre eigene Krankheit oder die Veranlagung zu dieser im Blute weitergeben. Wenn auch der allseitig normale, vollkommen gesunde Mensch im gegenwärtigen, durch unnatürliche Lebensführung schwer geschädigten Geschlecht kaum anzutreffen sein wird, wenn also vollkommene Elternschaft fast unmöglich ist und deshalb auch nicht gefordert werden kann, so ergibt sich dennoch aus dem Vorangegangenen die rassenhygienische Forderung, daß die menschliche Gesellschaft diejenigen ihrer Glieder als ungeeignet für künftige Elternschaft betrachten muß, die mit so schweren körperlichen oder seelischen Uebeln behaftet sind, daß sie eine rechte Lebensentfaltung und damit eine volle Lebensleistung ausschließen. Dieser rassenhygienische Grundsatz hat zu seiner notwendigen Ergänzung den anderen: Je gesünder und kraftvoller ein Mensch ist, je reichere Anlagen er seinen Nachkommen zu vererben vermag, desto mehr ist er zur Erneuerung seiner Rasse berufen.

Vergebens suchen wir in unserem Recht einen Ausdruck für diese rassenhygienische Wertung der Ehe. Das Gesetz versagt kranken Menschen, die sich zum Zwecke der Lebenserneuerung vereinen, seine Anerkennung nicht; es verbindet auch das gesunde, rassenhygienisch wertvolle Leben mit dem siechenden; es gibt selbst dem widernatürlichen Bunde, der noch knospende Jugend an welkendes Alter kettet, seine rechtliche Bestätigung. Es ist selbstverständlich, daß das Unheil, das infolge solcher Eheschließungen im privaten wie im öffentlichen Leben in Erscheinung tritt — ein Unheil, das doppelt schwer empfunden wird, seit man sich seines Grundes und der Möglichkeit seiner Vermeidung bewußt wurde —, zu Abwehrbewegungen innerhalb der menschlichen Gesellschaft geführt hat. Immer dringender wird die praktische Anwendung der rassenhygienischen Erkenntnis durch die

staatliche Gesetzgebung verlangt. Hierzu kommt, daß Versuche in diesem Sinne bereits unternommen wurden, daß man in andern Ländern hier und dort die Aufbringung eines ärztlichen Gesundheitsattestes den Brautleuten vor ihrer Eheschließung zur gesetzlichen Pflicht gemacht hat.

Die Gründe, welche die Verteidiger des bisherigen Rechtsstandpunktes solchen tiefgreifenden Forderungen entgegenzustellen pflegen, sind zahlreich. Drei davon mögen als die wichtigsten hervorgehoben werden: Jede Erschwerung einer Erlangung der Ehekonzession — so etwa führt man aus — sei geeignet, die Liebenden davon abzubringen, ihren Bund legalisieren zu lassen. So würden in den freien Vereinigungen, die überdies wirtschaftlich ungünstigere Lebensbedingungen für die Nachkommenschaft darböten, ungehindert die rassenhygienischen Verbrechen begangen werden können, die man durch das Gesetz aus den rechtlichen Ehen verbannen wolle. . . . Die Wissenschaft — so begründet man die Ablehnung weiter — sei noch nicht genügend vorgeschritten, um entscheiden zu können, wie weit Forderungen reichen dürften, die so tief in das Leben des Einzelnen eingriffen. — — Und schließlich: Es sei zu befürchten, daß die Befugnisse des Arztes, der durch Gewährung oder Verweigerung des Eheattestes Gewalt über das Schicksal von Tausenden erlangen würde, zu einem Mißbrauch der Macht verführen könnte, der ein Gegenstück zur berüchtigten Herrschgier der Priester liefern würde. Die Machtvollkommenheit dieser beiden Autoritäten, die nach Empfang einer Beichte die Pforte zum Paradiese öffnen oder verschließen dürften (sei es nun zum himmlischen des Jenseits oder zum irdischen einer heißersehnten Ehe) würde allerdings viel Aehnlichkeit besitzen. Und wie diesem letzten Gegenargument, so wird auch den beiden vorangegangenen eine relative Berechtigung nicht abzusprechen sein. Dennoch vermag uns diese Einsicht nicht mit der Tatsache eines unabänderlich leidensvollen Menschenlebens zu versöhnen, das niemals ins Dasein getreten wäre, wenn ein geplanter, nach aller Voraussicht verhängnisvoller Ehebund an seiner Verwirklichung verhindert worden wäre. Es ist zudem unbestreitbar, daß die stets vor Augen schwebende Forderung, einst jenen Gesundheitsnachweis liefern zu müssen, eine erzieherische Wirkung auf die Jugend ausüben müßte. So würde die Verpflichtung, für eine künftige Ehe gesund bleiben zu müssen, junge Mädchen oder deren Eltern vielfach von den sinnlosen Uebertreibungen zurückhalten, die gerade mit ihnen im Gesellschafts- oder Berufsleben, ganz besonders aber während der beruflichen Ausbildungzeit,

begangen werden. So würde ferner die Furcht vor dem Eheverbot bändigend auf jenen Teil der männlichen Jugend wirken, deren Leichtsinn in geschlechtlichen Dingen so verderbliche Folgen heraufzubeschwören vermag.

Wie wenig es nach allem meine Absicht sein kann, Ablehnung gegen eine Bewegung zu befürworten, die eine Förderung der rassenhygienischen Ziele durch das Mittel der Gesetzgebung erstrebt, — ja, so sehr ich gerade in ihr den Ausdruck einer unabweisbaren Zeitforderung erblicke —, so fest bin ich doch überzeugt, daß das uns vorschwebende Ideal einer allgemeinen Anerkennung der rassenhygienischen Verantwortlichkeit nicht allein auf dem Wege der Gesetzgebung erstrebt werden kann. Wie immer wir uns den Ursprung der menschlichen Gesetzgebung auch denken mögen, eines ist gewiß: Niemals hat eine Gesetzgebung ein Volk zu Handlungen verpflichten können, wofern diese nicht schon vor der rechtlichen Formulierung von einem Teil dieses Volkes geübt und als richtig empfunden worden sind. Die großen Gesetzgeber aller Völker erhoben eben die Anschauungen und die Handlungsweise zur Norm, die ihnen selbst und ihren höchststehenden Zeitgenossen für die richtigen galten. Die Gesetzgebung hat in der sittlichen Persönlichkeit, nicht diese im Gesetz ihren Urgrund. Auch, was die uns beschäftigende Forderung anbetrifft, können wir gewiß sein, daß ein Volk niemals Vertrauen zu einer rassenhygienischen Gesetzgebung gewinnen wird, solange in angesehenen Familien des Landes Ehen geschlossen und allgemein gebilligt werden, bei deren Gründung Interessen des Geldes oder des Ehrgeizes das meiste — die Forderungen der Leidenschaft etwas —, die rassenhygienisch-ethischen Wertungen jedoch nichts bedeuten. Die Masse, die unter dem Gesetz steht und deshalb durch das Gesetz emporgezogen werden muß, bedarf lebendiger Vorbilder, d. h. solcher Persönlichkeiten, die höchsten Gesetzeszielen ohne Gesetzeszwang nachzustreben vermögen. Nur diejenigen, die, ehe sie Theorien entwickeln, die Praxis ihrer Forderungen im eigenen Leben übten, sind die berufenen Führer der Menschheit. Gerade sie sind sich aber am ehesten der unendlichen Schwierigkeit des rassenhygienischen Eheproblems bewußt geworden; denn sie lernten, daß für seine Lösung nicht nur Kopf-, sondern noch vielmehr Herzzerbrechen eingesetzt werden müsse. Wie problematisch erscheint doch die Bewertung einer Ehe, die, einst von gesunden Menschen geschlossen, durch spätere, tiefgreifende Erkrankung des einen der beiden Gatten den natürlichen Zweck der Ehe, die Fortsetzung der Rasse, dauernd verleugnen muß? Wäre es

nicht, rein rassenhygienisch bewertet, durchaus wünschenswert, den gesunden Teil der beiden Ehegatten von dem erkrankten loszulösen und ihm auf diese Weise den Weg zu einer neuen, aussichtsvolleren Verbindung freizugeben? Dieser rassenhygienischen Wertung steht nun allerdings die ebenso klar begründete ethische gegenüber, welche die Aufrechterhaltung der Treue, als der ewig-unentbehrlichen Grundlage alles menschlichen Gemeinschaftslebens, von der sittlichen Persönlichkeit verlangt. Es gibt hier keinen Ausgleich für zwei einander widerstreitende Forderungen, es sei denn, daß man den sittlichen Gewinn der guten Ehe für Staat und Individuum so hoch veranschlage, daß er eine etwaige rassenhygienische Einbuße aufzuwiegen vermöge.

Aber auch die weniger zwiespältige Forderung eines Eheverzichts der erblich Belasteten pflegt in der Praxis auf die größten, oft unüberwindlichen Schwierigkeiten zu stoßen. Wie vieler Größe, wie starker Selbstzucht wird es doch von seiten der heiß empfindenden Jugend bedürfen, die um rassenhygienischer Wertungen willen auf ein ersehntes Liebesglück verzichten soll! Will der zukünftige Gesetzgeber nicht nur Menschheitsführer, sondern auch Menschenfreund sein, so wird er sich der Verpflichtung nicht entziehen können, da, wo er Opfer fordert, auch den Ersatz zu schaffen, der die Darbringung des Opfers seelisch überhaupt möglich macht. Etwas muß der Mensch haben, woran er sein Herz hängen kann. Der Weg, auf dem der Mann von jeher Entschädigung für geopfertes Liebesglück gesucht, der Weg, auf dem er viele Male, wenn auch nicht vollen Ersatz, so doch reichen Trost gefunden hat, ist der des beruflichen Schaffens. Daß dieser Weg immer mehr auch der Frau erschlossen werde, ist eine der notwendigsten Vorbedingungen jeder aussichtsvollen rassenhygienischen Ehegesetzgebung. Gerade das Mädchen leidet, wenn auch momentan weniger heftig, so doch auf die Dauer tiefer unter dem Eheverzicht als der Mann; denn einmal wird ihm die Vollendung seines Wesens, die Mütterlichkeit, erst durch die Ehe zuteil, und zum andernmal wird ihm sein selbstverständlichster und bis vor kurzem einziger Beruf, der Hausfrauenberuf, überhaupt erst durch die Heirat erschlossen.

Und hier in diesem Zusammenhange bietet sich uns die frauenrechtlerische Forderung einer allgemeinen Mädchenberufsbildung in einem neuen Lichte dar. Nicht um der zahllosen, gesunden, heiratswilligen Mädchen willen, die durch die Schuld der kapitalistischen Wirtschaftsordnung von

Ehe und Mutterglück ausgeschlossen bleiben — auch nicht wegen jener Ehefrauen, die drückende, wirtschaftliche Abhängigkeit durch Berufsarbeit zu überwinden streben, müssen wir in diesem Verlangen eine Forderung von dauernder Bedeutung erblicken. Für diese Frauen, denen durch eine Gesundung des Wirtschaftslebens und durch ein vollkommeneres Recht weit besser geholfen werden könnte, stellt ja die Berufsarbeit nur einen Notbehelf dar, der unter den gegebenen Verhältnissen zwar wertvolle Dienste leisten, aber von niemandem, am wenigsten von ihnen selbst, als wahrhaft befriedigende Lösung betrachtet werden kann. Anders steht es jedoch mit denen, die aus Gründen einer inneren Notwendigkeit auf die Ehe verzichten müssen; um ihretwillen müssen wir in der Berufsbildung der Frau eine Frage von dauernder Bedeutung erblicken. Wird es nicht immer Mädchen ehrlichen und aufrechten Charakters geben, die lieber einsam durchs Leben gehen, als einem ungeliebten Manne die Hand zum Ehebunde reichen wollen? Wie können Eltern vorher wissen, wie die Lose des Schicksals für ihre jungen Töchter fallen werden? Und wird nicht — und dies ist in unserm Zusammenhange wohl das wichtigste — durch die zunehmende rassenhygienische Erkenntnis und durch die Vervollkommnung der sittlichen Persönlichkeit die Zahl der schlichten Heldinnen steigen, die es verschmähen, eine ihnen angeborene erbliche Belastung auf Nachkommenschaft zu übertragen? [1])

Daß schon in unserer Zeit solche Frauen nicht mehr wie einst vor der Leere stehen, daß sich ihnen die Möglichkeit bietet, ihrem Leben einen Inhalt zu geben, der gleichzeitig ihre wirtschaftliche Selbständigkeit begründet, das haben wir nicht zum wenigsten der Frauenbewegung und ihrem unermüdlichen Streben zu verdanken. Aber eine Mahnung der Natur, die von dieser Seite nur zu leicht überhört wird, sollte von den Anhängern der natürlichen Religion um so mehr zur Geltung gebracht werden. Vergessen wir nie, daß ein Mädchen auch Weib ist, und daß darum nicht jeder Beruf, auch nicht jeder gut bezahlte, sondern nur derjenige, der seiner Weibesnatur eine gewisse Befriedigung gewährt, auf die Dauer versöhnend und beglückend wirken kann. Was aber für die wenigen gilt, die aus Gründen körperlicher Untauglichkeit jetzt und in Zukunft ledig bleiben sollten, das trifft auch für die vielen zu, die ohne diese innere Notwendigkeit um der zwingenden Ungunst der Verhältnisse willen noch lange Zeit zur Ehelosigkeit gezwungen sein werden. Eine größere Spezialisierung der Frauenberufe nach dem Maßstabe der weiblichen Eigenart würde für alle einen

wesentlichen Gewinn bedeuten. Denn wenn auch eine gewisse Sonderung sich mit der Zeit von selbst auf dem Wege der natürlichen Auslese ergeben wird, so könnten doch durch ein zielbewußteres Vorgehen viele Mißgriffe und Enttäuschungen vermieden werden. So halte ich es für wahrscheinlich, daß ausgesprochen männliche Berufe, wie beispielsweise der juristische — selbst wenn dieser sich den Frauen mehr und mehr erschließen sollte —, die natürlich empfindenden Frauen auf die Dauer nicht befriedigen werden und daß diese sich schließlich wieder von ihnen ab- und einem ausgesprochenen Frauenberufe zuwenden werden.

Unter einem Frauenberufe verstehe ich einen solchen, der einen besonderen Zweig der reichgegliederten Hausfrauentätigkeit zur Spezialität erhebt, ihn durch gründliche Ausbildung vervollkommnet und zum Beruf umbildet. Gemäß den drei Grundleistungen der selbsttätigen Hausfrau, die sich uns ebenso als Hauswirtin wie als Erzieherin der Kinder und als Pflegerin der Familie darbietet, können wir drei hauptsächliche Frauenberufe, den hauswirtschaftlichen, den Lehrerinnen- und den Krankenpflegerinnenberuf unterscheiden. Der letzteren Berufsgattung dem Wesen nach verwandt ist der Beruf der Aerztin, der, obwohl dem weiblichen Geschlecht erst seit kurzer Zeit zugänglich, für hervorragend befähigte Frauen ein wahrhaft beglückender Beruf werden kann. Daß diese drei Hauptberufe wieder zahlreiche Spezialisierungen in sich sowie Kombinationen untereinander erfahren haben, ist allen denen bekannt, die mit den Tatsachen des Frauenerwerbslebens einigermaßen vertraut sind. So stellt die Leistung zahlreicher Berufsarbeiterinnen eine Verbindung der hauswirtschaftlichen mit der pflegenden Tätigkeit dar, so haben andere in ihrer Lebensarbeit den Schwestern- und den Lehrerinnenberuf in eins verschmolzen. Besonders reich an Unterspezialitäten, die sich für berufsmäßige Verwertung eignen, ist die hauswirtschaftliche Tätigkeit der Frau. In ihr haben sich durch vieltausendjährige Gewöhnung die Frauen die manuellen Fähigkeiten und die Verfeinerung des Geschmacks erworben, die sie nun für bestimmte gewerbliche oder kunstgewerbliche Leistungen geradezu vorherbestimmt erscheinen lassen. Solche Berufe den Frauen immer mehr zu erschließen, sie, soweit sie schon von alters den Frauen offen standen, weiter auszubauen und immer günstiger für diese zu gestalten, gehört sicherlich zu den wichtigsten wie zu den segensreichsten Aufgaben der Frauenbewegung.

Was die Befähigung der Frau zum Beruf der Künstlerin anbelangt, so haben die Tatsachen bereits den Beweis erbracht, daß — wenn auch keine weiblichen Genies, — so doch starke weibliche Talente nahezu auf allen Gebieten der Kunst ruhmvoll hervorgetreten sind. Dieser Befähigungsnachweis müßte genügen, um der begabteren Frau Eingang zu jeglicher künstlerischen Berufsausbildung zu verschaffen. So reiches Glück das Künstlertum jedoch verheißt, da es die Befriedigung einer inneren Sehnsucht, den Ausdruck natürlicher Fähigkeiten darstellt (und zwar individueller, nicht allgemein-menschlicher oder geschlechtsbedingter), so ist doch eine hohe künstlerische Begabung bei der Frau wie beim Manne zu sehr Ausnahmefall, um bei der summarischen Besprechung des Problems der weiblichen Berufsarbeit hoch in Anschlag gebracht werden zu können. Diese wird sich vielmehr auf eine Erörterung der allgemeinen und deshalb zahlreichen Individuen zugänglichen Berufe beschränken müssen.

Die im Vorangegangenen geforderte und nur in ihren Grundlinien klargelegte Spezialisierung dieser eigentlichen Frauenberufe kann neben allen bereits erwähnten auch noch zwei andere Vorteile für sich geltend machen. 1. Die in ihnen übermittelten Kenntnisse und Fertigkeiten verlieren für ein berufstüchtiges Mädchen auch dann ihren Wert nicht, wenn dieses noch zur Eheschließung gelangt. Denn während der Gewinn des juristischen Studiums und mancher anderen abstrakten Berufsausbildung durch die Heirat nahezu bedeutungslos werden kann, kommt jede hauswirtschaftliche, kunstgewerbliche, sanitäre oder pädagogische Ausbildung auch der verheirateten Frau und ihrem Heim zugute. 2. Das öffentliche Leben wird durch die Mitarbeit der Frau um so mehr gewinnen, je mehr es dieser durch die Art ihrer Berufsleistung ermöglicht wird, ihre weibliche Eigenart zum Ausdruck zu bringen. Nicht Arbeitsgemeinschaft, sondern Arbeitsteilung stellen in Natur und Geisteswelt den Weg der aufwärtssteigenden Entwicklung dar.

Es kann nicht bestritten werden, daß die an die Mehrheit aller Mädchen gerichtete Forderung, sich durch Erlangung von Berufstüchtigkeit ein Lebensziel auch außerhalb der Ehe zu sichern, neben allen Vorteilen auch eine Gefahr in sich birgt; diese besteht darin, daß zugunsten einer Spezialität die Vorbereitung auf den umfassendsten, den höchsten und wichtigsten Frauenberuf, den Hausfrauenberuf, vernachlässigt werden könnte. Darum erscheint eine allgemeine, alle Zweige der Hausfrauentätigkeit um-

fassende Ausbildung als Ergänzung für die Berufsbildung dringend geboten.*) In einer Zeit, in welcher, angeregt durch die Idee des Frauendienstjahres, dieses Thema allenthalben diskutiert wird, erübrigt es sich, auf alle diesbezüglichen Einzelheiten einzugehen. Nur auf den Punkt, bei welchem meine Ansicht von der allgemein verbreiteten am meisten abweicht, sei noch mit einigen Worten hingewiesen. Die direkte Hilfe, die junge Mädchen dem Staate in seinen Krankenhäusern und anderen Wohlfahrtseinrichtungen leisten könnten, ist weit weniger bedeutungsvoll als die indirekte Förderung, die jede Frau, die körperlich und geistig wohlgerüstet in die Ehe tritt, dem Staate zuteil werden läßt. Nicht das staatsbürgerliche Moment des Frauendienstjahres, sondern das schlichtere Ziel der hausfraulichen Tüchtigkeit sollte daher bei der Behandlung dieser Frage im Vordergrunde stehen. Wenn auch in den niederen Ständen die Erreichung dieses Zieles am sichersten durch eine Verlängerung der Schulpflicht (die ihrem Wesen nach etwas völlig anderes als die Dienstpflicht ist) oder durch die obligatorische Einführung der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule gefördert werden würde, so sollte man doch in den höherenStänden mit ihrem reicheren Heimleben und größeren wirtschaftlichen Mitteln die Wege, die zu diesem Ziele führen, nicht allzu fest begrenzen. Die Einführung eines obligatorischen, mehrtägigen Examens, das jedes Mädchen vor Abschluß des 20. Jahres (bei zeitiger Eheschließung zu einem früheren Termin) auf seine hauswirtschaftlichen, sanitären und pädagogischen Grundkenntnisse prüft, würde gewisse Garantien für die Leistungsfähigkeit der zukünftigen Hausfrau liefern. Die wirtschaftlich-erfahrene und wohlbewährte Hausfrau würde auf diese Weise nicht aus ihrem natürlichen Amte, die Tochter ins eigene Wirken einzuführen, verdrängt werden, und nur in den Fällen, in denen sie an der Erfüllung dieser Aufgabe verhindert ist, oder auf den Gebieten, auf denen sie sich selbst nicht sicher fühlt, würde Zuflucht zu fremder Hilfe genommen werden müssen. Wenn man bedenkt, daß schon vor Jahrhunderten die schlichte Isländerin den Elementarunterricht ihrer Kinder selbst leitete und ihre Ehre dareinsetzte, diese wohlvorbereitet dem Seelsorger zum Konfirmandenunterricht zu übergeben, so wird man doch in unserer Zeit den Frauen der besitzenden Stände die Fähigkeit zutrauen, ihre Töchter im eigenen Berufe zu unterweisen. Daß die allgemeine Anerkennung dieser Ehrenpflicht das Verantwortungsgefühl und den erzieherischen Willen der Mütter steigern müßte, ist nicht zu bezweifeln. Ueber-

dies würde diese Lösung der Frage dem Staate große finanzielle Opfer ersparen, die Mädchen aber vor den Gefahren der Schablonisierung und Kasernierung bewahren, die auch beim besten Willen im Rahmen des staatlichen Dienstjahres so ziemlich unvermeidbar sein würden.

Ich habe im ersten Teil dieses Kapitels die wirtschaftlichen und im zweiten die rassenhygienischen Probleme klarzulegen versucht, welche die Ehe in ihrer gegenwärtigen Gestaltung dem menschlichen Geiste darbietet. Die ausführliche Behandlung der Frauenberufsfrage, zu der ich ausgehend vom rassenhygienischen Grundgedanken gelangte, ist durch das allgemeine Thema dieses Kapitels hinlänglich gerechtfertigt. Aber weder mit ihrer Wertung als wichtigster wirtschaftlicher Organisation noch mit ihrer Anerkennung als der Grundlage aller Rassenerneuerung haben wir die Bedeutung der Ehe voll erschöpft; auch als seelische Gemeinschaft menschlicher Persönlichkeiten ist sie uns wertvoll; auch als solche gewinnt sie Einfluß auf die kulturelle Entwicklung der Völker. Von der Stellungnahme der natürlichen Religion zum psychologischen Eheproblem soll der dritte und letzte Teil dieses Kapitels handeln. Welche seelischen Voraussetzungen bieten die beste Gewähr für ein dauerndes Gelingen der Ehe?

Es ist zu allen Zeiten viel über das Thema „Liebesheirat oder Vernunftehe" [6]) (richtiger wäre die Bezeichnung Verstandesehe) gestritten worden, und die Verfechter der entgegengesetzten Meinungen haben Gutes und Schlechtes, Wahres und Falsches zugunsten ihrer Ueberzeugung gesagt. Da erscheint es mir ratsam, ehe man die eigene Stellungnahme entscheidet, einmal den beiden streitenden Parteien Gehör zu schenken.

Die eine, welche die Verstandesmenschen umschließt, geht von der Vergänglichkeit der Liebe als von einer selbstverständlichen Tatsache aus, und sie folgert daraus, daß der für ein dauerndes Zusammenleben bestimmte Bund der Ehe nicht auf diesem wandelbaren Gefühle, sondern auf der festen Grundlage einer ständigen Interessengemeinschaft errichtet werden müsse. Je nachdem diese Ehekritiker auch die Frau als Träger höherer geistiger Fähigkeiten anerkennen oder nicht, werden außer den wirtschaftlichen Interessen auch die geistigen bei der Berechnung des zukünftigen Eheglücks in Anschlag gebracht. In geradem Gegensatz zu den Verstandesmenschen stehen jene Idealisten, für welche die Beständigkeit der Liebe eine Gewißheit ist, und die deshalb in der Liebe, und nur in ihr allein, die sichere Bürgschaft für das Gelingen der Ehe erkennen. Alle Hin-

weisungen auf Liebes- und Eheschicksal, die vom Verblühen großer Liebe zu künden wissen, werden von ihnen mit der Behauptung zurückgewiesen, daß es sich dabei eben nicht um die wahre Liebe gehandelt haben könne, da solche sicher imstande gewesen wäre, diese oder jene Hemmungen siegreich zu überwinden. Fragt man nun die Idealisten — meistens sind es ja Idealistinnen —, worin denn das Kennzeichen der wahren Liebe bestände, so antworten sie darauf, daß dieses eben ihre Dauer sei. Sie werden sich dabei des Zirkelschlusses, den ihre Beweisführung enthält, gar nicht bewußt, und noch weniger merkt ihn die Jugend, die nur zu gern ihrer Botschaft lauscht, besonders wenn erste Liebe ihre Herzen mit Ewigkeitssehnsucht erfüllt. Ist diese schöne Empfindung selbst nicht ein Beweis für die Tiefe, für die Beständigkeit ihrer Liebe? Ach, wie bitter sind dann die Stunden, in denen die ersten Zweifel an der ewigen Dauer des einst so einheitlichen und beseligenden Gefühls aufsteigen, — und wie heftig sind die Vorwürfe, die den Geliebten treffen, der durch das Erkalten seiner Empfindungen den Beweis geliefert, daß er niemals wahrhaft geliebt, sondern ein gläubiges Herz nur freventlich betrogen habe.

Welche Antwort wird nun die natürliche Weltanschauung, die den Menschen dazu erzieht, sein Urteil an den Offenbarungen der Natur zu bilden, für diese Fragen des Lebens haben? — Ich meine, eine solche, die weder dem Skeptizismus der einen noch dem weltfremden Idealismus der anderen zuneigt. Seien wir ehrlich! Schon die einfache Tatsache, daß viele in großer Liebe geschlossenen Ehen, — auch bei achtungswerten Ehegatten, — nicht glücklich ausschlugen, ist geeignet, die Behauptung von der Unvergänglichkeit der Liebe zu widerlegen. Selbst bei der Betrachtung glücklicher Ehen können wir uns ja der Erkenntnis nicht entziehen, daß die innige Sympathie und treue Freundschaft, die das Zusammenleben der Ehegatten so beglückend gestaltet, doch Empfindungen wesentlich anderer Art sind als die Liebe, welche einst die beiden jungen Leute im Lenze ihres Lebens zusammenführte. Wir sehen also auch hier, daß die Liebe verblüht, der Idealist sucht zwar diese Tatsache zu verschleiern, der Zyniker liebt es, sie mit der Lauge seines Spottes zu übergießen, aber nur der Naturfromme vermag es, sie ohne ein Gefühl der Demütigung anzuerkennen und sich ehrlich mit ihr abzufinden.

Weil er es gelernt hat, Entstehung und Vergehen des eigenen Lebens in den Rahmen der allumfassenden, natürlichen Gesetzmäßigkeit ein-

zugliedern, ist er imstande zu begreifen, daß der Urgrund auch des menschlichen Liebesverlangens nichts anderes sein kann, als der alles Lebendige beherrschende Wille, die eigene Art zu verjüngen. Daß solcher Wille sich besonders während einer Lebensperiode geltend macht, in welcher der Organismus zur Erfüllung dieser Aufgabe besonders geeignet ist, also während der Blütezeit des menschlichen Leibes, muß ebenfalls selbstverständlich erscheinen. Nun wissen wir, daß alle tief eingreifenden sinnlichen Vorgänge entsprechende seelische auszulösen pflegen, und daß durch die kunstvolle Gestaltung des Menschengehirns die seelischen Vorgänge bei unserm Geschlecht ausgedehnter und komplizierter sind als bei allen anderen Lebewesen. Daß jedoch die seelische Liebesempfindung dem Menschen ausschließlich zukäme, wird der nicht behaupten mögen, der einmal an einem Frühlingsabende mit andächtigem Herzen dem Liebeslied der Nachtigall lauschte, oder der sich durch den Gesang der Lerche, die in der Frühe eines sonnigen Märztages jubelnd über die Staaten aufsteigt, innerlich erhoben fühlte. Wer hier nicht Seele zu erkennen vermag, muß selber seelisch sehr arm sein.

Sinnliches und seelisches Empfinden sind an und für sich keine Gegensätze; sie sind die konvexe und die konkave Seite der gleichen rollenden Kugel, die „das Leben" heißt und als solche voneinander untrennbar. Nur da, wo das eine der beiden Elemente stark überwiegt, wo es alles beherrschend zu werden droht, kann von einer Gefährdung des Ganzen die Rede sein. Vergebens hat die christlich-asketische Richtung, für die das Sinnliche, vor allem das Geschlechtliche, gleichbedeutend mit dem Sündhaften ist, dieses vom Geistigen loszulösen versucht. Daß es ihr praktisch nicht gelang, beweist die starke Sinnlichkeit, die auch in der christlichen Kunst überall da hervortritt, wo sie groß und ewig ist. Es ist aber notwendig, daß die Menschheit sich auch mit Bewußtsein von dem widernatürlichen Dogma lossage, welches das Geschlechtliche als sündhaft brandmarkt. „Das Geschlechtsleben ist an sich ehrwürdig-heilig", — so urteilt der treffliche Schweizer Friedrich Theodor Vischer [7]), „es steht schlechtweg in keinem Gegensatz, zum rein Spirituellen in der Liebe; der tiefste Geist kann so Tiefes nicht erfinden, wie das Wunder der Zeugung." — — Für den gesund empfindenden Menschen ist eben das seelische Moment in der Liebe ebensosehr Wirklichkeit wie das sinnliche, ja gerade durch ihren Zusammenklang tritt das in Erscheinung, was wir „Liebe" im engeren Sinne des Wortes nennen. Sie ist das tiefste Glück, der höchste Lebenswert der

Jugend, und wie es im Reiche des Natürlichen keine ewige Jugend gibt, so kann auch von ewiger Liebe nicht die Rede sein.

Diese natürliche Beurteilung der Liebe wird die Wertung eines Idealismus überwinden müssen, der ein falscher genannt zu werden verdient, weil das Hinwegsehen über naturbedingte Zusammenhänge nicht ein Beweis von Idealität, sondern von Oberflächlichkeit des Denkens ist. Wie alles Unwahre, so wirkt auch dieser Idealismus verhängnisvoll, da er es den Menschen erschwert, sich mit dem Unabänderlichen in Größe abzufinden und sie wehrlos läßt gegenüber der Quelle des Leidens und der Tragik, die aus den Tiefen des Lebens überall da emporquillt, wo der Geschlechtstrieb in übermäßiger Stärke zutage tritt; denn nicht der Geschlechtstrieb an sich, wohl aber der zu verzehrender Leidenschaft gesteigerte, die Herrschaft der Vernunft zersprengende, stellt die tragische Macht dar, an der schon soviel Lebensglück zerschellt ist. Er ist es, der aller Ordnung, aller Form widerstrebt, die der Mensch vermöge seines geistigen Wesens doch immer wieder fordern und schaffen muß. Die idealistische Weltanschauung weiß nichts von der Sphinx, die im Wesensgrunde der Menschen lebt und die wir uns nur als die lebendige Erinnerung an die tierische Vergangenheit unseres Geschlechtes zu deuten vermögen. Er kennt also nicht die Gefahren, die der Liebe, auch der besten, drohen, und gegen die es sich zu wappnen gilt. Für ihn ist jede ehrliche Liebe, auch die treue Liebe, und treu sein, selbst in der Empfindung, das kann nach seiner Meinung jeder, der es will. Der so weitverbreitete und doch so widernatürliche Haß der Geschlechter hat nicht zum wenigsten seinen Grund in den Vorstellungen, die ein falscher Idealismus von alters her über das Wesen der Liebe verbreitete. Denn worin sollte der oft so zählebige und in sehr niederen Formen sich kundgebende Frauenhaß vieler Männer wurzeln, als in dem Zorn über „die Schuld" der Geliebten, deren Liebe welkte, — vielleicht gar durch eine andere Neigung erstickt, — während das eigene Herz noch von verzehrender Liebessehnsucht erfüllt blieb? Wohl wird auch der grimmigste Frauenhaß menschlich verständlich, wofern er sich gegen die Kokette richtet, d. h. gegen jenen, besonders in den höheren Kreisen der Gesellschaft anzutreffenden Typus des Weibes, das, selbst herzenskalt, die bewußte Anfachung der Liebesempfindung beim Manne als amüsanten Sport betreibt. Ein Argument für die Verderbtheit des Frauengeschlechtes liefert aber auch sie nicht, da der raffinierte männliche Lüftling an Niedrigkeit der Ge-

sinnung und an unheilvoller Wirkung hinter der Koketten in nichts zurücksteht. Beide müssen als Dekadenze-Erscheinungen, nicht als normale Vertreter ihres Geschlechtes gewertet werden.

Ueberschauen wir das Liebesleben der Menschen aller Zeiten, so wie es sich in seinen alltäglichen und weitverbreitetsten Erscheinungen dem Kenner des Lebens darbietet, so ist die Behauptung nicht übertrieben, daß bei der naturbedingten stärkeren Leidenschaftlichkeit des Mannes die Frau im Wandel der Zeiten die Qualen der Eifersucht oder der Enttäuschung häufiger durchkosten mußte als der Mann. Aber während sie, im Banne einer strengeren Sitte stehend, nur im stillen Kämmerlein über ihr Leid weinen durfte, konnte er, der durch Wort und Schrift stets der alleinige Beherrscher der öffentlichen Meinung war, Rache für jede erlittene Kränkung nehmen. So ist die schiefe, die erniedrigende Beurteilung von der Wesensart des Weibes entstanden, eine Beurteilung, die das ganze Geschlecht als das falsche und treulose brandmarkte, — die gleichsam durch suggestive Macht die Achtung vor der Frau, ja sogar ihre Selbstachtung untergrub, — die ihren Eintritt in das Berufsleben erschwerte und sie selbst bis hinter die Pforten des Gerichtssaales verhängnisvoll begleiten kann.

Vergeblich ist die Hoffnung, daß vertieftes Wissen, daß Philosophie oder selbst die große Trösterin Religion junge Herzen vor den Enttäuschungen der Liebe bewahren könnten; weder höhere Bildung noch vollkommnere soziale Zustände werden Leiden aus der Welt schaffen, deren Wurzeln in der menschlichen Natur selbst liegen. Was jedoch bekämpft werden muß, sind solche Vorstellungen, die nur dazu angetan sind, diese Leidensquelle noch stärker und verheerender zu machen. Hierzu gehört der Glaube an die absolute Herrschergewalt des menschlichen Willens über die sinnlich-seelische Empfindung der Liebe und die daraus abgeleitete Verpflichtung der Liebenden zu ewiger Liebe. Es entspricht der natürlichen Weltanschauung, in der Liebe ein freies Geschenk des Herzens zu erblicken, um das der Liebende zwar stets von neuem werben, auf das er jedoch nicht herrisch Besitzerrechte geltend machen darf. Ist jedoch die Liebe ein freies Geschenk, so wird ihr Verlust zwar nicht weniger schmerzlich empfunden, kann aber nicht mehr schlechtweg als Verrat und Verbrechen von seiten des Liebenden gewertet werden. Hiermit soll nicht — das ist nach dem Vorangegangenen auch ganz selbstverständlich — der Leichtsinn gerechtfertigt werden, der stets bereit ist, sich um einer Gefühlswandelung willen

über die Verpflichtungen einer abgeschlossenen Ehe hinwegzusetzen, Verpflichtungen, die weit über das Liebesempfinden hinausreichen und hinter denen das Persönliche zurücktreten muß. Es gilt nur die Auffassung zu widerlegen, welche die angebliche sittliche Pflicht verkündet, einen auf der Liebe begründeten Herzensbund auch nach dem Erkalten der Neigung aufrechtzuerhalten. Ich denke dabei vor allem an die langen Verlobungen, zu denen die soziale Not des modernen Lebens immer wieder die beklagenswerte Jugend verführt, die sich liebt, ohne sich heiraten zu dürfen. Die Jahre währenden Brautschaften, in denen junge Leute andauernd in der sinnlich-seelischen Spannung erhalten werden sollen, die nach Befriedigung durch die Ehe verlangt, sind nur zu sehr geeignet, die Empfindung der Liebenden zu töten, wenn nicht gar in ihr Gegenteil zu verwandeln. Die Folge dieser Entwickelung, die Eheschließung ohne Liebe, muß aber zweifellos als Unglück betrachtet werden. Denn so wenig mit einem ewigen Gleichbleiben der Liebe gerechnet werden kann, so gewiß ist es, daß junge Liebe die natürliche Voraussetzung des späteren Eheglückes darstellt, indem sie das Erdreich liefert, aus dem alles Künftige, so vor allem das Elternglück, hervorwachsen muß. Die Elternschaft, die ja besonders für die Frau zum höchsten Lebensinhalt werden kann, stellt realistisch wie idealistisch betrachtet die vollkommenste menschliche Interessengemeinschaft dar. Daß neben diesem natürlichsten und wichtigsten auch zahlreiche andere Momente — vorwiegend geistiger Art — am Werke sein müssen, wenn dauerndes Eheglück erblühen soll, steht außer Frage. Sie werden aber alle um so wirksamer sein, je mehr die Liebe der beiden Ehegatten, auch nachdem sie das Wesen der jungen Leidenschaft abstreifte und sich in stille Zuneigung und treue Freundschaft verwandelte, den Charakter der unermüdlichen Werbung beibehält, auf den ich vordem hinwies. Nicht durch ein selbstsicheres Pochen auf den einmal zugesicherten Besitz, sondern durch ehrliche Bereitschaft, diesen immer von neuem verdienen zu wollen, werden aufsteigende Konflikte am ehesten überwunden werden können.

Wenn die Jugend, ihrem ursprünglichen Gefühl folgend, den Verstandesmenschen gegenüber ihr Recht auf die Liebe verteidigt, so hat sie in solchem Kampfe nicht nur die Empfindung, sondern auch die Vernunft auf ihrer Seite. Die Vernunft ist es ja, die den Einzelnen in das Ganze einfügt, die den Blick, den der Verstand nicht über das bloße Interesse zu erheben vermag, auf die großen Zusammenhänge richtet.

Jedes Lebensalter, — so zeigt uns aber die vernünftige Betrachtung des Menschenlebens, — besitzt seine höchsten Werte, die für die glückliche Gestaltung dieser Daseinsperiode nahezu entscheidend sind. So stellt das Spiel für die Kindheit, die Arbeit für die Reifezeit, die beschauliche Ruhe für das Alter den höchsten Wert des Lebens dar. Der Mann verlangt nicht mehr nach dem Spiel seiner Kindheit, noch der Greis nach der Arbeit seiner schaffenden Jahre. Sollen wir daraus folgern, daß Spiel und Arbeit sich dem Menschengeiste als bedeutungslos enthüllt hätten? Kein Vernünftiger wird so denken. — Wie jede menschliche Persönlichkeit, ob sie auch eine Brücke zu zukünftigem Höheren darstelle, doch wiederum ihren Zweck in sich selber trägt, so ist es auch notwendig, daß der Wert jedes Lebensalters zunächst an seinem eigenen Maßstabe gemessen werde. Das Spiel, das das Kind beglückt, während es seine Kräfte entfaltet, — die Arbeit der Reifezeit, die Ruhe des Alters, sie alle stellen trotz der Relativität ihrer Bedeutung einen wirklichen Wert dar. Aber mit dieser ihrer Einschätzung als Selbstzweck ist ihre Bewertung als vorbereitende Stufe für Künftiges aufs innigste verbunden. Wer als Kind nicht froher Spieler war, hat wenig Aussicht, ein tüchtiger Schaffender zu werden; auch wird ungetrübte Seelenruhe im Alter nur denjenigen beschieden sein, die auf ein arbeitsreiches Leben zurückschauen können. Ja, selbst die Ruhe des Alters kann noch dem Künftigen die Wege ebnen. Sie gibt dem Einzelwesen, das bald die Grenzen des Persönlichen verlassen und ins All zurücksinken wird, die Möglichkeit, die Erfahrungen eines Lebens prüfend zu überdenken und ihr Ergebnis der jungen Generation als Erbe zu vermachen. Sie bereitet den Menschen selbst auf das schöne, das versöhnte Sterben vor.

Was für Kindheit, Reifezeit und Alter gilt, das gilt auch für die Jugend, deren höchster Lebenswert die Liebe ist. Sie ist für sie die Quelle, die dem Dasein Freude und Schönheit verleiht. Niemals kann eine Jugend, die von der höchsten Frömmigkeit durchdrungen ist, die das eigene Wesen im Rahmen der natürlichen Gesetzmäßigkeit erfaßt, sich ihr Recht auf Liebe entreißen lassen. Die Liebe ist ja auch die Kraftquelle, welche die in der Jugend oft noch schlummernden Fähigkeiten erweckt, oder sie belebt und entwickelt und somit die folgende Lebensperiode, die der schaffenden Arbeit, selbst einleitet. Wer die Werke höchster Bedeutung aufzählen wollte, die der durch die Liebe beseligte Mann im Gedanken an die

Geliebte schuf, würde des Zählens kein Ende finden, und eine entsprechende, seelensteigernde, wenn auch anders geartete Wirkung wird man jederzeit an dem Wesen des liebenden Weibes spüren. — — So bietet uns das Liebeserleben Goethes, ganz besonders die durch viele Jahre lebendige Liebe zu Frau von Stein, ein einzigartiges Beispiel dafür, wie einer der Größten aller Zeiten seelische Bereicherung, Schaffenssteigerung ohnegleichen durch die Liebe gewann. Man kann wohl sagen, daß gerade diese Neigung, der unsere Literatur soviel Schönes und wahrhaft Geniales verdankt, bedeutungsvoll fürs ganze deutsche Volk geworden ist. Freilich ist der Bund dieser beiden groß veranlagten Seelen auf die Dauer daran gescheitert, daß er um der Ungunst der Verhältnisse willen immer ein Seelenbund bleiben mußte, daß ihm also seine naturgebotene sinnliche Vollendung versagt blieb. So sehen wir, daß bei unserem großen Dichter auf die anfängliche und durch Jahre andauernde Steigerung der Schaffenskraft seelische Ermüdung und Erschöpfung folgte, die seine gesunde und starke Natur schließlich nicht mehr ertragen konnte. Wir dürfen das schmerzliche, aber heilsame Ende, das Goethe dem ewigen Liebesverhältnis durch seine „Flucht" nach Italien bereitete, deshalb nicht beklagen; es war die rettende Tat des Genius, der sich selbst und damit seine Schöpferkraft wiederfinden mußte. Dagegen bleibt es beklagenswert, daß Goethe in seinem späteren Leben nicht mehr dazu gelangte, das Ideal der Ehe zu verwirklichen, das im Herzen des deutschen Volkes so lebendig ist. Das hatte ein Luther gekonnt, und das vermochte ein Bismarck, und in dieser Seite ihres Wesens sind diese beiden Männer deutscher als Goethe. Sie lebten ihrem Volke die echte Ehe vor, die sinnlich-seelische Gemeinschaft, die, fest in ihrem natürlichen Zweck, der Aufrechterhaltung der Rasse, wurzelnd, diesen doch mit höchsten geistigen Werten zu verschmelzen vermag. Aus der Betrachtung solcher Ehen, an denen es in unserm Vaterlande nicht mangelt, möge die Jugend die Kraft schöpfen, an das Glück der Ehe zu glauben, auch ohne die Vorstellung einer sich ständig gleichbleibenden ewigen Liebe, die eine Illusion ist und nur zur Unaufrichtigkeit führt.

Dies aber ist die ernste Lehre, die die natürliche Frömmigkeit der suchenden Jugend nicht vorenthalten sollte:

Auch die größte Liebe, die mit ihren Rosen die Pforte zum Garten der Ehe so wunderbar zu schmücken vermag, wird diesen nicht vor Verödung bewahren, wofern nicht der tüchtige, der redliche Charakter zu seinem Hüter bestellt ist.

Die religiösen Ziele des Sozialismus.

Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr;
Du auch bist anderen geschaffen und nicht dir.

Angelus Silesius.

Der Sozialismus ist die Abwehrbewegung gegen den Kapitalismus, der sich seit mehr denn einem Jahrhundert vorzugsweise in der Form des Industrialismus darbietet. Wer den Sozialismus verstehen will, muß mit dem Wesen des Kapitalismus vertraut sein. Mit einer Definition des Kapitalismus, mit einem historischen Überblick über dessen Ursprung, Werdegang und Wirkung möge daher dieses Kapitel beginnen, das dem Sozialismus und seinen religiösen Zielen gewidmet ist.

Unter Kapitalismus verstehen wir diejenige Wirtschaftsordnung, die dem Kapital, im Sinne von Geldbesitz, eine uneingeschränkte Herrschaft über den Grund und Boden sowie über die menschliche Arbeitsleistung einräumt.

Weit in die ursprünglichen, die patriarchalischen Formen des Wirtschaftslebens greifen die Wurzeln des Kapitalismus zurück. Solon, ja schon der ihm zeitlich weit vorangehende Moses schmiedeten Waffen des Rechts gegen Zustände, die von diesen weitschauenden Männern als bedrohlich für die nationale Kraft empfunden wurden und in denen wir heutigen Menschen Vorboten des Kapitalismus erkennen müssen. Die mosaische Gesetzgebung, welche noch von der patriarchalischen Anschauung ausgeht, daß das gesamte Volk ein unverlierbares Recht am nationalen Grund und Boden besitze, enthält Bestimmungen, welche die durch ein

später aufgekommenes Schuldrecht ermöglichten Enteignungen nicht nur erschwerten, sondern die sie bei planmäßiger Durchführung auf die Dauer unmöglich gemacht hätten. [1]) Auch die Gesetzgebung des Solon wird von der modernen Geschichtsforschung vor allem als großartige Agrarreform aufgefaßt. Ihr ging die Seisachteia, die Lastabschüttelung, voran, die den seinen Acker bestellenden Bauer wieder zum freien Herrn der väterlichen Scholle machen sollte. [2]) So ist schon in Juda wie in Alt-Griechenland gegen den Kapitalismus in seinen frühen Formen gekämpft worden.

Kapitalismus, im engeren Sinne des Wortes, der ein abstraktes, umständliches Geldrecht voraussetzt, wurde jedoch erst in einer späteren Zeit möglich. In diesem Sinne ist das römische Volk, dessen geistige Eigenart in seinem Recht den vollkommensten Ausdruck gefunden, Schöpfer des Kapitalismus geworden. Zwar selbst in Rom erhebt sich in den Zeiten der Entscheidung eine Gegenströmung. Es ist eine durch die machtvolle Agitation der beiden Grachen hervorgerufene soziale Bewegung, die wirksame Maßnahmen zur Entschuldung des Bauernstandes verlangt und vorübergehend große Erfolge im Sinne der sozialen Gerechtigkeit davonträgt. Aber das Ende dieser Kämpfe klingt schließlich doch im Triumph des Groß-Kapitalismus aus. Der tüchtige römische Bauernstand verliert seine Scholle; er verwandelt sich in eine träge, nichtswürdige Masse, die, in der Stadt zusammengedrängt, vom Verkauf des Stimmenzettels lebt, während die Landarbeit von Sklaven verrichtet wird, mit denen kapitalkräftige Latifundienbesitzer Italien überschwemmen. An der Vernichtung seines Bauernstandes, an seinen Sklavenhorden und Sklavenhaltern ist Rom zugrunde gegangen; weder seine großen Armeen noch seine ausgedehnten Kolonien noch der Sieg des Christentums haben es zu retten vermocht.

Die Überwinder Roms, unsere germanischen Vorfahren, blieben durch ihre ursprünglichen, rein naturalen Wirtschaftsformen lange Zeit gegen die Gefahren des Kapitalismus geschützt. Noch das ganze Mittelalter ist in seinen wirtschaftlichen Einrichtungen von einem patriarchalisch-sozialen Geiste erfüllt, der jedem brauchbaren Gliede des Volkes seinen Platz an der Tafel des Lebens offen hält. Die ländlich-patriarchalische Wirtschaftsführung ist ihrem Wesen nach kommunistisch. Die altgermanische Markgenossenschaft, die in ihrem letzten Ausläufer, der Allmende [3]), noch in einigen ländlichen Gemeinden unseres Vaterlandes fortlebt, machte durch die Gemeinsamkeit des Landbesitzes die Entstehung eines Proletariats zur

Unmöglichkeit. Ebenso wird das Handwerk, die Grundlage der bürgerlichen Existenz, als der gemeinsame Besitz derer gewertet, die durch Geburt, fachgemäße Ausbildung und den Nachweis ihrer Befähigung (siehe Gesellen- und Meisterprüfung) Mitglieder einer gewerblichen Zunft geworden sind. Ihre Interessen werden unter dem Gesichtspunkte der Solidarität und der Standesehre rechtlich geregelt, wodurch der Konkurrenzkampf, ein wesentliches Merkmal kapitalistischer Wirtschaftsordnung, ausgeschaltet bleibt. Die ihrer Abstammung nach vorchristliche, patriarchalische Tendenz der Wirtschaftsführung wird durch den Geist des Christentums, der in den Kreisen des Handwerks eine Pflegstätte findet, wirksam gefördert. Schwerer schon wird es dem Kaufmannsstande, seine Organisationen religiös zu beleben. Die frühmittelalterliche Kirche erkannte den Handel, d. h. das Gewinnstreben ohne eigene produktive Leistung, überhaupt nicht als redliche Arbeit an. Wer die Geschichte kennt, weiß, wie sehr die Kirche später diesen Grundsatz verließ und Handel nicht nur anerkannte, sondern auch selbst betrieb. — —

Zugehörigkeit zur Gemeinde und Befähigung zur Arbeit, nicht Geldbesitz, bilden also nach deutschem Recht die eigentlichen Grundlagen der materiellen Existenz. Die weitgehende Gleichheit der Lebensbedingungen, die hierdurch gesichert wurden, erklären uns die erstaunlichen Kulturleistungen, die vor allem städtische Gemeinwesen, die nach unsern Begriffen zahlenmäßig ganz unbedeutend waren, in diesen Zeiten vollbringen konnten. Wenn die volle Aufrechterhaltung solcher Gleichheit auch ohne die reichen Kolonisationsmöglichkeiten [1]) des Mittelalters, die Stadt und Land vor Übervölkerung bewahrten, nicht durchführbar gewesen wären, so liegen ihre Grundlagen doch in der Zweckmäßigkeit und Billigkeit eines Rechtes, das die wirtschaftliche Ausbeutung des Nächsten verhindert. Diese gesunden, sozialen Zustände bestehen denn auch so lange fort, als die alten Landrechte ihre Geltung behaupten, und brechen zusammen in dem Maße, in dem das corpus juris die patriarchalischen Rechtsvorstellungen durch kapitalistische verdrängt.

Dieser Entwickelungsverlauf ging natürlich allmählich vor sich. Schon frühzeitig waren ja deutsche Stämme auf ihren Wanderungen besonders im Süden und Westen Germaniens mit den Römern in Berührung gekommen und hatten, nachdem sie in den Grenzgebieten seßhaft geworden waren, Beziehung zum römischen Siedelungswesen und damit auch zu römischen Wirt-

schafts- und Rechtsformen gewonnen. Auch mit der Ausbreitung des italienischen Geldverkehrs in deutschen Landen, deren Träger — wenigstens im Anfang — jüdische Händler sind, drangen Vorboten des Kapitalismus ins deutsche Wirtschaftsleben ein.

Von einem Umschwung im großen Stil kann aber erst seit dem Zeitalter der Reformation die Rede sein. Das römische Recht, dessen Kenntnis durch den Humanismus allenthalben gefördert wurde, gelangte erst jetzt zu weitgehender Anerkennung. Es wurde der mächtigste Bundesgenosse des auf fränkischem Boden erblühten Feudalismus, der, — ursprünglich deutschem Wesen fremd, — schon seit den Kreuzzügen zugunsten einer Vorzugskaste, des Adels, am Bestehen der alten, auf sozialer Gerechtigkeit fußenden Markgenossenschaft gerüttelt hatte. Schon im 15. Jahrhundert waren in England, unterstützt von einer religiösen Bewegung, Strömungen gegen den Feudalismus emporgestiegen und hatten zu Kämpfen geführt, in denen Englands kraftvoller Bauernstand, der in den vorangegangenen Jahrhunderten die Schlachten der weißen und roten Rose blutig ausgefochten hatte, dem ländergierigen Adel erlegen war. Das in diesen Kämpfen so viel gesungene Lied der Lollarden:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?"

zeigt anti-feudale und antikapitalistische Tendenz. In Deutschland ist das 16. Jahrhundert das Zeitalter der Bauernkriege. Es ist ein Makel, der auf das Ruhmesblatt der deutschen Reformation fällt, daß sie den Bauern in diesem gerechtesten aller Kämpfe so gänzlich verlassen hat. Im 17. Jahrhundert bereits sind in den weitesten Gebieten unseres Vaterlandes, ganz besonders im Osten und Nordosten[5]), die freien Bauern überwunden und in einen Stand von Hörigen verwandelt worden. In anderen Gegenden, in solchen mit besonders kraftvollem Bauerntum, behauptete sich zwar noch die alte Dorfverfassung. So erhielten sich in der Schweiz ausgesprochene Bauernrepubliken; auch das westfälische Bauerntum bewahrte sich zum Teil die alten Freiheiten, und in Dithmarschen, wo ein starkes Bauernvolk sich unter dem Rufe „leiver düd as Slav" erhob, wurde der Adel völlig aus dem Lande gejagt.

In den Städten war es das feste Recht der Zünfte, das noch jahrhundertelang der Kapitalisierung Widerstand leistete. Auch fand zu dieser Zeit die Sache des Volkes und das Recht der schaffenden Arbeit in einem

neuen Königtum, das sich erst selbst im Kampfe gegen die Großen durchgesetzt hatte, seine natürliche Stütze. Für den englischen Handwerkerstand wurde die Fürsorge der Königin Elisabeth, besonders das von ihr erlassene Lehrlingsgesetz, von größter Bedeutung. Indem es die Zahl der Lehrlinge begrenzte und ihre Arbeitszeit regelte, stellte es die erste gesetzliche Schutzbestimmung gegen Kinderarbeit dar. Es legte aber auch die langen 7—8jährigen Arbeitsverträge zwischen Meister und Gesellen und ihre Lohnbedingungen fest und verhinderte dadurch, daß abhängige Existenzen in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges brotlos gemacht werden konnten. Die weitgehende gesetzliche Fürsorge, die ein Heinrich IV. von Frankreich seinem Volke, besonders dem Bauernstande, zuteil werden ließ, ist sprichwörtlich geworden. Sie wird aber eher noch übertroffen durch die Wirksamkeit Gustav Wasas von Schweden, den die Geschichtschreiber den ersten Nationalökonomen genannt haben. Als letzter und größter Repräsentant des absoluten, aber aufgeklärten und volksfreundlichen Königtums tritt uns die einzigartige Gestalt Friedrichs II. entgegen. Zwar war es in Preußen-Brandenburg um einen freien Bauernstand längst geschehen, als Friedrich die Zügel der Regierung ergriff, und wenn auch der große König am Ende seines Lebens die Aufhebung der Erbuntertänigkeit als eine politische Notwendigkeit bereits ins Auge gefaßt hatte, so lag doch seinem autokratischen Sinne die Wiederaufrichtung bäuerlicher Selbstverwaltung ganz fern. Um so mehr hat der große König an wirtschaftlicher Fürsorge für den Bauernstand getan. Er verbot den Junkern gesetzlich den Erwerb der bäuerlichen Scholle und schob dadurch der Landgier des Adels einen Riegel vor; er verpflichtete den Grundherrn, dem Bauer nach Kriegsbränden und Feuersbrünsten beim Wiederaufbau seiner Gebäude Beistand zu leisten. Er siedelte in den durch Stromregulierungen gewonnenen Gebieten ausschließlich Bauern an; nicht weniger als 900 Dörfer sind auf diese Weise neu entstanden.

Die Stürme der französischen Revolution, die am Ausgang des 18. Jahrhunderts die alten Gesellschaftsformen zerschlugen, haben auch das absolute Königtum, das gute und das schlechte, in den allgemeinen Zusammenbruch hineingerissen. Da das schlechte vorwog, — man denke an einen Ludwig XIV. und seine zahlreichen kleineren Epigonen, die durch ihre Eroberungs- und Verschwendungssucht zu wahren Geißeln der Völker geworden waren, — so dürfen wir Nachgeborenen diesen Ausgang nicht be-

klagen. Ebensowenig zu bedauern ist die durch die Revolution vollzogene Auflösung der mittelalterlichen Zunftverfassung, die, verknöchert wie sie nun einmal war, sich unfähig gezeigt hatte, ihre Organisationen den durch eine neue Technik bedingten, veränderten Produktionsformen anzupassen. Was sich jedoch im Laufe einer fortschreitenden Entwickelung als geradezu verhängnisvoll erwies, ist die Tatsache, daß bei der Aufrichtung der neuen Wirtschaftsverfassung, die sich auf den Trümmern der alten vollzog, diese Institutionen, die doch jahrhundertelang das Recht der Arbeit gegen Ausbeutung durch das Kapital verteidigt hatten, nicht durch entsprechende neuzeitliche ersetzt worden sind. Es bleibt die historische Schuld der liberalen Wirtschaftslehre, die während der entscheidenden Jahre die führende Stelle errang, daß sie diese große Forderung der Zeit nicht erkannt hat.

Zwar knüpfte die liberale Wirtschaftslehre, die man nach ihrem in Manchester wirkenden Begründer Adam Smith das Manchestertum genannt hat, äußerlich an die vorzüglichen Grundsätze der Physiokraten*) an, die im 18. Jahrhundert zu Ansehen gelangt waren und die durch Beseitigung ungerechtfertigter Monopole Handel und Gewerbe, vor allem jedoch die Landwirtschaft, von drückenden Fesseln zu befreien strebten. Aber indem die Manchesterleute den Grund und Boden unter das gemeine Warenrecht stellten und so zum Spekulationsgegenstande machten, verleugneten sie die Hauptforderungen der Physiokratie, die für den Boden, dieser Grundlage aller menschlichen Existenz, ein seiner Sonderstellung entsprechendes Recht gefordert hatten. Allein durch das schrankenlose Auswirken der egoistischen Interessen, die durch ihren gegenseitigen Aneinanderprall die notwendige Regulierung fänden, nur durch die freie Konkurrenz der Kräfte würde, — so lehrte das Manchestertum, — die wahre Harmonie des Wirtschaftslebens erreicht werden. Niemals ist eine Theorie durch die Tatsachen schneller und schlimmer widerlegt worden, als diese Raubtierlehre, die den Völkern so verführerisch im Mantel der Freiheit nahte.

In Preußen, wo die liberale Doktrin vor allem durch den einflußreichen Königsberger Nationalökonomen Krauß vertreten wurde, bemächtigte sie sich des Werkes der Bauernbefreiung, das in den Jahren der Not von dem Freiherrn vom Stein in ebenso großzügiger wie weitschauender Weise angelegt worden war. So war es der Liberalismus, der für den Adel, seinen sonstigen Antipoden, die Waffen schmiedete, mit denen er

die sozialen Wirkungen des Steinschen Edikts von 1807 aufheben oder gar in ihr Gegenteil verwandeln konnte. Die freie Verkäuflichkeit des bäuerlichen Gutes, die unbegrenzte Verschuldbarkeit des ererbten Bodens, also ausgesprochen liberale Grundsätze, waren ja schuld daran, daß das Bauerngut vom kapitalkräftigen Grundherrn wie vom städtischen Geldmanne seinem Besitzer entrissen werden konnte. Überhaupt ist es die dem Manchestertum eigentümliche Abkehr von Schutzbestimmungen für die wirtschaftlich Schwachen, die in der Nach-Steinschen Periode der preußischen Agrargesetzgebung mehr und mehr zutage tritt und die für den Bauernstand und dadurch für den Staat selbst verhängnisvoll werden sollte. So stellen das Regulierungsgesetz [7]) von 1811 und die Deklaration dieses Gesetzes von 1816 zwei bedeutungsvolle Meilensteine auf dem Wege dar, dessen Ziel die Entvölkerung des platten Landes heißt.

Was wurde nun aus allen den Existenzen, denen ein neues Recht die heimische Scholle, das Erbteil ihrer Väter, unter den Füßen fortgezogen hatte? Nun, soweit nicht die Ozeanschiffe diese Menschen nach Amerika entführen, strömen sie in die Städte, wo ein neuer Stand, der vierte Stand, im Werden begriffen ist. Heimatlos gewordenes Bauernvolk, — Reste der alten, ihrer einstigen Organisation beraubten gewerblichen Bevölkerung, — Nachkommen der Söldnerscharen, die seit Einführung des Volksheeres überflüssig geworden waren, — wertvollstes Volkstum und Hefe der Menschheit, werden hier zu einer neuen Einheit, dem industriellen Proletariat, zusammengeschmolzen. Die Menschen, die ihm angehören, sind keinem Grundherrn mehr untertänig, noch stehen sie unter der Zucht einer eisernen soldatischen Disziplin. Sie sind ja vom Liberalismus mit allen Menschenrechten ausgestattet und mit allen Freiheiten bedacht worden. Der Wahrheit nach stehen sie im harten Dienste der Technik, jener Technik, die zwar versprochen hatte, den Menschen zum Herrn der Erde zu machen, die aber, in Bewegung gesetzt allein durch das Interesse der kapitalistischen Unternehmung, die Menge des Volkes mehr und mehr zu Sklaven der Maschine erniedrigte.

Nun soll zwar keineswegs bestritten werden, daß die Umwälzung, die durch die Entwickelung der modernen Technik in den gewerblichen Betrieben herbeigeführt wurde, — ich meine den schnellen Übergang aus der handwerksmäßigen in die maschinelle Warenerzeugung, — auch bei besseren rechtlichen Zuständen zu wirtschaftlichen Krisen geführt hätte. Dennoch bleibt unanfechtbar, daß die städtische Wohnungsnot, die un-

würdige Ausbeutung des Industriearbeiters, die schrankenlose Ausdehnung der Fabrikarbeit auch auf die Frauen und Kinder, kurz gerade die Faktoren, die am meisten am Marke des Volkes genagt haben, in den manchesterlichen Doktrinen, besonders in der Lehre vom freien Arbeitsvertrag, stets ihre wissenschaftliche Verteidigung gefunden haben.

Nur so konnte bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts das wirtschaftliche Phänomen entstehen, das wir als Industrialismus zu bezeichnen pflegen, jener widersinnige Zustand, in dem der steigende Reichtum eines Landes seinen Ausdruck in dem wachsenden Elend seiner Bewohner findet. Am schnellsten und umfassendsten trat diese Entwickelung in dem damals wirtschaftlich am meisten vorgeschrittenen Lande, in England, zutage. Schon 1842 hatte England laut amtlicher Zählung 1 430 000 Paupers, d. h. solche Personen, denen nicht nur alle finanziellen Hilfsmittel fehlen, sondern die auch infolge ihrer körperlichen und geistigen Beschaffenheit außerstande sind, jemals wieder durch Arbeit emporsteigen zu können. In seinem in diesem Jahre erschienenen Buche „Past and present" hat Thomas Carlyle, was die Lage des arbeitenden Volkes in England anbetrifft, eine Parallele zwischen dem 12. und 19. Jahrhundert gezogen, die ihn zu einer vernichtenden Kritik der wirtschaftlichen Zustände des letzteren führte. „Die Lage Englands", — so schreibt Carlyle im ersten Kapitel dieses Buches, — „gilt mit Recht für eine der drohendsten und überhaupt fremdartigsten, die je in der Welt gesehen wurden. England ist voller Reichtum aller Art, und doch stirbt England vor Hunger."

In diese Not, in die stumpfe, lähmende Hoffnungslosigkeit, die sie verbreitet, dringt die frohe Botschaft des Sozialismus. Niemals seit den Tagen der ersten Ausbreitung des Christentums hat eine Kunde menschlichen Ohren besser geklungen.

Das Leiden, das auf euch lastet, ist kein unentrinnbares Verhängnis, — so etwa verkünden die frühen Apostel des Sozialismus, die Engländer Godwin und Owen, die Franzosen Fourier und Proud'hon und der philosophische deutsche Schneidermeister Weitling. — Gott ist gut; keine göttliche Ordnung, kein Naturgesetz verlangt, daß der größte Teil der Menschheit seine Tage im Elend verbringe. Eine falsche Gesellschaftsordnung ist schuld an diesem Unheil. Die ursprüngliche, gottgewollte, die durch menschliche Torheit und Sünde verlorenging, denkend wieder herauszufinden, sie zu

verkünden, sie durch gemeinsamen Beschluß aller wieder aufzurichten, das sei der Wille und die Macht des Sozialismus. [8]) — — —

Gewiß, diese ersten Verkünder sind das gewesen, als was sie heute in den Handbüchern der Nationalökonomie bezeichnet werden: Utopisten. — Mögen ihre Vorstellungen über die Entstehung der menschlichen Gesellschaft, die noch ganz von Rousseauschem Geiste durchweht sind, immerhin phantastisch genannt werden, mag man ihre grenzenlose Unterschätzung der realen Macht des Gegners mit gutem Rechte kindlich heißen, — eine Leistung, und zwar eine religiöser Art, wird die Geschichte bei diesen Männern anerkennen müssen. Sie haben Trost und Hoffnung in die Herzen vieler Verzweifelnder gesenkt, — sie haben neues, geistiges Leben in ihnen erweckt, und sie haben dadurch den Boden für eine künftige, glücklichere Aussaat vorbereitet.

Aus dem Utopismus, der die praktische Erfolglosigkeit der frühen Sozialisten hinlänglich erklärt, ist der Sozialismus durch Karl Marx befreit worden. Er war es, der die Lehren des Sozialismus mit dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit durchdrang, der damals auf dem Gebiete der Politik, der Jurisprudenz, der Geschichte und der Philosophie die rationalistischen Anschauungen des Aufklärungszeitalters überwand und durch eine neue, historisch-evolutionistische Denkweise ersetzte. Männer wie der Historiker Niebuhr, der Jurist Savigny, der Philosoph Hegel waren die Träger dieser neuen Geistesrichtung. In ihren akademischen Lehrsälen verkündeten sie, daß jede politische Ordnung, die nicht aus der historischen Notwendigkeit eines Volkes herauswachse, sondern in vernunftgeborenen Theorien wurzele, unwirklich sei und in ihren Wirkungen Verwirrung und Schädigung, ja schließlich den Untergang des „beglückten" Volkes herbeiführen müsse. „Es gibt keinen natürlichen Gesellschaftszustand neben dem bestehenden; der bestehende ist so natürlich wie jeder andere." — — Diese und sehr ähnliche Gedankengänge finden sich auch in den Werken eines Karl Marx, des Hegel-Schülers, wieder. Aber während jene Gelehrten ihre Lehren als Rückwärtsschauende verkündeten, um mit ihrer Hilfe das Gegenwärtige oder gar das Vergangene zu rechtfertigen, während auf diese Weise ihre Lehren mehr und mehr zu Stützen einer reaktionären Politik wurden, — wandte Karl Marx, — und das ist das Entscheidende, — ihre Grundsätze als ein in die Zukunft Schauender an. Aus der historischen Notwendigkeit aller Kulturvölker, aus ihren

neuen, notbedingten Lebens- und Arbeitsverhältnissen leitete er die innere Berechtigung des Sozialismus ab, folgerte er die Gewißheit seines endlichen Gelingens. In sehr anschaulicher Weise sind uns diese ideellen Grundlagen des modernen realistischen Sozialismus sowie das Lebenswerk eines Karl Marx in den Schriften Werner Sombarts, des „Klassikers" der National-Ökonomie, geschildert worden. Seine Darbietungen sind es, die der kurzen Exposition des theoretischen Marxismus, die hier notwendig wird, in erster Linie zugrunde liegen, auf sie stützt sich auch der historische Überblick über die Entstehung der modernen Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung, der an späterer Stelle vollzogen werden soll.") — — —

Welches sind nun also die neuen sozialistischen Grundvorstellungen, die ein Karl Marx den Proletariern aller Länder verkündete? —

Die durch den Aufschwung der Wissenschaft ins Leben getretene moderne Technik, — so etwa lehrt er, — hat die private, handwerksmäßige Gütererzeugung in der Werkstatt allenthalben durch eine genossenschaftlich vollzogene, maschinelle Gütererzeugung in der Fabrik verdrängt. Diese durch gemeinsame Leistung erzielte Produktion müsse nun logischerweise auch die genossenschaftliche Leitung sowie die gemeinsame Gewinnberechnung zur Folge haben, während der Fortbestand der privaten Leitung und die privatrechtliche Regelung des Gewinns wie alles Widerspruchsvolle und Halbe zum Untergang einer darauf begründeten Ordnung führe. Da die Vergesellschaftung der Produktionsmittel notbedingt ist, so muß sie, — nach Marxistischer Weltanschauung, — auch ohne bewußtes Dazutun der Menschen durch die einfache Logik der Tatsachen von selbst allmählich in Erscheinung treten. Aber das Proletariat, das an einer schnelleren Verwirklichung dieses Zieles dringend interessiert ist, kann durch zielbewußte, gemeinschaftliche Arbeit seine Erreichung wesentlich beschleunigen. Der Weg, den es hierbei zu beschreiten hat, ist der des organisierten Klassenkampfes; Vergesellschaftung der Produktionsmittel als Ziel, Klassenkampf als Weg sind seit Karl Marx die beiden Grundpfeiler der modernen sozialen Bewegung geworden.

Geradezu erstaunlich für den gegenwärtigen Leser sind Marxens prophetische Voraussagungen von Wirtschaftsphänomen, die sich vielfach erst in den letzten Jahrzehnten, nun aber auch nahezu vollständig verwirklicht haben. So wies er auf die zu erwartende, ständig zunehmende Auffaugung der kleinen wirtschaftlichen Existenz durch die große hin; er sah die Waren-

häuser bereits deutlich vor Augen, er sagte selbst die Kartelle und Trusts voraus, d. h. jene, die kapitalistische Einzelexistenz bei weitem übertreffende Gesamtorganisation der Großen, deren Riesenkapitalien auf zahlreichen Gebieten des Wirtschaftslebens nahezu alles beherrschend geworden sind. Prophetisch wirkt die Voraussagung der immer häufiger hervortretenden Wirtschaftskrisen, die nach Karl Marx die direkte Folge der privaten Produktionsleitung sind, welche die gewaltig gesteigerte und vielfach ineinandergreifende Gesamtproduktion nicht mehr zu überschauen vermöchte und dadurch selbst zu Zusammenstößen zwischen ihren verschiedenen Zweigen führe.

Was ganz entscheidend für den Fortgang sozialistischer Entwickelung war, ist die durch Marx vollzogene ideelle Überwindung des vordem häufig zutage tretenden Strebens, durch die Wiederbelebung vorkapitalistischer Wirtschaftsformen den Weg zur verlorenen sozialen Gerechtigkeit wiederzufinden.[10]) Er war es, der das Proletariat zu der Überzeugung führte, daß der vierte Stand, der durch die moderne genossenschaftliche Produktionsform ins Leben getreten war, nicht durch deren Auflösung, sondern durch deren logische Fortentwickelung und vernünftige Ausgestaltung zu seinem Rechte gelangen müsse. Er zeigte der Arbeiterschaft, wie gerade die gemeinschaftliche, bis ins kleinste organisierte Tätigkeit in der Fabrik den Proletarier vor allem dazu erzogen habe, sich als Glied einer großen Gemeinschaft einzufügen, um im Zusammenwirken mit Schicksalsgenossen Ziele zu erreichen, vor denen selbst die großartigste Einzelleistung zuschanden werden müßte.

Marx bewies schließlich, — und dieser Bestandteil seiner Lehre sei noch besonders hervorgehoben, — die internationale Tendenz, die dem Kapitalismus seinem Wesen nach innewohne. Die Entwickelung des Handels selbst dränge die Vertreter der Industrie dazu, mit entsprechenden ausländischen Interessenten in Berührung zu treten und mit ihnen über gemeinsame industrielle Angelegenheiten auch gemeinsam zu verhandeln. Marx zog daraus die Schlußfolgerung, daß der internationale Kapitalismus, der die arbeitenden Klassen aller Länder mit universalen Mitteln in seinen Bann zwingt, in einer internationalen Abwehrorganisation der Arbeiterschaft sein notwendiges Gegenstück finden müsse. Auf Weltausstellungen, die von seiten der kapitalistischen Unternehmung geschaffen worden waren, reichten sich denn auch die sozialistischen Arbeiterführer der ver-

schiedenen Länder zum ersten Male zum Zweck gemeinsamer Organisationen ihre Hand. So hat Karl Marx auch die Idee der internationalen, — (die nationalen Organisationen überspannenden) — Gesamtorganisation entdeckt. — — — —

Es ist etwas Außerordentliches und Erstaunliches, daß Marx zu einer Zeit, in der die Arbeiterschaft unter sich zerrissen, politisch völlig ohnmächtig, dazu geistig ungeschult war, an die Möglichkeit einer wirksamen proletarischen Organisation geglaubt hat. Die Zuversicht, die hierin zum Ausdruck kommt, findet nur eine gewisse Erklärung in der Entstehungszeit seiner Lehre; ist doch „Das Kommunistische Manifest", das alle späteren marxistischen Gedankengänge der Hauptsache nach vorwegnimmt, ein Produkt des Jahres 1848. In den ersten Monaten dieses Jahres hatte das deutsche Volk einen ungeheueren geistigen Aufschwung erlebt; ja, es hatte damals durchaus den Anschein, als ob die Früchte der politischen Bestrebungen, für die das geistige Deutschland so große Opfer gebracht und mit denen es bis dahin so wenig erreicht hatte, nun auf einmal reifen und einer glücklichen Generation in den Schoß fallen sollten. Das Frankfurter Parlament, das mit seinen schnellen Erfolgen über den Bundesrat den Beweis seiner inneren Überlegenheit erbracht hatte, schien wirklich mit einem Schlage die beiden großen Hoffnungen der Zeit: das einige Deutsche Reich und die politische Mündigsprechung seiner Bürger, verwirklichen zu wollen. Jene Männer, die in der Paulskirche beratend die Verfassung des neuen Deutschen Reiches niederlegten, waren zwar von ihren nächstliegenden, nationalen Zielen zu sehr erfüllt, als daß sie die Bedeutung erfaßt hätten, die das von ihnen formulierte demokratische Wahlrecht auch für den vierten Stand gewinnen könnte, den Arbeiterstand, der im geistigen Leben Deutschlands noch so gar keine Rolle gespielt und dessen erste emanzipatorische Bestrebungen sie kaum beachtet hatten. Dies aber erfaßte Marx, der inmitten dieser *nationalen* Bewegung sein geistiges Auge unverrückt auf die eine, die *soziale* Frage gerichtet hielt. Die Hoffnung, die er auf das Gelingen des organisierten Klassenkampfes setzte, war also mit der Ueberzeugung verknüpft, daß eine nahe Zukunft auch dem Arbeiter das politische Wahlrecht und damit den Einfluß auf die Gesetzgebung bescheren werde. Die Folgezeit hat den Beweis erbracht, daß diese Hoffnung eine trügerische war. Noch achtzehn Jahre lang mußte die deutsche Arbeiterschaft politisch rechtlos bleiben. Und die nun

mächtig einsetzende Reaktion lastete um so schwerer auf den jungen, sozialistischen Organisationen, als diese durch die sehr bald erfolgte Ausweisung Marxens ihres geistigen Führers beraubt wurden. Erst das Jahr 1866, das für die spätere Reichsgründung so bedeutungsvolle Entstehungsjahr des Norddeutschen Bundes, brachte dem deutschen Volke die Erfüllung von 1848. Damals beendete Bismarck die Konfliktszeit, indem er die bürgerliche Opposition, die durch die großen außenpolitischen Erfolge der Regierung schon halb gewonnen war, durch die Gewährung ihrer Grundforderung, des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts, vollends versöhnte. Mit dieser Wendung wurde auch der Arbeiterschaft die Arena des politischen Lebens erschlossen. Ferdinand Lassalle, der zu dieser Zeit die politische Organisation des Arbeiterstandes in seine Hand nahm, holte die Waffen, mit denen er seine Kämpfer ausstattete, aus der marxistischen Rüstkammer; sie waren noch alle brauchbar.

Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten, und die Schattenseiten der marxistischen Wirtschaftslehre sind nicht gering. Vom praktischen wie vom ideellen Standpukte aus könnten berechtigte Einwände gegen eine reinmarxistische Fassung des Sozialismus erhoben werden. Wenden wir uns zunächst der praktischen Seite zu.

Es ist erstaunlich, daß Marx in Folge seiner ausschließlichen Wertschätzung des politischen Klassenkampfes die Bedeutung jener wirtschaftlichen Reformbestrebungen unterschätzte, die bereits zu seiner Zeit in Erscheinung getreten waren und die später zu hoher Blüte gelangen sollten; ich meine hiermit: die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung.

Die Gewerkschaft ist entstanden, um dem Arbeiter durch das Mittel des beruflichen Zusammenschlusses Förderung im Berufsleben, vor allem einen Halt gegen Übergriffe von seiten des Arbeitgebers zu verleihen. Sie verfolgt also die gleichen Ziele, denen man heute in der gesamten bürgerlichen Welt durch das Mittel der Berufsvereine nachstrebt. Die Genossenschaft hingegen kommt dem Arbeiter in seiner Eigenschaft als Konsument entgegen und sucht ihn durch eine ihr besondere Organisation vor der Ausbeutung durch den kapitalistischen Wucher, besonders den Lebensmittelwucher, zu schützen. Unter schweren Hindernissen und unter Begehung zahlreicher Irrtümer haben beide Bewegungen tastend ihren Weg suchen müssen. Weder die ersten Organisationen der Gewerkschaft, welche die

gesamte Arbeiterschaft eines Landes nach der Art bürgerlicher Freimaurerlogen durch Geheimverbände zusammenzuschließen versuchten, noch die ersten Genossenschaften, die durch Eigenproduktion die Bedürfnisse der Arbeiterschaft befriedigen zu können meinten, haben sich als lebensfähig erwiesen.

Es ist das Verdienst der englischen Arbeiterschaft, den zweckmäßigen und daher siegreichen Typus für Gewerkschaft wie für Genossenschaft herausgearbeitet zu haben.[11]) Die moderne Gewerkschaft trat zum ersten Male durch die im Jahre 1854 erfolgte Gründung „des Bundes der Vereinigten Maschinenbauer" ins Leben und stellte eine Organisation der Arbeiterschaft nach ihren besonderen Berufsklassen dar. Diese Gewerkschaft geht, — und nach ihrem Muster alle nachfolgenden, — von einer Zentralstelle aus, die das ganze Land mit einem Netz von Zweigstellen umspannt; jede derselben hat ihre besondere Zahlstelle, durch die regelmäßige Beiträge erhoben werden; die gesammelten Gelder fließen jedoch sämtlich nach der gemeinschaftlichen Zentrale ab, um von hier aus nach Bedürfnis verteilt zu werden. Durch das Mittel dieser Organisation hat die Gewerkschaft (engl. trade-union) es vermocht, die Unterstützungen aufzubringen, die bei Krankheit, Not und Tod den Mitgliedern oder deren Hinterbliebenen ausgezahlt wurden, — die aber auch bei jedem als notwendig und aussichtsvoll erkannten Arbeitsausstand die Arbeiterschaft befähigten, den zeitweiligen Fortfall des Verdienstes finanziell ertragen zu können; denn das äußerste, das letzte Kampfesmittel der Gewerkschaft ist der Streik. Indem die Leiter der Gewerkschaften vermöge ihrer Organisationen die Unternehmer oder Unternehmerverbände zwingen, mit ihnen über die Höhe der Löhne und andere Arbeitsbedingungen zu verhandeln, haben sie eine Bresche nach der anderen in das Hauptbollwerk der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, den freien Arbeitsvertrag, geschlagen. Das ist der praktische Sozialismus der Gewerkschaft.

Als Gegenstück zur beruflichen Organisation der Gewerkschaft bietet sich im gewerblichen Leben die Umbildung der Produktiv- in die Konsumgenossenschaft dar. Die ersten Anfänge der modernen Konsumgenossenschaft, die uns wiederum als Resultat der sozialen Bewegung Englands entgegentreten, hat uns Sombart in seinem Werke: „Sozialismus und soziale Bewegung" auf folgende Weise geschildert:

„Es bedeutet einen Markstein in der sozialen Geschichte, als an einem

dunklen Dezemberabend des Jahres 1844 Ould Waywers Shop in der kleinen englischen Stadt Rochdale eröffnet wurde, als unter dem Hohngelächter der Straßenjugend, dem Spott neugieriger Kaufleute und den gleichgültigen Bemerkungen der Vorübergehenden die Läden eines im Erdgeschosse einer Hintergasse gelegenen Magazins vorsichtig in die Höhe gezogen und winzig kleine Quantitäten an Butter, Zucker, Mehl und Hafermehl im Schaufenster sichtbar wurden. Der Laden war nur Sonnabends und Montags in den Abendstunden geöffnet; von den 28 Vereinsmitgliedern, die sämtlich dem Proletariat angehörten, diente eins als Verkäufer, eins als Buchführer, ein drittes als Kassierer, ein viertes als Schatzmeister. Der Umsatz betrug zwei Pfund wöchentlich, das angesammelte Vermögen 28 Pfund. Das war der Anfang der modernen Konsum-Genossenschaftsbewegung."

Da ihre heutige Organisation ihrem Wesen wie ihrer Ausdehnung nach jedermann wohlbekannt ist, so braucht sie nicht in ihren Einzelheiten geschildert zu werden. Die Konsum-Genossenschaft ist in praktischer Hinsicht das einzige Stück reiner Sozialismus, das unser Wirtschaftsleben überhaupt besitzt, da sie ein Handelsunternehmen unter genossenschaftlicher Leitung und mit genossenschaftlicher Gewinnberechnung darstellt. Anderseits ist sie aber gerade die Organisation des Sozialismus, die von bürgerlichen und sozialdemokratischen Elementen der Gesellschaft in gleicher Weise anerkannt und benützt wird.

Daß gerade in den letzten beiden Jahrzehnten das Genossenschaftswesen einen bedeutenden Aufschwung genommen, wird allen denen bekannt sein, die die Vorgänge des wirtschaftlichen Lebens mit Interesse zu verfolgen gewohnt sind. Außer der weiteren Fortenwickleung der Konsum-Genossenschaft, die im gewerblichen Leben wurzelt, scheint ein neuer und siegreicher Typus auch der Produktiv-Genossenschaft aus der Sphäre der Landwirtschaft emporzuwachsen. So hat in einem sehr beachtenswerten Aufsatze, der unter dem Titel „Zur Landbeschaffung von Kriegerheimstätten" in der Zeitschrift „Die Bodenreform" (Jhrg. 27, Nr. 3) erschien, Professor Gagel-Lichterfelde auf die ungeheuren Erfolge des Dänischen Heidevereins hingewiesen, der in weiten Sandgebieten Jütlands durch genossenschaftlich organisierte, technische Meliorationsarbeiten dem dänischen Staate im Laufe von etwa 25 Jahren sozusagen eine blühende Provinz erobert habe. Daß die vielen Vorbedingungen für die Möglichkeit einer aussichts-

vollen Nachahmung solchen Vorgehens in den deutschen Heidegebieten des baltischen Landrückens vorhanden sind, wird von dem Verfasser dieses Aufsatzes eingehend nachgewiesen. — Hierbei ist jedoch Folgendes nicht zu vergessen. Die großzügige Nutzbarmachung der modernen Technik, die in unserer Zeit bei allen bedeutenden innenkolonisatorischen Unternehmungen in Kraft treten muß, geht über die finanzielle Leistungsfähigkeit des kleinen und des mittleren Besitzers weit hinaus. Wo aber der Groß-Kapitalismus und seine Vereinigungen die kostspieligen technischen Hilfsmittel in Bewegung gesetzt haben, da sind die erzielten Vorteile selten dem Volke als Ganzes zugute gekommen. So ist es die soziale Organisation, in unserem Falle die ländliche Genossenschaft, die berufen erscheint, bei dem großen Werke der Innenkolonisation, das sich nach dem Kriege als eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben des deutschen Volkes darbieten wird, an erster Stelle mitzuwirken. Indem sie die natürlichen Interessenten, die kleinen und mittleren Landwirte, selbst zum Werke sammelt, kann sie durch Zusammenfassung zahlloser Einzelleistungen einen großartigen, finanziellen und technischen Gesamterfolg erzielen, dessen Früchte die Arbeitenden selbst genießen. Vermöge der Heimatskenntnis ihrer Glieder wird sie in vielen Fällen in der Lage sein, die Probe aus Exempel zu machen, d. h. Wege zu eröffnen, die, nachdem sie den Beweis ihrer Gangbarkeit geliefert, vom Staate, als von der größten sozialen Organisation, später auf noch umfassendere Weise beschritten werden können. —

Wie eine fortschreitende Entwicklung die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung als die notwendige Ergänzung des rein-politischen, marxistischen Sozialismus herausgearbeitet hat, so hat der gleiche Entwickelungsverlauf auch die Notwendigkeit geschaffen, einen wichtigen Stützpunkt des marxistischen Gedankenbaues einer Revision zu unterziehen. Es hat sich erwiesen, daß die Tendenz für eine stetig zunehmende Konzentration des Kapitals und des Besitzes, die Marx im gewöhnlichen Leben allenthalben beobachtet hat, von ihm zu Unrecht verallgemeinert worden ist. Der Kenner der Wirtschaftsgeschichte weiß, daß zum mindesten im Bereiche der Landwirtschaft eine innere Notwendigkeit für eine solche Konzentration weder zu Marxens Zeiten bestand noch sich in der Folgezeit durchgesetzt hat. Der auffallende Rückgang des kleinen zugunsten des großen Landwirtschaftsbetriebes, der während der Mitte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus

in Deutschland allerdings stattfand, stellt sich ja nicht als die unvermeidliche Folge eines technischen Umbildungsprozesses dar, sondern war vielmehr, — wie dies bereits hervorgehoben worden ist, — in einer verhängnisvollen Agrarpolitik begründet. Es ist deshalb keineswegs erstaunlich, daß mit der Abkehr von dem ins Landwirtschaftliche übertragenen Manchestertum, das auch hier unter dem Banner der Freiheit den Schwachen an den Starken auslieferte, der Rückgang des kleinen Besitzes stockt, um sich in der Folgezeit in das Gegenteil zu verwandeln. Die Zahlen, die wir für die Verteilung des deutschen Landbesitzes z. B. für die Zeit von 1882 bis 1907 besitzen, beweisen überzeugend, daß während dieser Periode nicht nur die Latifundien und die großen Güter, sondern auch die Betriebe der Großbauern zugunsten der mittel- und kleinbäuerlichen Betriebe zurückgehen.[12]) Wenn auch ein solcher Vorgang ohne die in dieser Zeit einsetzenden Bemühungen der Ansiedelungskommission wahrscheinlich nicht in Erscheinung getreten wäre, so beweist doch das Gelingen ihrer Bestrebungen, daß natürliche Vorbedingungen für die Aufrechterhaltung des Kleinbesitzes auf dem Lande bestehen. Es ist die höhere Rentabilität des mittleren und des kleinen Besitzes, was Viehhaltung, Geflügelzucht, Obst- und Gemüsebau anbelangt, welche die Existenz der kleinen Güter neben den großen selbst dort volkswirtschaftlich erstrebenswert macht, wo der Großgrundbesitz ihnen an Intensivität des Getreidebaues überlegen ist. Vor allen Dingen aber ist es die Erfahrung, daß ein Landareal mit Mittel- und Kleinbesitz weit mehr Menschen zu tragen vermag als ein gleich großes, das dem Großgrundbesitze dient, welche die Aufrechterhaltung der kleineren Betriebe in hohem Maße befürwortet.[13])

Mit der Behauptung und Fortentwicklung des ländlichen Mittel- und Kleinbesitzes ist wenigstens auf dem Lande dem Mittelstande, dem der marxistische Sozialismus keine Lebensfähigkeit mehr zutraut, die Existenz gesichert. Und die Zukunftsaussichten des Mittelstandes reichen über das Gebiet der Landwirtschaft noch hinaus. Läßt nicht das gewerbliche Leben, besonders im letzten Jahrzehnt, die Neigung zur Entfaltung eines neuen Mittelstandes deutlich erkennen? Ich erinnere hier beispielsweise an das junge deutsche Kunsthandwerk und Kunstgewerbe, das, — indem es die künstlerische Durchdringung des Gebrauchsgegenstandes in den Mittelpunkt seiner Bestrebungen stellt, — einen bestimmten Teil der Ware der fabrikmäßigen Produktion entzieht, um sie der Hand einer schaffenden Einzel-

persönlichkeit zu überantworten. Daß der Kunsthandwerker Überlegenheit vor dem rein-mechanisch Arbeitenden besitzt und daß diese Überlegenheit auch in einem besonderen Standesbewußtsein zum Ausdruck kommen muß, ist wohl selbstverständlich. Aber nicht nur durch die Absonderung des Kunstgewerbes, schon im Rahmen der Fabrikarbeit selbst hat sich seit langem eine Differenzierung der Arbeiterschaft herausgebildet, die dem Überhandnehmen des Proletariats als einer homogenen, durch Besitzlosigkeit und Elend in gleicher Weise nivellierten Masse entgegenwirkt; ja es ist nicht zum mindesten die erfolgreiche Arbeit des praktischen Sozialismus gewesen, die diesen Verlauf mit herbeigeführt hat. Die materielle wie die soziale Lebensstellung des gelernten und des ungelernten Arbeiters unterscheiden sich schon jetzt derartig voneinander, daß wir in der Klasse des ersteren bereits den Beginn für einen neuen Mittelstand innerhalb des gewerblichen Lebens zu erkennen vermögen. Und hierzu kommt folgendes: Während auf der bisherigen und zum Teil auch noch auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe der Technik die Maschine viel dazu beigetragen hat, den Menschen als freien Schaffenden auszuschalten und selbst zu einem Maschinenteile zu erniedrigen, sprechen alle Zeichen dafür, daß die moderne Arbeitsmaschine, indem sie selbst an Vollkommenheit gewinnt, auch höhere Ansprüche an die geistige Leistungsfähigkeit des sie bedienenden Personals stellen muß. Je mehr nämlich die Maschine ihr durch den Menschengeist gesetztes Ziel erreicht, die menschliche Kraft grade von dem rohen und groben Teil der Arbeit zu entlasten, um so weniger wird rein-mechanische Hilfe, um so mehr aber der denkende Geist und die kundige Hand des Fachmannes für ihre Inbetriebsetzung erforderlich sein. Es ist deswegen zu erwarten, daß ein Mindestmaß von mathematisch-physikalischer Vorbildung, — das sich in zahlreichen Fällen zu einem ziemlich hohen Maß herauswachsen kann, — in Zukunft eine Vorbedingung für das Fortkommen der gewerblichen Arbeiterbevölkerung abgeben wird, eine Vorbedingung, der die Volks- und Fortbildungsschule immer mehr Rechnung tragen muß und bereits Rechnung zu tragen beginnt. Es ist nun psychologisch selbstverständlich, daß die höhere geistige Leistungsfähigkeit, die der gelernte Arbeiter teils durch die gesteigerten Anforderungen seines Berufslebens, teils durch die politische Erziehung seiner Gewerkschaft gewann, von ihm zur zielbewußten Verbesserung nicht nur der Lage des Arbeiterstandes im allgemeinen, sondern auch der eigenen Existenz im

besonderen benützt werden wird. Mit anderen Worten: Das Streben nach verbesserter Lebensführung und nach eigenem, wenn auch noch so bescheidenem Besitz wird sich in einer solchen Arbeiterschaft mit Sicherheit durchsetzen und muß sich als natürliches Bollwerk gegen eine rein-kommunistische Formulierung des Sozialismus erheben. Ich brauche hier nur auf die im Arbeiterstande bereits sehr ausgedehnte Eigenheimbewegung hinzuweisen, um den Beweis für die Richtigkeit dieser Meinung zu liefern.

Es wäre jedoch irrig, hieraus die Erschütterung des Sozialismus und seiner Zukunftsaussichten folgern zu wollen. Der Sozialismus ist eine aus tiefster Notwendigkeit und aus der innersten Natur des Menschen herausgeborene Weltanschauung und als solche keineswegs mit dem Kommunismus identisch, der sich uns als ein verschiedentlich versuchtes, aber im neuzeitlichen Leben nie recht geglücktes Wirtschaftsexperiment darbietet. Auch der Marxismus, welcher der Entfaltung des Sozialismus wichtige Dienste geleistet hat, vermag dessen ganzes Wesen und dessen zukünftige Entwicklung durchaus nicht zu umfassen. Das Wesen des Sozialismus aber besteht in der Verwirklichung der Idee, die den Einzelnen dem Ganzen unterordnet, die dem Individuum Opfer für die Allgemeinheit zumutet, dafür aber auch von der Allgemeinheit verlangt, den Einzelnen zu stützen und in ihm, — und sei er auch der Geringsten einer, — den Menschen und den Bruder zu ehren. In richtiger Konsequenz dieser seiner religiös-sittlichen Grundlage muß der Sozialismus jede Übertreibung des Eigentumsbegriffes und jede auf sie begründete wirtschaftliche Ordnung auf das schärfste bekämpfen. Das Recht des Einzelnen hat eben da seine Grenze, wo es das Recht des Ganzen zu verletzen beginnt. So läßt sich, um ein weniges von Beispielen zu bieten, das Besitzerrecht für das Latifundium, — ein nach den Begriffen römischer Gesetzgebung ganz einwandfreies Recht, — mit sozialen Grundsätzen nicht vereinen, da dieses Recht, wie wir gesehen haben, Volkskraft zersetzende Wirkungen ausübt. — Auch das Streben nach der genossenschaftlich geleiteten Fabrik, das sich hier und da in sozialistischen Kreisen bemerkbar macht, muß von dem eingenommenen Standpunkte aus folgerichtig genannt werden. Haben doch die großen Gewinnanhäufungen auf der Seite des Unternehmertums, die sich logischerweise aus Gewinnentziehungen auf der anderen Seite aufbauen mußten, überall zu sozial unhaltbaren Zuständen geführt.

Dagegen kann grade von den Anhängern der natürlichen Religion nicht genug betont werden, daß eine Tendenz, die jeden persönlichen

Besitz und jeden darauf beruhenden Unterschied der Lebensführung bekämpft, widernatürlich und darum verhängnisvoll ist. Wer die menschliche Natur kennt, wird sich klar darüber sein, daß grade die Aussicht auf besondere Ziele und besondere Erfolge ihre besten Kräfte in Bewegung setzt; aber diese Kraftentfaltung kommt nicht nur der Person des Strebenden, sondern auch der Allgemeinheit zugute. Sind es auch meist nicht geistige Werte, sondern das Ziel einer größeren Wohlhabenheit, das den einfachen Menschen zunächst zu gesteigertem Schaffen anspornt, so ist doch die Befriedigung dieses Wunsches überall die Vorbedingung für höhere Kulturentwicklung gewesen. Die geistig-seelischen Bedürfnisse erwachen, wenn die notwendigsten materiellen befriedigt sind. Das hat bisher jede Gesellschaftsordnung gezeigt, die bei Anerkennung des persönlichen Eigentums dem Überhandnehmen des Egoismus durch ein soziales Recht den Riegel vorzuschieben verstand. So liefert die blühende Stadt- und Dorfkultur des Mittelalters, welche die schroffen sozialen Gegensätze späterer Jahrhunderte nicht kennt, den Beweis dafür, daß Eigentumsstreben nicht notwendigerweise in Land- und Geldgier, noch Wohlhabenheit in Verweichlichung und Genußsucht zu entarten braucht. [14])

Es ist gewiß richtig, daß diejenige Wirtschaftsordnung, für die der Sozialist kämpft, auch Mittel und Wege suchen muß, um alle Arbeitswilligen und darüber hinausgehend auch die Unmündigen, die Kranken und Siechen vor bitterer Not zu schützen. Demgegenüber aber wird der alte Grundsatz, daß der Fleiß seine Krone und eine besondere Leistung auch ihren besonderen Lohn finden muß, nicht in Vergessenheit geraten dürfen. Ein sozialer Zukunftsstaat, der für all seine Glieder gleichmäßig sorgen, dafür aber auch keinem die Möglichkeit offenlassen würde, durch eigene Tüchtigkeit zu höherer Lebensstellung und besserer Lebensführung emporzusteigen, müßte gradezu erschlaffend auf die menschliche Energieentfaltung wirken. Die christliche Barmherzigkeit wie die weltliche Vereinswohltätigkeit, die sich beide nur zu häufig mit der Bekämpfung von Symptomen begnügen, anstatt einem sozialen Übel an die Wurzel zu greifen, haben bewiesen, daß Sorglosigkeit und Trägheit, ja Knechtssinn und Lüge die sehr häufigen Folgen einer allzu bereitwillig gewährten wirtschaftlichen Hilfe sind. Die Verstaatlichung der Produktionsmittel, die dem Sozialisten als die Lösung der sozialen Frage vorschwebt, wird also nur dann die auf sie gesetzten Hoffnungen befriedigen können, wenn

diese, — anstatt als das Aufhören des privaten Besitzes, — als die Oberhoheit des Staates in Erscheinung treten wird, welche ihm über das Eigentum des Einzelnen und jeder ihm untergeordneten Gemeinschaft vom Volke übertragen wird. Diese staatliche Machtvollkommenheit, die im Gegensatz zu dem veralteten politischen Nachtwächterideal des Liberalismus steht, muß stark genug sein, um alle Auswüchse in der Eigentumsbildung verhindern oder, wo diese in vorsozialistischer Zeit bereits erfolgten, rückgängig machen zu können. Da eine ungesunde Besitzverteilung zu Überfluß auf der einen und zu Elend auf der anderen Seite führt, beide aber in gleicher Stärke verderblich auf den menschlichen Charakter einwirken, so ist die Herstellung der rechten Harmonie im Wirtschaftsleben des Volkes nicht nur eine notwendige praktische, sondern auch eine hohe ethische Aufgabe des Staates, eine Aufgabe, durch deren Erfüllung er selbst zu einem gewaltigen Faktor bei der Entfaltung des Wahrhaft-Menschlichen wird.

Wenn es mir im Vorangegangenen gelungen sein sollte, zu beweisen, daß persönlicher Besitz und maßvolle Abstufung innerhalb solchen Besitzes die menschliche Energiebetätigung befördert, — wenn in diesem Sinne betrachtet auch der Mittelstand einer hochentwickelten menschlichen Gesellschaft unentbehrlich bleibt, so möchte ich jetzt noch ein anderes Moment für den letzteren geltend machen. Es ist der Mittelstand, der die notwendige Ersatzreserve für die leitende geistige Oberschicht eines Volkes liefert. Also selbst eine Oberschicht, eine Aristokratie, will man in den Zukunftsstaat hinüberretten! so höre ich gewisse Anhänger des Sozialismus an dieser Stelle entrüstet ausrufen. Ich antworte ihnen: Wenn auch der soziale Staat keine Aristokratie kennen darf, die durch Standesprivilegien, durch Anhäufung eines ererbten oder vielleicht gar spekulativ erworbenen Besitzes die anderen Elemente disharmonisch überrage, so wird doch in jedem Staatswesen die Entstehung einer Geistesaristokratie notwendig und deshalb wünschenswert sein. Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß angeborene Genialität dazu befähigt, alle dem Durchschnittsmenschen gesetzten Zwischenstufen der Entwicklung gewissermaßen beflügelt zu durcheilen, und daß es aus diesem Grund denkbar und möglich ist, daß geniale Köpfe aus der Menge des Volkes direkt zu den führenden Stellen menschlicher Kulturgemeinschaft emporzusteigen vermöchten. Aber ein solcher Vorgang ist ungeheuer selten. Wer die Geschichte der Menschheit denkend überschaut, der muß bemerken, daß auch beim kulturellen Aufstieg der

Einzelpersönlichkeit, dessen Höhepunkt das Genie ist, die Neigung zu stufenweiser Entwicklung vorherrscht. Es ist doch auffallend, daß die Mehrzahl der ganz großen, führenden Geister eines Volkes aus Familien hervorging, die entweder schon seit mehreren Generationen Kulturträgerinnen in einem höheren Sinne waren, oder bei denen zum wenigsten in der zuletzt vorangegangenen Generation die Tendenz zu kulturellem Aufschwung deutlich zu beobachten ist. Dies hat auch Lewes in seiner schönen Goethe-Biographie an den Vorfahren unseres großen deutschen Dichters, — und zwar väterlicher- und mütterlicherseits, — überzeugend nachgewiesen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auch an ein Genie im Reiche der Musik erinnern. Bach stammte aus einer Familie, die schon seit mehr denn einem Jahrhundert der Pflege der Musik eifrig ergeben war und die der Welt schon mehrere bedeutende schöpferische Kräfte geschenkt hatte, ehe sie diesen Ganz-Großen zum Leben erweckte. Man könnte in diesem Sinne sagen, daß ein Volk die Heranbildung einer geistigen Aristokratie zur Züchtung des Übermenschen brauche; aber dieses Wort ist so oft entstellend, ja nicht selten in einem ganz schändlichen Sinne gebraucht worden, daß der Sozialist besser auf seine Anwendung verzichten sollte. Anstatt von Übermenschen wollen wir daher von den führenden Geistern und den großen sittlichen Vorbildern der Menschheit sprechen. Diese aber stehen, in Widerspruch zu der weitverbreiteten Übermenschentheorie, nicht als schöne Wunder einer stumpfen Herde gegenüber (die ihrerseits nur als Dungmittel für das Genie Kulturwert besitzen soll), sondern sie wachsen organisch aus einem tüchtigen, mit reichen Kräften ausgestatteten Volke hervor. Niemals hätte ein Goethe aus einer menschlichen Herde hervorgehen, — niemals hätte er innerhalb einer solchen zu Ansehen gelangen können. Wie er seinem Volke notwendig gewesen ist, um dieses auf dem Wege zu reiner Kultur ein Stück weiter gelangen zu lassen, so hat selbst dieser einzigartige Mann das Beste seines Lebens, — nämlich die eigene geniale Veranlagung wie die Schaffensmöglichkeiten, die er vorfand, — der Mitarbeit seiner Vorfahren und seines ganzen Volkes verdankt. Diese ebenso natürliche wie soziale Auffassung vom Wesen des Genies sollte der Sozialismus vor den philosophischen Vertretern des Herrenmenschentums wieder zu Ehren bringen.

Dem Völkerpsychologen, der auf den Grund der Dinge zu sehen gewohnt ist, kann es nicht verborgen bleiben, daß gerade die höchste Blüte, welche

die Menschheit in dem Genie erreicht, auch ihre tragische Seite hat. Ist es nicht sehr selten, daß eine Familie, nachdem sie in einem Ganz-Großen ihre geistige Kraft quasi zusammengefaßt hat, noch Nachgeborene von nur annähernd gleichem Werte in die Wagschale der Kultur zu werfen vermöchte? Können wir nicht vielmehr häufig beobachten, daß die Familie eines dahingegangenen großen Mannes verhältnismäßig schnell entweder ganz erlischt oder aus dem Gesichtskreis der Nation verschwindet? Aber selbst wo der letzte Höhepunkt, die Genialität, nicht erreicht wurde, dafür aber durch Generationen hindurch bedeutende geistige Arbeit geleistet worden ist, sehen wir recht oft, wie die schaffenden Kräfte sich langsam verbrauchen. Will eine solche Oberschicht nicht zugrunde gehen, so bedarf sie einer allmählichen, aber stetigen Ergänzung aus d e n Schichten der Nation, die bereits selbst zu einer höheren Stufe menschlicher Kulturentfaltung emporgestiegen sind, sich aber im Gegensatz zu den rein geistig Arbeitenden noch eine größere physiologische Frische bewahren konnten. Diese Schicht ist eben der Mittelstand.

Die Erörterung der Themen Sozialismus und Besitz sowie Sozialismus und Mittelstand haben mehrfach das große ethisch-religiöse Problem unserer Zeit berührt, dessen Klarlegung das eigentliche Ziel dieser Arbeit ist. Wir wissen, daß dieses religiöse Problem wie alle Gebiete menschlicher Lebensführung so auch das moderne Wirtschaftsleben tief durchdringt; es wird Zeit, daß wir uns ihm wieder ganz zuwenden, indem wir die Frage aufwerfen: Was hat der Sozialismus bisher für die Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit, für die Darstellung des Göttlichen durch den Menschen geleistet, und welche Ausblicke eröffnen sich danach für die Zukunft? — Der Sozialismus, — dies können wir wohl als sein grundlegendes Verdienst bezeichnen, — hat endgültig mit dem Fatalismus gebrochen, der das Elend der industriellen Bevölkerung, das im 19. Jahrhundert ein volksverschlingendes zu werden drohte, als etwas Unvermeidliches, in einer natürlichen oder göttlichen Gesetzmäßigkeit Verankertes zu betrachten lehrte. Schon seine frühen Verkünder, die utopischen Sozialisten, haben, — wie wir bereits sahen, — den Glauben an eine bessere Zukunft wieder in die Massen getragen; dieser Glaube aber ist es, der auch den Unglücklichen Kraft zu mutiger Lebensführung verleiht, ja, der das Drückendste des Unglücks bereits aufhebt. Darüber hinausgehend hat der

praktische, moderne Sozialismus, — den unfruchtbaren Gedanken des Almosens beiseite schiebend, — die materielle Erlösung der Arbeiterschaft von dieser selbst abhängig gemacht. Er hat damit ihre geistig-seelischen Kräfte wachgerufen, die unter dem Drucke einer unentrinnbaren Not mit den physischen zu verkommen drohten. Er, der jeden Einzelnen zum Mitarbeiter an einem großen Werke und zum Mitstreiter für eine heilige Sache herbeirief, der auch dem schlichten Manne das so lang verlorengegangene Recht der freien Rede wieder erkämpft hat, belebte im Volke den alten deutschen Stolz, die Empfindung der menschlichen Würde, die doch ein wesentliches Merkmal der sittlichen Persönlichkeit ist. In diesem Sinne ist der Sozialismus eine höchst segensreiche Gegenströmung wider den Geist des Servilismus geworden, der, im Grunde im Gegensatz zu deutschem Wesen stehend, durch eine jahrhundertelang währende, unglückselige politische Entwicklung weite Gebiete unserer Kultur in seinen Bann geschlagen hatte. Auf den Servilismus als auf einen der gefährlichsten Feinde des Wahrhaft-Menschlichen gilt es an dieser Stelle einmal einen Blick zu werfen. Feudalismus, Hofleben und Militarismus sind die drei mächtigen Zwingburgen, die er sich in deutschen Landen errichtet hatte.

Die wahrhaft kulturhemmenden Wirkungen, welche die durch den Feudalismus geschaffene Hörigkeit auf eine Bevölkerung auszuüben vermag, wird keinem verborgen bleiben, der die Lebens- und Umgangsformen beispielsweise der friesischen mit denjenigen der ostdeutschen Landbevölkerung zu vergleichen vermag, — ganz besonders, wo die letztere zum bloßen Gesinde des Großgrundbesitzers herabsank. Es sei dahingestellt, wieweit die Vermischung mit der bereits in die Fesseln der Hörigkeit hineingezwängten slawischen Landbevölkerung im ostdeutschen Koloniallande den Boden für den Servilismus bereiten half, sicher ist, daß die hier überhandnehmende Adelsherrschaft ethisch verringernd gewirkt hat. Während ein freies Bauerntum allenthalben ein stolzes Kraftbewußtsein, ja eine gewisse Standesehre in seinen Trägern herausarbeitet, hat die Erbuntertänigkeit, — und zwar über die Zeit ihres formellen Bestehens fortwirkend, — auch bei einem an sich wertvollen Bevölkerungsmaterial die Entfaltung eines harmonischen, in sich selbst ruhenden und darum aus sich selbst wirkenden Menschentums sehr gehindert. Die anerkennenswerte Tüchtigkeit vieler Vertreter des deutschen Adels, der, — beispielsweise in Preußen-Brandenburg, wo er, durch einen kernigen Schlag vertreten, —

jahrhundertelang der Hauptträger des staatlichen Lebens war, vermochte doch in ihren Wirkungen die seelische Verkümmerung der bäuerlichen Bevölkerung nicht aufzuwiegen.

Wie in dem politisch verhältnismäßig einheitlichen Ostdeutschland der Feudalismus auf dem Bauernstande gelastet, so hat in dem zerstückelten Mittel- und Süddeutschland die Existenz der kleinen Höfe an der Kraft und an dem Werte des Bürgerstandes genagt, der in vorangegangenen Jahrhunderten bürgerlicher Freiheit so große Leistungen vollbracht hatte. Wer die Kulturgeschichte unseres Vaterlandes wirklich — und nicht nur der Oberfläche nach — kennt, der weiß, in welch knechtische Stellung noch am Ende des 18. Jahrhunderts selbst im freisinnigen Weimar das Bürgertum durch den allein daseinsberechtigten Adel herabgedrückt wurde.[15]) Mußten doch die beiden größten Dichter Deutschlands, nachdem sie ihrem Volke bereits unsterbliche Werke geschenkt hatten, erst durch das Adelsdiplom hoffähig gemacht werden. Innerhalb des Hofadels selbst aber hat das Buhlen und Intrigieren um Fürstengunst, kurzum das Hofschranzentum, die Entfaltung aufrechter Charaktere gewiß nicht begünstigt. Man soll es auch ruhig aussprechen, daß selbst die führenden Geister in unserem Volke niemals ganz ungestraft Hofluft geatmet haben. Daß Luther, um die Fürsten auf seiner Seite zu halten, die gerechte Sache der Bauern preisgab, ist bereits erwähnt worden; aber auch ein Goethe hätte in seinem Alter seinem Volke in noch ganz anderem Maße Mentor und Gewissen sein können, wenn sich nicht der steife Herr Geheimrat, die Exzellenz, hemmend zwischen ihn und die Seele des deutschen Volkes geschoben hätte. Karl v. Holtei, ein vertrauter Besucher im Hause des alten Goethe, hat diesen Eindruck, den so mancher Zeitgenosse empfunden, in seinen Memoiren mit der ihn auszeichnenden, absoluten Ehrlichkeit mitgeteilt. „Des Epimenides Erwachen", so etwa meinte er in den „Vierzig Jahren", hätte ein dem Hofleben fernstehender Goethe ganz gewiß nicht geschrieben.[16])

Mehr jedoch als Feudalismus und Hofluft hat in langen Generationen von Geschlechtern der Militarismus das Wachstum der freien, der mannhaften Seele bedroht. Überall nämlich, wo im Zeitalter des beginnenden Absolutismus die stehenden Heere ihren Einzug in ein Land hielten, brachten sie eine Organisation menschlichen Gemeinschaftslebens mit sich, deren Symbol die Pyramide ist, d. h. eine Konstruktion von Steinen, die dadurch zusammengehalten werden, daß einer auf den anderen drückt. Wohl mochte bei dem verfügbaren Menschenmaterial sowie bei dem besonderen

Zweck des Söldnerheeres, — als den man die ständige Bereitschaft zur bewaffneten Verteidigung von Fürsteninteressen bezeichnen muß, — diese Organisation die einzig mögliche gewesen sein. Aber indem sie vom Militärischen sehr bald in das Gebiet der Verwaltung übergriff und hier in einer seelenlosen Bureaukratie eine gleichwertige Ergänzung fand, hat sie allenthalben die Ausbreitung des Knechtssinnes begünstigt, am meisten natürlich in den großen Militärstaaten. Gewisse Geschichtschreiber, nach deren Betrachtungsweise die Erzielung schlagfertiger Armeen das höchste Ziel menschlicher Kulturleistung zu sein scheint, können die in der Tat bedeutenden heeresorganisatorischen Leistungen eines Friedrich Wilhelm I. gar nicht genug preisen. Die wahrhaft erniedrigenden Wirkungen, die dabei auf die menschliche Persönlichkeit ausgeübt worden sind, werden von ihnen meistens ganz übersehen. Die Gewöhnung an Pflichterfüllung bis zum Äußersten ist kein Ausgleich für die zügellose Brutalität, die im Rahmen dieser Organisation den führenden Elementen gestattet, für den hündischen Knechtssinn, der den Dienenden darin zugemutet worden ist. Noch erinnere ich mich aus meinen Kindheitstagen, wie sehr die im Schulunterricht geltende Wertung der kulturellen Leistung des Soldatenkönigs meinen innersten Widerspruch erweckte, und wieviel Hochachtung ich vor einem meiner späteren Lehrer empfand, der bei Behandlung dieses Geschichtsabschnitts einmal die Frage aufwarf: Wie ist es möglich, daß ein Mann, der sich wie dieser König so ganz als Christ fühlte, betend vor seinen Gott zu treten wagte im Bewußtsein der teuflischen, menschenerniedrigenden Strafen, die in seinem Heere täglich zu Anwendung kamen? — Meine später erworbene Überzeugung, daß Handlungen, die den Nächsten menschlich entwerten, mit religiöser Gesinnung nicht vereinbar sind, hatte hier schon ihren Mund gefunden. Es soll ja nicht vergessen werden, daß die Skrupellosigkeit und Brutalität der Zeit auch die Härte und Wildheit eines Friedrich Wilhelm I. bis zu einem gewissen Grade entschuldigen; auch sei es ferne von uns, den Stab über einen Mann brechen zu wollen, der, wenn er auch so gar nichts getan, um sein Volk seelisch zu adeln, doch in der materiellen Fürsorge für dasselbe redlich bemüht gewesen ist. Dagegen sollte man endlich damit aufhören, einen Herrscher, der, rein zeitlich betrachtet, Nützliches, für die Dauer jedoch ganz Unhaltbares geschaffen hat, jeder neuen Generation als Vorbild hinzustellen. Die Jugend unserer Zeit braucht andere Vorbilder, um an ihnen wachsen zu können.

Geben wir es offen zu, daß auch die auf den eigenen Sohn ausgeübte erziehliche Wirkung von den gelehrten Lobrednern eines Friedrich Wilhelm I. recht mißdeutet worden ist. Was Friedrich der Große ward, das ist er sicher nicht durch, sondern im Gegensatz zu seinem Vater geworden, der allen geistigen Werten Verständnislosigkeit, ja offenen Hohn entgegenbrachte. Dagegen stehen die Mängel, die auch dem ganz einzigartigen, großen König anhaften, — nämlich die sich gelegentlich bis zur Härte steigernde Starrheit seines Gemüts, — in einem kausalen Zusammenhange zu den Erlebnissen und Eindrücken seiner wahrhaft qualvollen Jugendzeit. Der neue kulturelle Einschlag, den ein Friedrich II., — der auch militärisch den Vater so weit überragte, — seinem Heere brachte, war das Prinzip der Ehre, das er in seinem Offizierkorps — und über dieses hinausgehend — auch in der Beamtenschaft zur Geltung zu bringen wußte. Aber die Tatsache, daß die Propaganda dieser Idee nur für die Oberschicht in Betracht kam und daß sie auch hier nur von einer Elite ihrem innersten Wesen nach erfaßt wurde, erklärt die schweren kulturellen Mängel, die dem altpreußischen Staatswesen trotzdem verblieben. Selbst ein Mann wie Lessing, der durch seine „Minna von Barnhelm" den Beweis geliefert hat, daß er für die große Seite des friderizianischen Militarismus tiefgehendes Verständnis besaß, nannte Preußen damals den sklavischsten Staat Europas. Es mußten eben erst in schwerer Zeit die dem Geiste des Servilismus entsprossenen Institutionen zusammenbrechen, damit ein höheres Menschentum, von ihnen befreit, wieder zur Entfaltung kommen konnte. Und täuschen wir uns nicht. Noch heute liegt das knechtische Preußentum, das in den Traditionen eines Friedrich Wilhelm I. wurzelt, mit dem königlichen Preußentum seines wahrhaft menschlichen Sohnes im Kampfe. Sind es nicht grade die subalternen Naturen in Heer und Beamtenschaft, ja in der gesamten Bevölkerung, die sich an Drill und äußerliche, seelenlose Disziplin anklammern, weil ihre hohle, wertlose Persönlichkeit ohne solche Mittel niemals zu Ansehen gelangen könnte? Ist es nicht der alte Servilismus, der sich immer wieder in den nicht auszurottenden Soldatenmißhandlungen Luft macht, — der in den blöden Schnauzereien der kleinen Bureaus seine jämmerlichen Triumphe feiert? Ist es nicht Servilismus, der Menschen dazu bewegt, mit verschränkten Armen und spöttisch lächelnden Mienen zuzuschauen, wenn unglückliche Frauen von ihren brutalen Männern beschimpft oder geschlagen werden, — wenn rohe Eltern unter dem Deckmantel einer

schneidigen oder bibelstrengen Erziehung ihren Jähzorn an wehrlosen Kindern auslassen? — Ist es nicht der Geist des Servilismus, der in Gestalt der knechtischen Trinksitten selbst in den feinen Kasinos sein widerliches Wesen breit macht, — der als „Korpsgeist" oder als streberhafter Vorgesetzter in den Beamtenkollegien das Recht der freien Meinungsäußerung verkürzt, der den Mut zur Kritik, — ohne den eine Fortentwicklung überhaupt nicht denkbar, — dem Götzenbilde einer vorgeschriebenen Gesinnungstüchtigkeit dahin opfert? Wahrlich, nicht wer diese trübe Seite unserer Kultur beschönigt oder sie gar wegleugnet, sondern wer sie erkennt und bekämpft, erweist dem Vaterlande den besten Dienst. Unter den Bekämpfern des Servilismus aber steht der Sozialismus in vorderer Reihe. Er ist es, der wieder und immer wieder die Sache der Bedrückten und Entrechteten vertreten, der den Stummen im Lande einen Mund verliehen hat. Gegenüber der starren Pyramiden-Organisation des Militarismus brachte er in seinen Institutionen die auf Einsicht und Selbstzucht gestützte Ordnung freier Menschen wieder zu Ehren, deren Symbol der lebendige, aus Zellen gefügte Organismus ist. So hatte sie den Alten vorgeschwebt, als sie die Fabel vom Leib und den Gliedern als das Abbild menschlicher Gemeinschaft ersannen; so war sie in den ersten Christengemeinden in Erscheinung getreten; so hat sie auf deutschem Boden in den lebenskräftigen Organisationen des freien Bauern- und Bürgerstandes die Jahrhunderte überdauert. Was eine solche Organisation auch in unserer Zeit für die Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit zu leisten vermag, wird jeder erkennen, der ein dumpf und hoffnungslos dahinlebendes Proletariat mit einer Arbeiterschaft vergleicht, die durch das Leben in der Gewerkschaft zur überlegten Vertretung der eigenen Interessen und zur Teilnahme an den großen Fragen der Menschheit erzogen worden ist.

Wer dem hohen Verdienste Anerkennung zollt, das sich der Sozialismus als Bekämpfer des Servilismus einerseits, als Organisator im höheren Sinne anderseits um die Befreiung des Wahrhaft-Menschlichen erworben hat, der besitzt auch das Recht, auf die Gefahren hinzuweisen, die dem sozialistischen wie jedem anderen menschlichen Freiheitsstreben immer von neuem erwachsen. Sie bestehen darin, daß von Stürmern und Drängern der Bewegung mit der Ablehnung der hohlen oder zur Tyrannis gesteigerten Autorität die Verwerfung der Autorität an sich, — daß mit der Befreiung aus der Knechtschaft die Lösung aus der Zucht verwechselt werde. Grade

dem Zerrbilde der Freiheit, jener Fratze, die in den Schreckenstagen der Französischen Revolution der befreiten Menschheit hohnvoll entgegengrinste, sollte der Kämpfer für die höchste, die sittliche Freiheit, von Anfang an mutig ins Auge zu schauen lernen. Es ist gewiß, daß gerade der Sozialismus, — der doch die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze voraussetzt, — Kräfte gegen die Entfesselung des selbstherrlichen Ichs im eigenen Wesen trägt. Es ist auch einleuchtend, daß die Organisation einer Massenbewegung, wie sie der Sozialismus vollzogen hat und noch vollzieht, die fundamentale Bedeutung der Disziplin vor allen enthüllen mußte. Dennoch kann nicht bestritten werden, daß ein entarteter Individualismus, der, von der wirtschaftlichen Zeitströmung ausgehend, im vorigen Jahrhundert auch das gesellschaftliche und das politische Leben der Völker Europas ganz durchsetzt hat, — und dessen letzte, schrecklichste Konsequenz der Weltkrieg ist, — auch an den Jüngern des Sozialismus nicht spurlos vorübergehen konnte. Es gilt daher die alte „Fritzische" Auffassung der sittlichen Persönlichkeit wieder in Erscheinung treten zu lassen, die, von Knechtsinn wie von Zügellosigkeit gleich weit entfernt, von der religiösen Bedeutung des Dienens so ganz erfüllt ist. Es ist doch einfach selbstverständlich, daß jede Organisation, wie sie auch immer gefügt sei, und welchem Zweck sie auch immer dienen mag, sich nicht nur aus gleichartigen, ja nicht einmal aus absolut gleichwertigen und daher gleichberechtigten Gliedern zusammensetzen kann, und daß aus diesem Grunde über- und untergeordnete Stellungen, Führung und Gehorsam immer zu den Grundtatsachen des menschlichen Gemeinschaftslebens gehören müssen. Schon der rein natürliche Unterschied der Jahre, der hier meist in der Verschiedenheit der Erfahrung und des Könnens zum Ausdruck kommt, verlangt eine Staffelung der Organisation. Als ebenso naturbedingte und daher notwendige Unterschiede müssen wir die Verschiedenheiten der geistig-seelischen Veranlagung betrachten. Wie die Natur nur einzelne mit Herrscherfähigkeiten ausstattete, so schuf sie eine Mehrheit, die ohne eine weise und feste Führung niemals zur glücklichen Entfaltung ihrer Fähigkeiten, niemals zu einer kulturschaffenden Tätigkeit gelangen könnte. Das Wort Carlyles: Nimmst du diesem oder jenem Menschen seine Abhängigkeit, so raubst du ihm seinen letzten Wert, — steht mit der praktischen Lebenserfahrung durchaus in Übereinstimmung. Aber auch die Befähigten, Selbständig-Denkenden sollten es verlernen, eine

durch die Notwendigkeit bedingte Abhängigkeit als Schmach zu empfinden. Nicht daß ich einem mir ordnungsgemäß Vorgesetzten zu Gehorsam verpflichtet bin, macht mich zu dessen Knecht; Knechtschaft beginnt erst da, wo dieser mich für seine selbstischen Zwecke mißbrauchen will, mich Handlungen begehen oder erleiden heißen darf, die meiner inneren Ehre widerstreiten. Das Recht der Zurückweisung einer solchen Tyrannenforderung, die Möglichkeit eines aussichtsvollen Protestes, das ist es, was der Sozialismus auch dem Geringsten erkämpfen helfen muß. Darüber hinaus aber bedürfen wir der religiösen Erziehung, die den Menschen von Jugend an daran gewöhne, in schweren Zweifelsfragen den Appell an das eigene Gewissen zu richten und die letzte Entscheidung, — selbst wenn sie äußerlich betrachtet zum Ungehorsam führen sollte, — allein von diesem entgegenzunehmen. Der alte Christenspruch: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, — darf für den religiösen Sozialismus seine Bedeutung nicht verlieren. Nur der religiöse Geist ist imstande, den menschlichen Abhängigkeitsverhältnissen das Drückende zu nehmen und sie von innen heraus zu adeln. Gerade die Auffassung des Menschendaseins als eines immerwährenden Dienstes im Weinberge der Gottheit schafft die innere Gleichheit der Menschen, vor der die äußeren Lebensunterschiede verblassen, — die niemals zur Phrase, zum leeren Schlagwort herabsinken kann. In solcher Erkenntnis sollte alle öffentliche wie alle private Jugenderziehung darauf bedacht sein, Charaktere heranzubilden, die fähig sind, mit aufrechter Seele gehorchen und mit innerer Demut herrschen zu können. Darum fort mit allem Servilismus auch aus Schule und Elternhaus! Fort mit den erniedrigenden Strafen, der öden Pedanterie, dem äußeren Drill, die bei allen Scheinerfolgen letzten Endes nur Brutalität, Duckmäuserei und Heuchelei begünstigen. Wir müssen uns klar darüber werden, daß die Gewöhnung an die körperliche Züchtigung, die ihren Grund nicht zum mindesten in den Forderungen der Bibel hat, ebenso wie deren Teufel-, Hexen- und Gespensterglauben verringernd auf das Menschengeschlecht gewirkt hat, da hierdurch die niederen Instinkte der Furcht gekräftigt worden sind. Der morgenländisch-asketische Geist, der im menschlichen Leibe den Sitz des Teufels und der bösen Begierden sah, deren Macht durch Schläge gebrochen werden muß, sollte endlich durch eine höhere natürliche Religiosität überwunden werden. Die Anhänger des Absolutismus, welche die Erziehung durch Prügel, die ihnen am bequemsten ist, da

sie keine Anforderungen an die Selbstbeherrschung des Erziehers stellt, als mannhaft empfehlen, werden schon durch unsere germanischen Vorfahren widerlegt, die sich klar darüber waren, daß die Gewöhnung an Schläge nicht die mannhafte, sondern die knechtische Gesinnung begünstigt. Wir wissen, daß das Recht der Goten verbot, den Sohn eines Freien zu schlagen, wenn er älter als sieben Jahre alt war, und ein Walther von der Vogelweide, gegen den der Vorwurf der Verweichlichung wohl nicht erhoben werden darf, wendet sich später gegen die Meinung, daß man „Menschen" durch Schläge erziehen könnte:

Nimmer wird's gelingen,
Zucht durch Ruten zwingen.
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort wohl mehr als Schlag.

Nur in dem Maße, in dem der Servilismus auch aus der Familie ganz verschwindet, wird diese dem jungen Geschlecht gegenüber ihre natürliche Autorität zu behaupten vermögen, — wird ihr die Kraft erwachsen, den Ansturm zurückzuschlagen, den ein mißverstandener Individualismus gegen ihre ewigen Rechte führt. Es ist ja ganz unsinnig, daß die erste und festeste Gemeinschaft menschlicher Persönlichkeiten, die Familie, jemals als Kulturfaktor überflüssig werden könnte. Es ist unsinnig, daß das reife Alter die Jugend nicht mehr verstehen und darum auch nicht leiten könnte oder was sonst noch von den Verfechtern des jugendlichen Selbstkultus der letzten Generation vorgeschwatzt worden ist. Wie die Jugend nicht nur physisch, sondern auch seelisch in ihren Eltern wurzelt, so ist sie wiederum diesen als Fortsetzung und als Vollendung des eigenen Wesens unentbehrlich. Trostlos die Jugend, die nicht liebend und verehrend zu ihrem Elterngeschlechte emporzublicken vermochte, — trostlos das Alter, das nicht eine ihm selbst entstammte Generation freudig über sich hinauswachsen sieht.

Aber nicht nur die Familie, auch die übrigen notwendigen Organisationen menschlichen Gemeinschaftslebens gilt es gegen eine falsche Auffassung der Freiheit nicht minder wie gegen den Knechtsinn zu schützen. Es ist vielleicht möglich, daß eine höhere Kultur bei planmäßiger Anwendung einer noch weit vollkommeneren Technik und bei noch kunstvollerer Organisation der Arbeit über die Notwendigkeit hinauswachsen könnte, eines Standes der persönlich Dienenden zu bedürfen. Dies ändert nichts an

der Tatsache, daß die heute bestehenden, in der kulturellen Notwendigkeit der Zeit begründeten persönlichen Dienstverhältnisse sich mit der menschlichen Würde vereinen lassen, solange Herrschende und Dienende eben „Menschen" sind.

Wenn die sozialistische Schriftstellerin Lili Braun, welche die an und für sich wünschenswerte Organisation der Dienstboten in einem aufreizenden Sinne betrieben hat, auf den unversöhnlichen Interessengegensatz hinweist, der zwischen Herrschaft und Angestellten bestehe, so befindet sie sich damit in einem Irrtum. Wie für manche Tochter des Volkes die Aufnahme in dem Haushalt einer wahrhaft gebildeten Familie zum Vorteil, ja geradezu zum Segen geworden ist, weil sie hier ein gutes Auskommen, Anleitung für ihre Berufsarbeit und Schutz gegen die sie bedrohenden Gefahren des Lebens fand, so ist auch das Interesse der höheren Stände an gesitteten, charaktervollen Angestellten außerordentlich hoch. Gar manches von gegenseitiger Achtung getragenes, durch ein Menschenleben bewährtes Bündnis zwischen Herrschenden und Dienenden bietet eine Widerlegung jenes angeblichen Interessengegensatzes dar, dessen Unversöhnlichkit gewöhnlich einzig in einem krankhaften Egoismus auf der einen oder der anderen Seite begründet ist. Angesichts der erfreulichen Erscheinungen auf diesem Gebiete wollen wir jedoch nicht übersehen, daß grade im Hinblick auf die Dienstbotenfrage die soziale Gesinnung noch ein tüchtiges Stück Arbeit gegen den häuslichen Servilismus zu leisten hat. Es ist und bleibt beschämend, wenn man noch in den letzten Jahren vor dem Kriege hören mußte, wie beispielsweise das japanische Dienstmädchen grade die Stellung in der deutschen Familie scheute, weil sie den herrischen Ton, der hier den Dienstboten gegenüber noch vielfach zur Anwendung kommt, als erniedrigend empfand. Welche Fehler man dem japanischen Volke auch sonst vorwerfen und wie sehr man sein politisches Verhalten Deutschland gegenüber verurteilen mag, — die sanften und heiteren Umgangsformen, die sein so wohldisziplliniertes, häusliches Leben kennzeichnen und die von den wirklichen Kennern Japans einstimmig gerühmt werden, beweisen eine kulturelle Überlegenheit, der das oft mit Unrecht hochmütige Europäertum nachzueifern allen Grund hätte. Grade auf Lebensgebieten, bei denen das Gesetz versagt, kann nur eine edlere Sitte reformierend wirken. Es muß auch bei uns so weit kommen, daß jede Art von Zügellosigkeit, — und sei es auch nur das fortwährende Schimpfen, — durch welche die häusliche Autorität ihre Macht den Heim-

genossen gegenüber mißbraucht, als Schande, nicht als Schneidigkeit betrachtet werde. So schwer es für die gegenwärtige Generation sein mag, ein Unrecht von Jahrhunderten wieder gutzumachen, so verpflichtend ist die Aufgabe. Es ist ja unbestreitbar: Je mehr ein Menschenmaterial Generationen hindurch daran gewöhnt worden ist, mit Püffen und Schnauzen zur Erfüllung seiner Pflichten angehalten zu werden, je mehr wird es dazu neigen, eine milde und menschliche Leitung mißzuverstehen, ja sie vielleicht mit erhöhter Unbotmäßigkeit zu beantworten. Da bedarf es der ganzen Festigkeit und Selbstzucht einer sittlichen Persönlichkeit, die Erfolg und Mißerfolg nicht an dem Maßstabe des Tages mißt, um bitteren Erfahrungen gegenüber die Geduld nicht zu verlieren; da bedarf es ihres nimmermüden Appells an die edleren Triebe der Seele, um die höchste religiöse Aufgabe zu erfüllen, die darin besteht, durch die Macht echten Menschentums echtes Menschentum zu erwecken.

Die Aufrollung der Dienstbotenfrage hat uns zu der besonderen Aufgabe des Sozialismus, zur Regelung des menschlichen Arbeitslebens, wieder ganz zurückgeführt. Ist das Wirken von innen heraus, die reformierende Kraft der sittlichen Persönlichkeit hier nicht wie überall die Vorbedingung für eie höhere Kulturentfaltung, und hat der moderne, realistische Sozialismus, der auf die Erfolge gesetzlicher und organisatorischer Maßnahmen oft allzusicher pocht, diese unwägbaren Werte nicht doch zu gering veranschlagt? Gewiß, der Klassenkampf, den das arbeitende Proletariat gegen den Kapitalismus führt, ist einer Notwendigkeit entsprungen; und Feigheit bedeutet es, einer solchen aus dem Wege zu gehen. Aber für die Art einer Kampfführung wird stets das Ziel entscheidend sein, das den Kämpfenden vor Augen schwebt. Da kann es nun nicht geleugnet werden, daß das alte Kampfesziel des Sozialismus, eine Grundlage höheren Menschentums für alle zu schaffen, das im Bewußtsein seiner frühen Vorkämpfer lebendig war und ihnen ritterliche Gesinnung und religiöse Inbrunst einflößte, im Realismus der späteren Zeit oft in Vergessenheit geriet und erst allmählich wieder an Bedeutung zu gewinnen beginnt. Es ist der starke Gehalt an Haß, den ein Karl Marx dem Klassenkampfe beizusetzen verstanden hat, der den religiösen Inhalt des Sozialismus gemindert und seine Kampfesweise verringert hat. Immer mehr hat sich unter seinem Einfluß die Gegnerschaft, die ehedem einem System galt, in Feindschaft gegen diejenigen verwandelt, die — oft mehr durch Schicksal als aus Neigung — zu Trägern

dieses Systems geworden sind. Man übersieht, wie beispielsweise der kleine Unternehmer oft mehr noch als seine Angestellten unter dem Moloch Kapitalismus zu leiden hat, und wie die Möglichkeit, im Schutze einer sozialeren Wirtschaftsordnung seinen kaufmännischen Beruf ausüben zu können, auch ihn zu einem glücklicheren Menschen machen würde. Und ist der ehrliche Wille, die Lage der arbeitenden Klasse zu bessern, den zahlreiche große Industrielle in unserem Volke bewiesen haben, nicht ein überzeugendes Argument gegen jeden generalisierenden Klassenhaß? Man kann der Meinung sein, daß nur der Aufbau von unten herauf sichere Garantien für die gesunde Entfaltung eines sozialen Zukunftsstaates zu bieten vermag, und man wird als aufrichtiger Mensch doch anerkennen müssen, daß zahlreiche auf Anregung oder durch die Mittel hervorragender Arbeitgeber geschaffene soziale Organisationen dem gegenwärtigen Geschlechte Hilfe gebracht und Tränen der bittersten Not getrocknet haben. Darf die Generation von heute der von morgen und übermorgen einfach aufgeopfert werden? — Ich meine, daß gerade die fortschreitende Entwicklung die Anhänger des Sozialismus zu der Einsicht führen müßte, daß die Gefühle des Hasses und der Empörung, die einer Bewegung wohl in ihren Anfängen besondere Stoßkraft zu verleihen vermögen, auf die Dauer verringernd auf die Kämpfer und dadurch auch schädigend auf deren Sache wirken.

Der Klassenkampf, wie ein Marx ihn erfaßt hat, ist, — um es kurz zu fassen, — zu sehr von Haß getragen, um als ethische Idee gelten zu können. Marx war keine warmherzige, keine liebreiche Natur; er konnte auch seinen Schöpfungen nicht den religiösen Geist verleihen, den er selbst nicht besaß. Wer sich in seine Schriften vertieft, der wird empfinden, wie oft die Gehässigkeit der Darbietung die Freude an den klaren, folgerichtigen Gedankengängen beeinträchtigt. Schon Marxens Vater beunruhigte diese Seite im Charakter seines Lieblingssohnes, und in Briefen, die an den damals in Berlin studierenden Jüngling gerichtet sind, wirft er einmal die Frage auf, ob den glänzenden, geistigen Anlagen seines Sohnes denn auch die Gaben des Gemüts entsprächen, ob sein Karl auch Herz habe. Vergegenwärtigen wir uns, um einen anderen Zeugen zu gewinnen, — den persönlichen Eindruck, den Marx auf einen seiner bedeutendsten Zeitgenossen gemacht hat. Es war Karl Schurz, ein Barrikadenkämpfer von 48, der mutige Befreier Kinkels, der auf einem demokratischen Kongreß in Köln den damals noch jugendlichen, aber schon berühmten Sozialistenführer

von Angesicht zu Angesicht gesehen. Er lernte ihn also da kennen, wo er in seinem eigentlichen Element war, in der politischen Debatte. Karl Schurz, — der später in Amerika in hohe Stellungen gelangte und in einem langen Leben seine wahrhaft freiheitliche und volksfreundliche Gesinnung bewiesen hat, — schildert in seinen Lebenserinnerungen den in Köln erhaltenen Eindruck wie folgt:

„Was Marx sagte, war in der Tat gehaltreich, logisch, klar. Aber niemals habe ich einen Menschen gesehen von so verletzender, unerträglicher Arroganz des Auftretens. Keiner Meinung, die von der seinen wesentlich abwich, gewährte er die Ehre einer einigermaßen respektvollen Erwägung. Jeden, der ihm widersprach, behandelte er mit kaum verhüllter Verachtung. Jedes ihm mißliebige Argument behandelte er entweder mit beißendem Spott über die bemitleidenswerte Unwissenheit oder mit ehrenrühriger Verdächtigung dessen, der es vorgebracht. Ich erinnere mich noch wohl des schneidend-höhnischen, ich möchte sagen des ausspuckenden Tones, mit welchem er das Wort „Bourgeois" aussprach, und als „Bourgeois", d. h. als ein unverkennbares Beispiel einer tiefen, geistigen und sittlichen Versumpfung, verdächtigte er jeden, der seiner Meinung zu widersprechen wagte." —

Soweit Karl Schurz. Es kann nicht wundernehmen, daß eine solche Kampfesweise, um so mehr, wenn sie auch von weniger bedeutenden Anhängern getreulich wiederholt wurde, nicht nur den Willen zum Widerstande in den Kreisen derer erhöhte, die durch Schicksal und Neigung zu den wirklichen Gegnern des Sozialismus gehörten, sondern daß sie auch der jungen Bewegung Feinde unter denen erweckte, die ihr zwar im Grunde gesinnungsverwandt waren, aber in dieser oder jener Einzelfrage von der marxistischen Auffassung abwichen. Und selbst auf die überzeugtesten Anhänger mußte die Kampfesweise eines Marx sowie sein allzu weitgehender Realismus ungünstig wirken. Hat auch die Logik und Gründlichkeit der marxistischen Lehre dem nach tiefer Erkenntnis verlangenden deutschen Geist reiche Befriedigung geboten, — unbefriedigt blieb das deutsche Herz, das, wie heftig es auch in Zorn und Haß aufzuflammen vermag, letzten Endes doch am meisten danach verlangt, lieben und verehren zu dürfen.

Doch nicht nur die verbitterte Gemütsart seines Begründers, auch ein Mangel seiner psychologischen Erkenntnis hat sich in der Folgezeit als verhängnisvoll für die ideelle Entwickelung des Sozialismus bewiesen. Wie

wenig vermögen doch die Menschen aus der Geschichte zu lernen! Auch die materialistische Geschichtsbetrachtung, die einem Marx eigentümlich war und die seinen Blick für Einzelzusammenhänge von verschiedenster Art so auffallend schärfte, hat ihm die letzten und höchsten Wahrheiten der Geschichte nur verhüllt. Zu den Offenbarungen, zu denen das Studium der Geschichte den Menschengeist zu leiten vermag, gehört nun sicherlich folgende:

Jeder Aufstieg, den die Menschheit bisher erhoffte, jeder materielle oder ideelle Kampf, der um dieses Aufstiegs willen von einer Gruppe innerhalb der Menschheit ausgefochten wurde, ist, wenn wir die Menschheit als Ganzes erfassen, auf die Dauer erfolglos geblieben, weil die Kämpfer für das Recht, sobald sie den Sieg errungen, ihre neue Machtstellung dazu mißbrauchten, dem eigenen anstatt dem allgemeinen Interesse zu dienen. So handelte der Adel, dessen Vorzugsstellung sich so lange rechtfertigen ließ, als sie der Verpflichtung entsprang, den Bauern in Zeiten dauernder Kriegsnot Schutz gegen den mordbrennenden Feind zu gewähren, — dessen Ansprüche aber hinfällig wurden, sobald die erwachende Landgier diese soziale Mission in ihr Gegenteil verwandelte. So handelte die Kirche, die ihre hohe Aufgabe, die Menschheit durch das geistige Band der Religion zu einen, durch die Herrschsucht ihrer Priester verriet. So handelte das absolute Königtum, dessen Machtvollkommenheit durch das hilfesuchende Volk bereitwillig anerkannt worden war, das aber, durch eben diese Macht verführt, in Eroberungs- und Verschwendungssucht endete. So und nicht anders handelte die Repräsentantin des Industrialismus, die Bougeoisie, gegen die Marxens ganzer Haß sich richtete. Ihre Schuld wiegt auf der Wage der Weltgeschichte noch schwerer als die der vorangegangenen Machtgruppen, weil sie mit der ihr eigentümlichen Form des Egoismus, der Geldsucht, die anderen Stände gewissermaßen infiziert, also die eigene Krankheit zur geistigen Krankheit der Zeit gemacht hat. Haben wir irgendeinen berechtigten Grund, anzunehmen, daß der vierte Stand oder seine Führer einmal anders handeln würden, wenn nach dem Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, an den Marx mit so großer Gewißheit glaubte, die Diktatoren des Proletariats die Männer der Stunde sein würden? Soll die Menschheit immer von neuem das Schauspiel betrachten müssen, das den Weg von der Unterdrückung zur Machtentfaltung darstellt und dessen letzte Phase die Entfesselung des menschlichen Raubtieres ist?

Das Studium der Weltgeschichte wäre allerdings eine trostlose Be-

schäftigung, wenn die eben skizzierten Gruppenbilder die einzigen wären, die sie uns zu enthüllen vermöchte. Daß neben der sebstischen Gruppe die sittliche Einzelpersönlichkeit sich entwickelt und im Laufe der Geschichte immer wieder durchgesetzt hat, daß solche Einzelne Wirkungen auf eine Mehrzahl ausgeübt haben, das allein gibt uns ein begründetes Recht, trotz allem an die Möglichkeit einer Höherentwickelung der Menschheit zu glauben. Betrachten wir im Geist die sittlichen Persönlichkeiten, d. h. diejenigen, die es fertiggebracht haben, ihr Leben anstatt dem Interesse dem Dienste der Idee zu weihen. Vergegenwärtigen wir uns die größten Namen unseres Volkes, einen Luther, einen Goethe, einen Bismarck, und jene Sterne zweiten Grades, Männer wie Lessing, Pestalozzi, den Freiherrn vom Stein und zahlreiche andere, die, weil weniger überwältigend durch ihre Größe, dem Volke als Ganzes menschlich noch näher stehen. Welches auch immer die Schwächen gewesen sein mögen, mit denen selbst diese Edelsten der unvollkommenen menschlichen Natur ihren Tribut gezahlt haben, von ihnen dürfen wir freudig bekennen: Sie haben das Ihre nicht gesucht! — Wo fanden sie das Bändigungsmittel für das selbstische Ich, das sich bei den anderen lähmend auf die Entfaltung der besseren, der gottentstammten Seele legte? Ich weiß hierauf nur eine Antwort: Diese Menschen besaßen Religion. — — Religion ist die Wiedervereinigung der Seele mit der ewigen Macht. Weil sie das Ewigkeitsgefühl verleiht, vor dessen Seligkeit die Freuden des Ichs verblassen, gibt sie die Kraft, die Begierde zu überwinden. „Religion ist die tragische Freude zu dienen." Ob die Einheit, in deren Dienst der religiöse Mensch sein Leben gestellt hat, Familie oder Staat, Vaterland oder Menschheit heißt, das bedeutet wenig gegenüber der Tatsache der sittlichen Persönlichkeit, die über sich selbst hinauswuchs. Und von ihr, — so zeigt uns die Weltgeschichte weiter, und das ist das Entscheidende für uns, — geht eine werbende Kraft aus; es ist die Kraft, die große Idee, von der sie selbst ganz erfüllt ist, in andere Seelen zu versenken, die nun durch diese Idee aufgerüttelt und zu gleichem Handeln fortgerissen werden. So hat die christliche Idee, von der ein Franz von Assisi völlig durchdrungen war, den von ihm gestifteten Bettelorden ganz erfaßt und ihn befähigt, durch Jahrhunderte hindurch gegenüber dem Blutsinn und der Machtgier der herrschenden Kirche den reinen Geist des Christentums in Erscheinung treten zu lassen. — So hat, um ein ganz andersartiges Beispiel zu bieten, die Hingabe an

den Staat, die im Gegensatz zur gewissenlosen Genußsucht seiner Standesgenossen die leitende Idee im Leben eines Friedrich II. war, eine Fortsetzung in seinem Offizierkorps und in seiner Beamtenschaft gefunden, deren Pflichttreue vorbildlich wurde und in deren besten Vertretern der Geist des großen Königs, befreit von den Grenzen des Persönlichen, noch heute fortlebt.

Welches sind nun die Lehren, die diese Tatsachen der Weltgeschichte denen zu bieten haben, die an die schwere Aufgabe herantreten, mit unvollkommenen und vergänglichen Menschen Vollkommenes und Dauerndes zu schaffen? „Gebt dem Volk Religion", so rufen sie ihnen zu. Machet sie ihm glaubhaft durch das werbende Vorbild der eigenen sittlichen Persönlichkeit! Nur aus der Überzeugung, eine ewige, göttliche Mission zu erfüllen, kann der Mensch die innere Kraft zu einer so gewaltigen Arbeit schöpfen, wie sie der Sozialismus zu leisten hat. Und der Sozialist hat ein Recht zu dieser Überzeugung. Er ist der Bekämpfer des zum Mammonismus ausgewachsenen Kapitalismus, dessen weltgeschichtliche Schuld, wie wir gesehen haben, darin besteht, daß er der Masse des Volkes, die er selbst ins Leben gerufen, keinen Platz an der Tafel des Daseins einräumte, daß er Raubbau an dem Köstlichsten, dem menschlichen Leben, getrieben hat. Besuchen wir im Geiste die moderne Industriestadt, nicht in ihren glänzenden, sondern in ihren düsteren Teilen, — betrachten wir die dort in Fülle vorhandenen elenden Wohnungen und die Menschen, die in ihnen hausen; nehmen wir als Ergänzung das hinzu, was uns die Hospitäler, was die Gerichtssäle über diese Menschen zu berichten wissen, und wir werden finden, daß Krankheit und Siechtum, daß Stumpfsinn und Verbrechen mit dem Wachstum des Elends immer gleichen Schritt halten. Das ist es, was die frühen Apostel des Sozialismus „die skandalösen Resultate der Industrie" genannt haben! — Wenn das schrankenlose Auswirken der egoistischen Interessen, für dessen rechtliche Anerkennung sich das Manchestertum einsetzte, diese Erfolge zeitigen konnte, wenn das die Harmonie des Wirtschaftslebens war, deren Herannahen es mit solcher Gewißheit prophezeite, — dann sind seine Lehren gerichtet; dann haben die recht, die dieser Harmonie auf dem entgegengesetzten Wege zustreben, auf dem des Gemeinsinns und der rechtsgestützten, sozialen Gerechtigkeit. Sie haben recht, auch wenn sie für den Sieg ihrer Ideen zu kämpfen bereit sind. Nicht umsonst hat die Entwickelungslehre, die mit unserm wissenschaftlichen auch

unser religiöses Denken beeinflußt hat, die ewige Notwendigkeit, die kraft- und lebensteigernde Wirkung des Kampfes vor uns enthüllt. Auch der Klassenkampf, dessen tiefe Notwendigkeit das Vorangegangene zur Genüge zeigt, widerspricht den ewigen Forderungen der Religion nicht; nicht gegen ihn, nur gegen die Gehässigkeit seiner Führung darf eine berechtigte Kritik des Sozialismus sich wenden. Denn diese Gehässigkeit ist es ja, die das Endziel des Kampfes gefährdet: Den Zusammenschluß aller früheren Gegner in der lebensvollen Organisation einer vollkommeneren Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Und hierbei gilt es noch folgendes zu bedenken: Auch die Tatsache des Weltkrieges darf uns nicht daran irre machen, daß das Wesen einer fortschreitenden Kultur darin bestehe, daß die Ausübung des Rechts die Anwendung der Gewalt in immer steigendem Maße zurückdränge. Im Rahmen der Nation, — und deren Grenzen sind weiter gezogen als in irgend einer vorangegangenen Zeit, — ist dieser Zustand, der in früheren Jahrhunderten unmöglich gewesen wäre, bereits erreicht. Daß innerhalb der Nationen und Nationenverbände weiter gekämpft wird, wissen wir alle; aber der Daseinskampf, der hier unter Ausschaltung der Gewalt mit den Mitteln des Rechts ausgefochten wird, geht mehr und mehr in den Begriff der Arbeit über. Die Arbeit, — das will sagen der Daseinskampf der sittlichen Persönlichkeit, — stellt so recht eigentlich das Reich des Sozialismus dar. Das Recht auf Arbeit, die Verpflichtung zur Arbeit, der Adel, den die Arbeit verleiht, das sind Ideen, die eine vorsozialistische Menschheit ihrer Mehrheit nach nicht zu erfassen vermocht hätte, und sie sind religiöser Art.[17]) Aber auch die höchste Form des Kampfes, die Arbeit, stellt wie alle vorangegangenen, primitiveren keinen Endzweck dar. Endziele sind vielmehr die Werte, die durch die Arbeit verwirklicht werden sollen. Soweit der Sozialismus als unverrückbares Endziel die Aufrichtung des sozialen Friedens und der sozialen Gerechtigkeit vor Augen behält, ist seine Arbeit den höchsten, den ewigen Werten gewidmet.

Die Verwirklichung der religiösen Idee im Arbeitsleben der Menschen, das ist das Wesen und das Ziel des echten Sozialismus.

Die natürliche Stufenleiter der religiösen Kultur.

Willst du den Perlentau der edlen Gottheit fangen,
So muß du unverrückt an seiner Menschheit hangen.
Angelus Silesius.

Als ich im dritten Kapitel dieses Buches auf die natürlichen Grundlagen der wahren Religion hingewiesen und den immerwährenden Gottesdienst gekennzeichnet habe, zu dem ihre tatfrohen Verkünder verpflichtet seien, da waren es zwei Erkenntnistatsachen, die uns mit dem Mute erfüllten, an die Erreichbarkeit solches Zieles zu glauben und unseren Willen stärkten, uns für die Lösung dieser Aufgabe einzusetzen. Die eine gipfelte darin, daß jene Vollkommenheit, der wir als Menschen noch fern sind, seit Anbeginn der Dinge als Wirklichkeit besteht, — daß sie im All in Erscheinung tritt, das, wo wir es als Ganzes ergreifen, sich uns als die ewige Harmonie, der ewige Sinn und die ewige Größe offenbart. — Die andere Erkenntnis schöpften wir aus der durch die naturwissenschaftliche Forschung gewonnenen Erfahrung, daß diesem ewigen und vollkommenen Sein des Alls das ebenso ewige, gesetzgetragene Werden seiner Glieder gegenübersteht, dessen Betrachtung zwar keine Bilder der Vollkommenheit entrollt, dafür aber ein unbeirrbares Streben, von niederen zu höheren Daseinsformen emporzusteigen. Diese beiden Grundtatsachen sind es ja, die im denkenden Geist eine zwiefache Überzeugung aufbauen: 1. daß der Mensch als lebendiges Glied der Gottnatur auch an deren eigentlichem Wesen Wahrheit und Liebe Teil hat, und 2. daß er als Einzelwesen wie als Gattung zu ihrer immer vollkommeneren Befreiung nur auf

dem Wege der Entwickelung gelangen kann. Alles, was den Menschen bei seinem Streben nach Vollendung vor anderen Lebewesen auszeichnet, ist die Gabe der Vernunft, eine Kraft, die er nicht auf übernatürliche Weise empfing, sondern die mit der Ausgestaltung seines Seelenorgans, des Menschengehirns, organisch in ihm erwuchs. Nur die Vernunft ermöglicht es dem Menschen, das Wesen der Gottheit, welches die Vollendung des eigenen Wesens ist, mit Bewußtsein zu erfassen; sie ist es also, die den instinktiven Entwickelungsdrang des Tieres in das bewußte Höherstreben des Menschen verwandelt hat. Daß die Vernunft, die der Seele die Fähigkeit verleiht, in große Zusammenhänge einzudringen, nicht mit dem Verstande verwechselt werden darf, dessen Gebiet die Wahrung des persönlichen Interesses ist, darauf werden wir im weiteren Verlaufe dieses Kapitels noch einmal hinweisen. Hier sei nur hervorgehoben, daß die höchste Forderung der Vernunft, als welche wir das bewußte Einordnen des Einzelnen unter das Ganze, des Individuums unter die Allgemeinheit, betrachten müssen, ebenso Frucht der reinsten Erkenntnis wie der tiefsten Empfindung ist. Das Rein-Vernünftige und das Wahrhaft-Menschliche, das sind Begriffe, die, — in diesem Sinne erfaßt, — ihrer Bedeutung nach zusammenfallen. Hieraus folgt, daß jeder Versuch, der die Tendenz in sich trägt, das Reich der Vernunft zu beschränken oder ihr Ansehen zu mindern, die Erniedrigung, ja letzten Endes die Vertierung des Menschen befürwortet.

Wie die Vernunft auf die letzten *Ziele* menschlicher Entwickelung hinweist, so erschließt sie auch das Verständnis für die *Wurzeln* des Menschendaseins. Sie zeigt uns den Nährboden, in dem unser Wesen das geworden, was es heute ist und dessen Preisgabe gleichbedeutend wäre mit dem Verzicht auf künftiges Wachstum. Aus der vernunftgemäßen Betrachtung der Grundlagen wie des Zieles menschlicher Kultur erwächst uns der Maßstab, an dem wir den Wert jeglicher Kulturentfaltung zu messen und auf ihre Echtheit zu prüfen vermögen.

Ist das *Ziel* der Kultur für uns festgestellt als das Emporwachsen der Menschheit zur Gottheit (die Entfaltung des Rein-Vernünftigen und des Wahrhaft-Menschlichen sind hierfür nur andere Bezeichnungen), so gilt es, noch einmal einen Blick auf ihre *Herkunft* zu werfen. Denn wie schlecht auch an diesem Maßstabe gemessen die menschliche Kultur bestehen kann, — zumal die gegenwärtige, die unter der seelenverringernden Herr-

schaft des Industrialismus und des Journalismus so sichtbar entartet ist, — so müssen wir uns doch fragen, auf welchem Wege der Besitz, den wir trotz allem in unseren Händen halten, errungen wurde. Wissen wir doch, daß jeder einmal erworbene Kulturbesitz, ob er auch für die Allgemeinheit vorübergehend geschmälert werden konnte, in der sittlichen Persönlichkeit fortlebt, und daß er von ihr aus seinen Weg zur Allgemeinheit zurückfinden wird.

Auch die Antwort auf die Frage nach der Herkunft der kulturgeformten Lebensführung hat dieses Buch bereits vorweggenommen; es hat die Erklärung für den natürlichen Werdegang des Menschlich-Guten geliefert, die uns nun in nachfolgendem zur Betrachtung der natürlichen Stufenleiter der religiösen Kultur hinübergeleiten soll. Schon aus der Seele der Kreatur, in der die Vernunft noch nicht die Klarheit des Bewußtseins erlangte, sahen wir in der hingebenden Liebe der Tiermutter einen Funken der ewigen Gottesliebe leuchten, und wir erkannten, daß aus der Steigerung, Ausdehnung und Durchgeistigung der ursprünglichen Empfindung jene Liebeskraft hervorwächst, die für die sittliche Persönlichkeit zum höchsten Lebenswerte wird. Familie, — Vaterland, — Menschheit, — so heißen unter Übergehung aller Zwischenstufen die unverlierbaren Werte, die in jahrtausendelangem, organischem Wachstum durch die bindende Kraft gottentstammter Liebe dem Chaos entrissen und zu Einheiten zusammengefügt worden sind.

Was bei ihrer Betrachtung unbedingt auffallen muß, ist die Tatsache, daß keine höhere Einheitsform die einfachere, aus der sie hervorging, aufhebt, sondern daß in allen übergeordneten Einheiten die ursprünglicheren nicht nur ungeschmälert fortbestehen, sondern sich noch beständig weiterentwickeln. Nichts kann besser als dieses das wahrhaft organische Wachstum der echten Kultur beweisen, die wie ein Eichbaum ihre Wurzeln um so tiefer in das nährende Erdreich senkt, je mehr ihre Krone dem Himmel entgegenstrebt. Unbildlich ausgedrückt lautet dieser Gedanke: Das wachsende Familien- und Stammesgefühl verringerte die Mutter- und Kindesliebe nicht, noch setzte die Vaterlandsliebe, — da, wo sie gesund auftrat, — die Liebe zur Familie herab. So wird auch die letzte, uns noch ferne Stufe der religiösen Kultur, der große Bund aller menschlichen Brüder, die nationale Einheit und alle in ihr ruhenden Werte weder aufheben dürfen noch können. Den Glauben an diese Einheit selbst, an die Möglichkeit

ihrer Verwirklichung hat die Tatsache des Weltkrieges nicht zu erschüttern vermocht. So hoch die Flut des Völkerhasses auch gestiegen, so furchtbar die Formen waren, in denen er Gestalt annahm, — so stark ist auch in Tausenden von Menschenseelen die Empörung über das Unwürdige der gegenseitigen Vernichtung geworden, so heiß wurde die Sehnsucht nach höheren, nach wahrhaft-menschlichen Zuständen.

I. Die Familie.

Die Familie, die, wie wir gesehen haben, als lebendiger Organismus in der staatlichen Einheit fortbesteht, ist heute wie einst der Urquell aller sozialen Empfindung. Wie das Einheitsgefühl, das in der Blutsverwandtschaft wurzelt, schon im Naturzustande die Glieder der Familie zu einem Ganzen verbindet und sie dazu erzieht, die egoistischen Interessen des Individuums dem Wohle einer Gemeinschaft unterzuordnen, so hat das gesittete Zusammenleben der Familie, das ein Produkt vieltausendjähriger Kultur ist, den ursprünglichen Altruismus fortgesetzt veredelt. Diese seelensteigernde Wirkung des Familienlebens ist zu allen Zeiten der menschlichen Gesellschaft als Ganzes zugute gekommen. Unübertrefflich und deshalb unersetzlich sind vor allem die Erziehungsmittel, die der Familie bei der Heranbildung des jungen Geschlechtes zu Gebote stehen. Sie ist es, die dem Kinde Gelegenheit gibt, höhere, seelische Fähigkeiten, wie Gehorsam, Ehrfurcht, Hilfsbereitschaft schon von früh auf zu üben, und zwar in einem Kreise, dessen Wesen es mit seiner noch schwachen Vernunft einigermaßen begreifen und mit seiner noch unentwickelten Seele fühlend schon ganz umfassen kann. Wohl wird ein gewisser Zwang bei der Erziehung des Menschenkindes, — zumal während der ersten Lebensjahre, — immer notwendig sein; ist dieses doch, — soll es künftig Kulturträger werden, — dazu genötigt, den vieltausendjährigen seelischen Entwickelungsverlauf seines Geschlechtes in der kurzen Spanne seiner Kindheit gewissermaßen zu durcheilen. Wie sollte da die feste, jeden Abweg vermeidende Führung der bereits gereiften, sittlichen Persönlichkeit zu entbehren sein! Aber gerade in der Familienerziehung mildert sich der Zwang durch die freiwillige Bereitschaft zur Unterordnung, die der Kindesliebe eigentümlich ist, und durch das unbegrenzte Vertrauen, mit dem ein Kind, — soweit es nicht durch falsche Erziehung verstört wurde, — seine Hände der führenden Elternhand entgegenstreckt.

Man wird hier vielleicht einwenden mögen, daß das moderne Leben mit seiner Unruhe und Hast, mit seiner Frauenarbeit und Wohnungsnot die hohe erzieherische Aufgabe der Familie in Frage gestellt habe, und daß es nun vielfach dem Interesse der Jugend entspräche, sie aus dem zerrütteten Heim in die geordnete Erziehungsanstalt zu überführen. Zugegeben, daß die angeführten Mißstände in der Gegenwart zahlreich bestehen, so sind es doch eben Schäden, die von außen an die Familie herangetreten sind, nicht aber in ihrem Wesen selbst wurzeln. Wohl besteht die Möglichkeit, daß die Bodenreform die Wohnungsnot, daß der Sozialismus die Erwerbsarbeit der Mütter und daß eine vertiefte Religiosität die zeitverschlingende, Heimleben zerstörende moderne Geselligkeit überwinden werden; aber es ist nicht denkbar, daß Erziehungsanstalten das echte Heim jemals ersetzen können. Trübe Erfahrungen, die man in der Anstaltserziehung bezüglich der Charakterentfaltung der Zöglinge gemacht, besonders dort, wo sie schon frühzeitig einsetzt, haben zu Versuchen geführt, die Anstalt in der Anstalt selbst zu überwinden, d. h. die Massenerziehung durch die Erziehung in kleinen, der Familie möglichst nachgebildeten Gruppen zu ersetzen. Gewiß werden diese Bestrebungen veredelnd auf das Erziehungswesen in den Internaten wirken, und zwar um so mehr, je mehr sie von frohen, selbstlosen Persönlichkeiten getragen werden; aber die Erziehungsanstalten in Heime zu verwandeln, dazu sind auch sie nicht imstande. Diese bleiben doch Surrogate, denen die beiden Grundtatsachen des echten Heimes fehlen: die Blutsverwandtschaft der Heimgenossen und die zärtliche Mühewaltung einer Mutter.

Auch der eingeschränkteren Ansicht, daß nämlich das Kind zwar in der Pflege des Heims verbleiben, aber seine hauptsächliche Erziehung durch die Schule erhalten müsse, möchte ich an dieser Stelle entschieden widersprechen. Ich vermeide es dabei, die zahlreichen Argumente, die gerade in der letzten Zeit für und wider die Heimerziehung gemacht worden sind, durch neue zu vermehren, sondern überlasse es der berufenen Feder eines allgemein hochgeschätzten Schriftstellers, die Sache des Heims zu führen. In seinen autobiographischen Aufzeichnungen „Meine Kinderjahre" hat Theodor Fontane verschiedentlich zu diesem Thema Stellung genommen und seine Meinung in nachfolgendem Ausspruch am kürzesten zusammengefaßt:

„Erziehung und Schule, bei vielen, was sie gemeinsam haben, sind doch

auch wieder zweierlei; die Schule liegt draußen, Erziehung ist Innensache, Sache des Hauses, und vieles, ja das Beste, kann man nur aus der Hand der Eltern empfangen. Aus der Hand der Eltern ist nicht eigentlich das richtige Wort, wie die Eltern *sind*, wie sie durch ihr bloßes Dasein auf uns wirken, — das entscheidet. — Es gibt so viele Dinge, die mit ihrem stillen, ungewollten, aber eben dadurch nur um so nachhaltigeren Einfluß erst den richtigen Menschen machen."

Wie stark diese allgemeine Auffassung in der persönlichen Erfahrung wurzelte, das erfahren wir aus den Schilderungen, die Fontane vom eigenen Elternhause entwirft, das, wenn auch keineswegs ein Bild unbedingter Vollkommenheit, so doch eine Pflegstätte sonnigen Kinderglücks wie künftiger menschlicher Tüchtigkeit gewesen sein muß.

„Ich hatte das Glück", so heißt es da an einer anderen Stelle dieses Buches, „in meinen Kindheits- und Knabenjahren unter keinen fremden Erziehungsmeistern, — denn die Hauslehrer bedeuteten nach dieser Seite sehr wenig, — heranzuwachsen, und wenn ich hier noch einmal die Frage stelle: „Wie wurden wir erzogen?" so muß ich darauf anworten: „Gar nicht und ausgezeichnet." Legt man den Akzent auf die Menge, versteht man unter Erziehung ein fortwährendes Aufpassen, Ermahnen und Verbessern, ein mit der Gerechtigkeitswage beständig abgewogenes Lohnen und Strafen, so wurden wir gar nicht erzogen; versteht man aber unter Erziehung nichts weiter als „in guter Sitte ein fröhliches Beispiel geben", und im übrigen das Bestreben, einen jungen Baum bei kaum fühlbarer Anfestigung an einen Stab in reiner Luft frisch, fröhlich und frei aufwachsen zu lassen, so wurden wir ganz wundervoll erzogen. Und das kam daher: meine Eltern hielten nicht bloß auf Hausanstand, worin sie Muster waren; sie waren auch beide von einer vorbildlichen Gesinnung; die Mutter unbedingt, der Vater mit Einschränkung, aber darin doch auch wieder uneingeschränkt, daß ihm jeder Mensch ein Mensch war. Noch weit über seine Bonhomie hinaus ging seine Humanität. Er war der Abgott armer Leute."

Keine theoretische Klarlegung der rechten Erziehungsmittel wird diese konkrete Schilderung eines echten Vaterhauses an Überzeugungskraft zu überbieten vermögen. Die Meinung, daß das Schlicht-Natürliche, also das Selbstverständliche und Ungewollte, der Heimerziehung den Vorrang über alle anderen Erziehungsformen sichert, muß gerade den Naturfrommen für die Fontanesche Auffassung der Erziehung besonders einnehmen. Das

Heim ist nichts Künstlich-Geschaffenes, es ist ein Stück Leben, und aus den Aufgaben, die ihm von selbst zufallen, aus der Arbeit, die es leisten muß, aus den Beziehungen, die es zu anderen Lebenszentren gewinnt (man denke beispielsweise an das Heim in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber und als Konsument), erwachsen ihm die besten Möglichkeiten, die junge Nachkommenschaft durch das Leben für das Leben zu erziehen. Je reicher die Aufgaben sind, die das Heim zu erfüllen hat, um so vollkommener kann es die beste, die wortlose Erziehung leisten. So wird das Leben auf einem Bauernhofe mit seiner Tier- und Pflanzenpflege, mit seinen Anforderungen an die Umsicht und an die Handfertigkeit der Heimbewohner im allgemeinen charakterbildender auf ein Kind wirken, als eine in der städtischen Mietskaserne verbrachte Jugend. Ein Glück, daß die mächtig fortschreitende Eigenheimbewegung auch für die Kinder der Stadt eine Bereicherung des heimischen Lebens herbeizuführen im Begriff ist!

Die hohe Wertung, die im Vorangegangenen dem Heime als dem ersten Erziehungsfaktor zuteil geworden ist, soll jedoch keineswegs als der Ausdruck einer Geringschätzung der Schule betrachtet werden. Daß gerade in unserer Zeit mit ihren hohen Anforderungen an die geistige Ausbildung der Menschen der Schule bedeutende, erzieherische Aufgaben zufallen, kann nicht bestritten werden. Und wer wollte vor allem der trefflichen deutschen Volksschule die Anerkennung versagen, daß sie sich dieser Aufgabe mit ebensoviel Einsicht wie Hingabe unterzöge? Welche schier unüberwindlichen Schwierigkeiten jedoch der Schulerziehung bei zerrütteten häuslichen Verhältnissen erwachsen, davon weiß gar mancher Lehrer ein Lied zu singen. Wenn Damaschke in seiner „Bodenreform" von dem Großstadtlehrer erzählt, der eines Anschauungsbildes bedarf, um den Kindern den Begriff des Vaterhauses klarzumachen, so beleuchtet er damit recht grell das Schiefe einer Auffassung, die von der Schule den Aufbau von sittlichen Grundvorstellungen verlangt. Die sittlichen Anschauungen, die in der Schule durch das Wort des Lehrers, durch die Lektüre, durch Dichterwort und Spruch gepflanzt werden sollen, verlangen ein Erdreich, in dem sie Wurzel fassen können. Es sind die aus dem Heim mitgebrachten, noch ganz einfachen, aber schon durch Lebenserfahrung gewonnenen Vorstellungen der Kinder, welche dieses Erdreich liefern. Das schönste Gedicht von der Mutterliebe, das im Lesebuch des Volksschülers steht, findet keinen Eingang in eine Kindesseele, die treue Mutterpflege nie verspürt.

Aber nicht nur um der Kinder willen sollen wir unsere Erkenntnis von der dauernden Unentbehrlichkeit der Familie und des heimischen Lebens hochhalten. Wissen wir doch, daß die Familie nicht nur die Jugend für das spätere Gemeinschaftsleben im Staate vorbereitet, sondern daß sie auch in den reifen Menschen die Fähigkeiten hierfür immer noch steigert. Mögen Skeptiker auch hier einwenden, daß die Familiennöte, insbesondere die Nahrungssorgen, die wenigstens im Volke und im Mittelstande mit dem Ausbau des Heims so eng verknüpft sind, lähmend auf bedeutende Persönlichkeiten gewirkt und ihre berufliche Leistungsfähigkeit verringert hätten. Ich erwidere ihnen: Die Sorgen, die das Schicksal unabänderlich mit der Behauptung der Familie wie mit der Wahrung aller anderen hohen Lebensgüter verknüpft hat, wiegen die Segnungen nicht auf, die bei einer tapferen Lebensauffassung diesen abgewonnen werden können. Die wirklich unbesiegbaren Nahrungssorgen jedoch, die allerdings verderblich wirken können, sind wiederum nicht in der Familie selbst, sondern in der unvollkommenen Organisation der menschlichen Arbeit begründet. Diese also, nicht die Familie, gilt es zu überwinden.

Es ist der Sozialismus, der sich die Aufgabe gestellt hat, dies wirtschaftliche Problem zu lösen. Wenn auch die Verstaatlichung der Produktionsmittel denjenigen Weg darstellen mag, der am sichersten zu diesem Ziele führt, so steht doch die Auflösung der Familie (denn eine Vergesellschaftung der Familie ist ein Widerspruch in sich selbst) außerhalb des vernunftgebotenen Strebens. Es ist der Radikalismus eines Marx, der in zahlreichen Schriften, besonders in der „Heiligen Familie", gegen die bisherigen Formen des Ehelebens Stellung nahm, der leider in den Kreisen des Sozialismus der wohlbegründeten Auffassung von der dauernden Bedeutung der Familie vielfach noch entgegenwirkt. Wie unhaltbar eine Tendenz ist, welche die Preisgabe der Familie befürwortet, zeigt am besten Marxens Leben selbst, das in diesem Punkte eine praktische Widerlegung seiner Theorie ist. Wie echte Frauenliebe seinen Jugend- und Mannesjahren Glück und Glanz verliehen, — denn der zarten und verständnisvollen Neigung einer Jenny von Westphalen hat sich selbst das starre Gemüt eines Marx nicht unzugänglich gezeigt, — so hat die kindliche Liebe der Tochter [1]), ihre treue Fürsorge, ihre geistige Mitarbeit am Werk des Vaters die einzigen versöhnenden Strahlen über den sonst so sonnenlosen Lebensabend des heimatfernen Greises gebreitet. Wenn ein gütiges

Geschick den Begründer des modernen Sozialismus davor bewahrt hat, einen Mangel in der Theorie bis in die letzte Konsequenz vertreten zu müssen, so sollten die zu höherer Entwickelung fortschreitenden Sozialisten um so eher bereit sein, in der persönlichsten und heiligsten Angelegenheit ihres Lebens der Stimme der Natur über jeder Menschensatzung zu vertrauen. Natur hat durch die Gattenliebe die Grundlagen für die Ehe, durch die Eltern- und Kindesliebe diejenigen für die Familie geschaffen; Aufgabe der religiösen Kultur ist es, die durch Natur gebotenen Elemente zu formen und zu veredeln.

Der Schutz, den um dieser Erkenntnis willen der Sozialismus der Familie angedeihen lassen sollte, ja mehr noch die kulturelle Vollendung, die er ihr schuldet, muß für die gesamte Lebensentfaltung bedeutungsvoll werden. Die Familie ist ja nicht nur die Grundlage aller sozialen Kultur, sie ist auch ihre notwendige und für alle Zeiten wünschenswerte Ergänzung. Da der Sozialismus den Menschen vor allem als Glied der Gemeinschaft auffaßt und seine Fähigkeiten und Kräfte vorzüglich auf das Ziel der großen gemeinschaftlichen Leistung einstellt, so muß er notwendigerweise *eine* Seite des menschlichen Wesens, diejenige nämlich, die nach individueller Gestaltung strebt, unbefriedigt lassen. Mag auch eine tiefeingeborene, göttliche Einheitssehnsucht den Menschen dazu führen, in den großen Formen wie in den letzten Zielen des Daseins Einheitlichkeit mit Seinesgleichen zu erstreben, so ist doch auch die Freude am Besonderen, am Rein-Persönlichen der Ausdruck einer reichen und vielgestaltigen Seele. Diese Forderung ist es, die in der Familie am ehesten ihre Befriedigung findet. Sie ist die Pflegstätte für eine Wesensbetätigung, die zwar nicht direkt der Allgemeinheit zugute kommt, ihr aber, weil sie die Persönlichkeiten reicher und tiefer gestaltet, indirekt unentbehrlich ist. Die urpersönlichste, das Individuum am tiefsten berührende Angelegenheit des Menschen, sein Liebes- und Eheleben, findet eben naturgemäß nicht in staatlichen Organisationen, sondern im Heime seine kulturbedingte Formung. Aber auch künstlerische Neigungen, geistige Spezialitäten dieser oder jener Art können diesen wärmenden Nährboden von Sympathie und Verständnis nicht entbehren, da sowohl die breite Oeffentlichkeit als auch die Vereinsamung ihre Lebenskraft untergräbt. So stellt die rechte Familie einen Hort des gesunden Individualismus dar.

Es darf gewiß nicht übersehen werden, daß durch die Zufälligkeiten der

Vererbung auch in der ursprünglichsten und vollkommensten Einheit, die wir Familie nennen, Lücken offenbleiben müssen. Daß die menschliche Seele eine ganz wunderbare Mischung von Kräften ist, da sie nicht nur Elternerbteil, sondern auch dasjenige einer langen Reihe von Vorfahren in sich birgt, — daran werden wir recht häufig durch ganz besondere Wesenszüge der einzelnen Familienglieder erinnert. Große seelische Verschiedenheit von Eltern und Kindern, von Geschwistern untereinander, sind alltäglich zu beobachten; sie stellen, wo die Verschiedenheit sich zur Gegensätzlichkeit steigerte, nicht geringe Anforderungen an den Einheitswillen innerhalb der Familie. Es gehört zu den schwersten, wenn auch erzieherischsten Aufgaben des Heims, angeborene Verschiedenheiten der Heimgenossen durch den Familensinn zu überbrücken, d. h. durch eine Liebe, die in der Einheit des Blutes wurzelnd, durch den sittlichen Willen lebendig erhalten bleibt.

Der Verzicht auf die volle Betätigung der eigenen Art, der hierbei dem Einzelnen hin und wieder zugemutet werden muß, kann durch die Freundschaft wesentlich erleichtert werden; sie ist es, die zumal von Menschen mit reichem Seelenleben als die notwendige Erweiterung und Bereicherung des heimischen Lebens gesucht und gepflegt wird. Wie tief das Freundschaftsverlangen in den Forderungen der Menschenseele begründet ist, sehen wir aus der Neigung, die schon das Kind für die Freundschaft bekundet, eine Neigung, die so zielsicher sein kann, daß Kinderfreundschaften sich nicht selten durchs ganze Leben bewähren. Wo aber ein Mensch in der Fülle seines Daseins steht, wo die besondere Lebensarbeit und die besondere, durch eigenes Denken erworbene Wesensrichtung aus dem Familiengliede die Persönlichkeit formte, da wird das Verlangen, durch die Freundschaft eine Stütze für die eigene Wesensart zu erwerben, geradezu unabweisbar. So ist es ein durch lange und tiefe Erfahrung gestütztes Urteil, wenn alle gesitteten Nationen Freundschaft als einen der höchsten Lebenswerte und ihre Pflege als ein Wahrzeichen der sittlichen Persönlichkeit eingeschätzt haben:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht nichts ihm an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann.
(Simon Dach.)

Höchstes Glück, wenn auch in den Ehen Freundschaft zu erblühen vermag, — wenn die Liebesleidenschaft, die nach ewigem Gesetz junge Menschen zum Ehebund zusammenführte, im Feuer des Lebens umgeschmolzen wird zu diesem innigen, seelischen Zusammenklang, der in den Wechselfällen des Daseins allein standzuhalten vermag.

Es gibt Menschen, die in der Pflege des Familien- und des Freundschaftslebens nichts anderes als ein Stück erweiterten Egoismus zu erkennen vermögen. Diese Menschen irren, da sie das Wesen des Individualismus mit dem des Egoismus verwechseln. Individualismus, — soweit er gesund ist, — erstrebt die Entfaltung der Besonderheit und führt, indem er das Individuum seelisch bereichert, auch zur Bereicherung der Gemeinschaft, in deren Dienste das Individuum steht. Egoismus dagegen sucht alle Güter des Lebens auf das Individuum zu konzentrieren und beraubt dadurch die Gemeinschaft, welcher er diese Güter entzieht.

Jede Einzelpersönlichkeit braucht die Gesellschaft und die durch Erziehung und Selbstzucht gewonnene Fähigkeit der Unterordnung unter dieselbe. Nur die Gemeinschaft vermag dem Individuum große Ziele und ein gesichertes Wirkungsfeld für sein individuelles Schaffen zu bieten.

Jede Gemeinschaft braucht unter sich verschiedene, möglichst reichentwickelte Individuen. Diese durch das Mittel der Organisation an den geeigneten Platz zu stellen, ist ihr eigentlicher Zweck.

In der rechten Verschmelzung, die den sozialen und den individuellen Forderungen des Lebens zuteil geworden, beruht das Geheimnis einer gesunden Kultur.

2. Das Vaterland.

Vom Vaterland als von der zweiten unverlierbaren Einheit der religiösen Kultur soll in nachfolgendem die Rede sein.

„Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben . . . . .", so hatte ein Marx sich geäußert, als er im Kommunistischen Manifest etwas selbstherrlich die Stellung des Sozialismus zur Frage der Nationalität entschied.

Das Ungeheuerliche, was für Menschen unserer Zeit in einer solchen Auffassung liegt, — eine Auffassung, die durch die gegenwärtigen An-

hänger des Sozialismus in Wort und Tat längst widerlegt wurde, — mildert sich, wenn wir der Entstehungszeit des Marxismus, der 48er Jahre und ihrer Folgezeit, gedenken. Nicht nur der Arbeiter, der Deutsche überhaupt, hatte damals kein Vaterland; und die wenig sympathische Verwaltungsmaschine, die, in zahllosen Einzelexemplaren übers deutsche Land verstreut, den Anspruch erhob, als solches gewertet zu werden, wurde auch von angesehenen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft vielfach mit Mißbehagen, wenn nicht mit Haß betrachtet. So wie dieser Staat nun einmal war, wie er unabänderlich zu bleiben schien, war er stets wie ein Meltau auf die Hoffnungen des deutschen Volkes gefallen. Hatte das jähe Verblühen der großen Völkerfrühlinge von 1813 und 1848, hatte die böse Reaktion, die beiden folgte, nicht den Beweis erbracht, daß die Staatsgewalt sich immer zum Büttel der freiheitlichen Ideen berufen fühlte? Für dasjenige nationale Ziel, dem der damals besonders verhaßte preußische Staat nach Überwindung der trübsten Zeiten dennoch zustrebte, für das Ziel der Wehrbarmachung des Volkes zum bevorstehenden Kampfe um die nationale Einheit, hatte man in dieser Generation wenig Verständnis. Die Siege von 1864, von 66, von 70 und 71 und die durch sie herbeigeführte Gründung des einigen Deutschen Reiches haben die bürgerlichen Achtundvierziger und ihre Nachkommen versöhnt. Bismarck, der gewaltige Baumeister des Reiches, hatte den Deutschen, die bis dahin in politischen Ruinen gehaust, in jenen Jahren ein stattliches Haus gezimmert, und indem er ihre bürgerlichen Wünsche erfüllte und ihnen einen politischen Wirkungskreis eröffnete, lud er sie ein, in dieses Haus zu kommen. So gewann das deutsche Bürgertum ein Vaterland. Der Versöhnung zwischen Bürgertum und Staat ist diejenige zwischen Staat und Sozialismus nicht gefolgt. Wohl hätte sich auch hier durch eine führende Persönlichkeit, die sozialistische Überzeugung mit nationaler Empfindung verband, ein Ausgleich finden lassen, und noch in den 60er Jahren hatte eine solche Persönlichkeit die Organisation der jungen, sozialistischen Partei in die Hand genommen. Es war Ferdinand Lassalle, den ein moderner Historiker [1]) einen der ganz wenigen ebenbürtigen Geister genannt hat, denen Bismarck auf seinem Lebenswege begegnet ist. Durch die Annäherung dieser beiden führenden Persönlichkeiten hatte sich in der Tat die Möglichkeit einer Eingliederung des Sozialismus in die staatliche Politik geboten; aber der frühe Tod Lassalles, der ein hochbedeutendes,

doch allzu kurzes Wirken jäh und abenteuerlich beendete, hat diese Hoffnung geknickt. Der Ausgang war um so tragischer, als die Gründung des neuen Deutschen Reiches, das die höchsten nationalen Wünsche befriedigte, den sozialen nicht nur keine Erfüllung, sondern schwere Enttäuschungen einbrachte. Der Vollkapitalismus, der sich bereits seit den 50er Jahren durch die ungeheuer gesteigerte Edelmetallproduktion in Deutschland vorbereitet hatte, trat durch die Milliardeneroberung erst ganz in Erscheinung; und die Gründerzeit, die auf drei siegreiche Kriege folgte, stellt eine Periode höchsten kapitalistischen Glanzes mit schwärzestem proletarischen Schatten dar. Durch die Geld- und Genußsucht der besitzenden Kreise, die sich damals ganz unverhüllt darbot, durch das steigende Elend der Arbeiterschaft, die nach dem Zusammenbruch zahlloser Schwindelunternehmen vielfach brotlos geworden war, gewann die vordem politisch unbedeutende sozialistische Partei schnell an Boden. Sie wurde nun ein politischer Machtfaktor, und zwar einer, der seinem Wesen nach den Staat als den Hüter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit feindlichen Blicken betrachtete. Für die relative innere Berechtigung dieses Standpunktes besaß ein Bismarck kein Verständnis. Hatte er sich nicht ehrlich um die Lösung der Arbeiterfrage im nationalen Sinne bemüht? Nur unverantwortlicher Starrsinn konnte an dem Mißlingen seiner Bemühungen schuld sein. Der Haß, mit dem der eiserne Kanzler den Sozialisten ihren Starrsinn vergalt, hat weite Kreise gezogen und Gegensätze verschärft, deren Milderung vom nationalen wie vom menschlichen Standpunkte aus so notwendig gewesen wäre. Das die Forderungen der Billigkeit verletzende Sozialistengesetz von 1878 und die Sozialistenverfolgungen, die unter seiner Herrschaft einsetzten, haben der jungen Partei Märtyrer geschaffen, ihren Zusammenhalt gefestigt, die Kluft zwischen Regierung und Volk vertieft. In den Sozialistenverfolgungen, die erst mit Aufhebung des Gesetzes im Jahre 1890 ein Ende fanden, sowie in dem seinem Ziele nach gesunden, aber mit falschen Mitteln und deshalb unglücklich geführten Kulturkampf hat die innere Einheit des Reiches, dessen äußerer Bau erst eben ruhmvoll gefügt worden war, schwersten Schaden gelitten. — Es bedarf neuer Geistestaten, um sie verjüngt erstehen zu lassen.

Soll nach dem Friedensschlusse, der diesem Weltbrande ein Ziel setzen wird, auch das Ziel des sozialen Friedens wirklich gefördert werden, so

gilt es vor allen Dingen Klarheit über die Momente zu gewinnen, die der organischen Eingliederung der sozialistischen Arbeiterschaft in den Staat so hartnäckig widerstrebt haben. Wir haben gesehen: die Sozialdemokratie erblickte bisher in der Mehrzahl ihrer Anhänger im Staate den politischen Vertreter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die zu überwinden sie sich berufen fühlte. Auch die Abkehr des Staates von der manchesterlichen Wirtschaftspolitik, seine zunehmende Sozialisierung, die in der sozialen Gesetzgebung wie in der sozialen Ansiedelungspolitik überzeugend zutage tritt, hat einen Umschwung der Meinungen im deutschen Arbeiterstande, — wenn wir das Ganze betrachten, — nicht herbeigeführt; denn diese veränderte Politik wurde meist von Persönlichkeiten getragen, zu denen die Sozialdemokratie im schärfsten Gegensatze stand, und baute sich auf Grundsätzen auf, die von denjenigen des dem Sozialismus geheiligten marxistischen Systems gänzlich abwichen. Man hat gesagt, Bismarck habe bei der sozialen Gesetzgebung den Stand gegen die Partei ausgespielt, d. h. durch die gewährte Staatshilfe die Arbeiterschaft von der Sozialdemokratie loszulösen versucht. Aber die Arbeiterschaft *wollte* ihre Partei, vermöge derer sie zu politischer Macht emporgestiegen war, nicht aufgeben; sie war auch zu selbständig geworden, um sich der patriarchalischen Tendenz zu beugen, die dem aufgeklärten Absolutismus gemäß *alles* für das Volk, aber *nichts* durch das Volk zu tun bereit ist. Wohl knüpfte diese soziale Gesetzgebung in den von ihr ins Leben gerufenen Organisationen nicht unwesentlich an die in der gewerkschaftlichen Praxis erworbenen Erfahrungen an, wohl war sie ihrem ganzen Wesen nach dazu geeignet, der Regierung das Vertrauen des Volkes zu erwerben. — Aber die eben geschilderte, unglückliche Konstellation brachte es dennoch mit sich, daß sie unter dem Protest der Arbeiterpartei ins Leben trat.

Auch die Staatssozialisten, denen unbedenklich ein Bismarck zugerechnet werden darf (man denke an sein an Gustav Schmoller gerichtetes Wort: „Ich bin eigentlich auch ein Kathedersozialist"), wollen die Hebung der niederen Stände aus dem durch den Industrialismus geschaffenen Elend; auch sie erstreben deshalb ihren Schutz gegen das ausbeuterische Kapital; auch sie sind an der Arbeit gleich den Gewerkschaften, — wenngleich auf anderem Wege, — den in seinen Wirkungen höchst unsozialen *freien Arbeitsvertrag* zu überwinden. Aber während der Partei-

sozialismus die Sozialisierung des Wirtschaftslebens durch die Verstaatlichung aller Produktionsmittel verwirklichen will, erstrebt der Staatssozialismus das gleiche Ziel unter Aufrechterhaltung des privaten Eigentums an Produktionsmitteln.

Während der Staat trotz seines prinzipiellen Gegensatzes zur Sozialdemokratie in seiner Arbeitergesetzgebung Anlehnung an bestehende proletarische Vorbilder nahm, — so ist die andere große Leistung des modernen Staatssozialismus, die Arbeit der Ansiedelung, sein eigenstes Werk. Es ist sein Verdienst, durch das Mittel der Ansielungskommission die Interessen des Mittel- und Kleinbesitzes erfolgreich vor dem Überhandnehmen des Großgrundbesitzes verteidigt zu haben. Auf die Vorteile und Nachteile dieser beiden Besiedelungsarten ist im vorangegangenen Kapitel bei Gelegenheit der Erörterung der Mittelstandsfrage bereits einmal hingewiesen worden. Es sind die großen Anbauflächen für Getreide und Hackfrüchte, die Aufrechterhaltung größerer Waldbestände, die Möglichkeit, neue, vollkommnere Methoden der Feldbestellung ohne ein zu schweres Risiko für den Besitzer ausprobieren zu können, die als die Vorteile des Großbetriebes betrachtet werden müssen; demgegenüber steht die höhere Rentabilität des Kleinbesitzes in der Viehzucht, im Gemüse- und Obstbau, sowie die durch ihn erzielte Förderung der Menschenzahl. Hieraus muß gefolgert werden, daß in dem richtigen Verhältnis der größeren Güter zu den kleineren, nicht aber in der Verdrängung der letzteren die erstrebenswerte Harmonie zu suchen ist. Diese erscheint bereits da gefährdet, wo der gewöhnliche Großgrundbesitz zum Latifundium auszuwachsen beginnt.[2]) In diesem Sinne hat (nach Damaschke) die 1888 ins Leben getretene Ansiedelungs-Kommission für Posen und Westpreußen bis 1912 rund 360 neue Dörfer geschaffen und in diesen oder in schon bestehenden Gemeinden 19 788 bäuerliche Familien angesiedelt. Neben ihr sind die Kgl. General-Kommission, sowie verschiedene private, aber von den Behörden unterstützte, gemeinnützige Gesellschaften an der Arbeit, Latifundien aufzuteilen und in Bauernland zu verwandeln.

Die Segnungen, die durch diese Arbeit des Staates dem deutschen Bauernstande und damit dem gesamten Vaterlande erwiesen werden, könnten allerdings noch weit umfassender sein, wenn nicht ein veraltetes, im römischen Kapitalismus wurzelndes Bodenrecht, den Erfolg der Bemühungen beeinträchtigte. Was nützt es, wenn mit Hilfe öffentlicher Gelder und unter

redlichster Mühewaltung staatlicher Diener, dem einzelnen Landmann zur eigenen Scholle verholfen wird, wenn ihm die Möglichkeit gelassen bleibt, mit reichem Gewinn weiter zu verkaufen und so dem Nachfolger von vornherein die Bedingungen für erfolgreiche Arbeit zu verderben? Wozu die staatliche Fürsorge, wenn der kapitalistischen Grundstücksspekulation doch der Weg frei bleibt, von ihren Hypothekenbanken aus, die finanziellen Grundpfeiler des Bauerngutes zu zernagen?

„Wir arbeiten an neuen Zielen zum großen Teil unter einem veralteten Recht", so faßte Freiherr von Gayl, der Führer der Landgesellschaft, die Summe aller derjenigen Hindernisse zusammen, die einer erfolgreichen Ansiedelungsarbeit entgegenstehen, und in ähnlichem Sinne urteilt, auf langjährige Erfahrungen gestützt, Otto von Gierke, Rechtslehrer an der Universität Bonn. [3])

„Nicht bloß die Gesundheit der ländlichen Verhältnisse", so führt er im 4. Heft der Bodenreform 1912 aus, „sondern die Erhaltung oder vielmehr, wie es leider heißen muß, die Wiederherstellung der Harmonie, in unserer gesamten Volkswirtschaft, hängt in erster Linie davon ab, daß wir dem Grundbesitz nicht länger das Recht des beweglichen Kapitals aufzwingen, sondern ihm das Recht gewähren, das mit ihm geboren ist."

Es ist das Verdienst des Bundes Deutscher Bodenreformer, in weiten Kreisen des Volkes Einsicht für diese Zusammenhänge erweckt zu haben, mit ihr aber belebte sich die Überzeugung, daß das deutsche Rechtsgefühl, das trotz aller, durch ein fremdes Recht erfahrenen Vergewaltigung noch stark genug geblieben, um neue Sprossen treiben zu können, dem deutschen Boden zu diesem seinem natürlichen Recht wieder verhelfen müsse.

Gerade die starke Einbuße an Volkskraft, die der Weltkrieg unserem Vaterlande brachte, hat die Notwendigkeit einer Stärkung und Sanierung des überlebenden Menschenmaterials in voller Deutlichkeit in das Bewußtsein der gesamten Nation treten lassen. Unter diesen Bedingungen gelang es Adolf Damaschke, dem kampferprobten Meister der Bodenreformer, im Verlaufe des zweiten Kriegsjahres die Kriegerheimstättenbewegung ins Leben zu rufen, deren Ziel, das Kriegerheimstättengesetz, den ersten Schritt zu einem neuen, deutschen, sozialen Bodenrecht darstellt. Unter Damaschkes Leitung wurde der „Hauptausschuß für Kriegerheimstätten" gegründet, dem sich binnen Halbjahrsfrist mehr denn 2000 selbständige Organisationen anschlossen, und der am 12. Juni 1915 seine Grundsätze für ein Reichsgesetz

zur Schaffung von Kriegerheimstätten niederlegte. Die Absicht des geplanten Gesetzes besteht darin, „dem heimkehrenden Krieger die Möglichkeit zu bieten, mit öffentlicher Hilfe im Reich oder seinen Kolonien eine Heimstätte zu erwerben, sei es zum Zwecke ländlicher oder gärtnerischer Siedelung, sei es zum Erwerb eines Wohnheims." [4])

Die einschneidende, wahrhaft reformatorische Bedeutung des Kriegerheimstättengesetzes, dessen Verwirklichung wir von der nächsten Zukunft erwarten, beruht vor allem in folgenden Momenten: Das Kriegerheimstättengesetz bricht mit der im römischen Recht wurzelnden und durch das Manchestertum befestigten Anschauung, daß der Grund und Boden wie eine bewegliche Ware zu betrachten und darum gleich allen anderen Handelsgegenständen unter das gemeine Warenrecht zu stellen sei. Es bringt im Gegensatz zu dieser verderblichen Rechtsanschauung die gesunde unserer Vorfahren wieder zur Geltung, die den Boden als den Besitz des ganzen Volkes wertet. Indem das Gesetz verfügt, daß die Heimstätte bei Aufgabe des Besitzes an die öffentliche Stelle zurückfällt, will es den jeweiligen Besitzer daran verhindern, sein durch die Hilfe der Nation erworbenes Grundstück zum Gegenstand der Spekulation zu machen. Es erstrebt also ein Recht, „das jeden Mißbrauch mit dem Grund und Boden, jede Überschuldung und jede Preistreiberei im Werte des Landes ausschaltet, jedoch die persönliche Verantwortung für gute Wirtschaftsführung in keiner Weise verringert." [5]) Schließlich sei nicht zu gering veranschlagt, daß die Bestimmung, die den Verkauf der Heimstätte von der Zustimmung der Ehefrau abhängig macht, der Frau einen rechtlichen Einfluß auf dem Gebiete des Lebens einräumen will, das doch von jeher als ihr eigentliches Recht betrachtet worden ist.

Was bezugnehmend auf Ansiedelungspolitik, Bodenreform und Kriegerheimstättengesetz gerade im Rahmen unseres bisherigen Zusammenhanges noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist dieses:

Der Boden ist das wichtigste Produktionsmittel; da er alle übrigen eigentlich mit umschließt. Man denke hierbei an die Erzeugnisse des Bodens: die Nähr- und Futtermittel, an das Holz sowie an die Bodenschätze: Stein und Lehm (ohne die kein moderner Hausbau), — an die Kohlen, Salze und Metalle (ohne die keine Industrie möglich wäre). Das letzte Ziel des sozialen Bodenrechts: die Verstaatlichung von Grund und Boden, — die eine Abgabe des Bodens an Private, jedoch unter

staatlicher Oberhoheit, keineswegs ausschließt, — würde also nicht nur eine Wiederbelebnug patriarchalischer Rechtsanschauungen darstellen, sondern ebenso sehr eine Annäherung an die Vergesellschaftlichung der Produktionsmittel, die das Grundprinzip des modernen Sozialismus ist.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß der Staat durch seine soziale Bodenpolitik eines Tages zum Marxismus bekehrt werden würde. Nichts liegt mir ferner, als eine solche Behauptung. Dagegen ist es einleuchtend, daß eine zielbewußt durchgeführte Ansiedelungs- und Bodenpolitik durch die einfache Logik der Tatsachen zu einem Ausgleich zwischen Staats- und Parteisozialismus führen müßte.

Und dieser Ausgleich wird durchaus nicht einseitig wirken. Das soziale Bodenrecht, das die Zukunft uns bringen soll, und dessen Vorbote uns schon in der Gestalt des Kriegerheimstättengesetzes winkt, wird dem Industriearbeiter ebenso wie dem Landmanne zugute kommen. Indem der Staat an die schlimmsten Geschwüre des Kapitalismus, an das Bauernlegen, den Bodenwucher, und die Mietskaserne seine Hand legt, gibt er dem gesamten Volke reell und ideell „das Vaterland" zurück. Wir dürfen es uns nicht verbergen, es liegt ein Stück Wahrheit, ein gut Teil Verzweifelung und eine schwere Anklage in dem anscheinend so trotzig klingenden Wort von dem Arbeiter, der kein Vaterland mehr hat. In seinem Werke über den Sozialismus schreibt ein Sombart:

„Es ist im gewissen Sinne richtig, daß der Arbeiter kein Vaterland hat. Er hat es nicht in jenem urwüchsigen Verstande der Verwachsenheit mit seiner Landschaft, wie es der Bauer hat. Der Proletarier ist ein wurzelloses Großstadtgewächs, ohne lokales Kolorit, ohne Bodenständigkeit, ein Allerweltskind. Er hat es aber auch nicht im Sinne einer Anteilnahme an eine Kulturgemeinschaft, weil in die dunklen Tiefen, wo er haust, nur wenig von der Kultur seines Vaterlandes hineinstrahlt. Wenig von der materiellen Kultur — „sein Vaterland liegt oft genug 6 Fuß unter dem Boden" hat man gesagt; oder man denke, was an nationaler Eigenart sich zu kleiden oder sich zu nähren in der Notdurft des Proletarierlebens sich noch äußern kann! — wenig von der geistigen Kultur: die Schätze der nationalen Kunst und Literatur sind ihm so gut wie verschlossen. —"

Man vergleiche diese Schilderungen, die, was die unteren Schichten der proletarischen Bevölkerungsklasse anbelangt, gewiß zu Recht besteht, mit jenem Mahnruf, durch welche zwei Jahrtausende früher ein Tiberius

Grachus das soziale Gewissen seiner Mitbürger aufzurütteln suchte. Im Plutarch, welcher uns denselben erhalten hat, lesen wir:

„Die wilden Tiere haben ihre Höhlen und Lager, aber den Männern, die für Italien kämpfen und sterben, ist nichts geblieben als die Luft und das Licht des Himmels. Heimatlos irren sie umher mit Weib und Kind. Sind es nicht eitel Lügen, wenn die Feldherren unsere Krieger zum Kampf ermuntern, indem sie dieselben auffordern, die Gräber ihrer Ahnen und die Altäre ihres Hauses zu beschützen? Sie kämpfen und sterben für die Üppigkeit und den Reichtum anderer. Sie heißen Herren der Erde und können nicht eine Scholle ihr eigen nennen!"

Was beide Gedankengänge, die, obwohl zeitlich so weit von einander getrennt, doch denselben Gegenstand, das Proletariat, behandeln, in gleicher Weise charakterisiert, ist die Überzeugung, daß das Volk mit der Lostrennung von der heimatlichen Erde auch seinen Anteil an der Kultur des Vaterlandes verloren hat. Volkstümliche Kultur ist zu allen Zeiten bodenständig gewesen.

Es gibt Menschen, die auf solche Ausführungen zu erwidern pflegen, daß das Elend des großstädtischen Proletariats ein selbstverschuldetes sei, daß auf dem Lande Arbeit in Hülle und Fülle winke, und daß die ausländischen Hilfskräfte, die vor dem Kriege alljährlich die landwirtschaftlichen Gebiete Deutschlands überfluteten, nur durch die tadelnswerte Landflucht einer arbeitsscheuen Bevölkerung notwendig und unentbehrlich geworden seien. Dem ist zu erwidern: Die Sehnsucht, die im Herzen des Landmannes stets lebendig war, und heute noch lebendig ist, besteht nicht darin, Dienstmann eines feudalen oder großkapitalistischen Grundherrn zu bleiben oder zu werden; sie besteht vielmehr in dem Wunsche, eine Scholle, die sein Pflug bearbeitet, als Eigen zu besitzen. (Eine Oberhoheit, die der Staat über einen solchen Besitz behielte, würde seinen Wert für den Bauern eher erhöhen als verringern, da diese ja allein imstande ist, ihn gegen den übermächtigen Feind: Kapitalismus, zu schützen.)

Wo immer in deutschen Landen die Möglichkeit für die Erfüllung dieses Wunsches bestehen blieb, da sind die Lockungen des städtischen Lebens an der Heimatliebe des Bauern zu Schanden geworden. Das deutsche Bauernhaus, — ob es nun das fränkische oder das thüringische, das niedersächsische oder das friesische ist, — liefert in seiner ganzen Wesensart den Beweis dafür, daß ein Volk, das selbst Herr über seine

Heimaterde geblieben, auch seinen Anteil an der heimatlichen Kultur bewahrt. Selbst das Gesinde, das auf dem Bauernhofe dient, das an seinem Tische ißt, in seinen Räumen wohnt, im Banne seiner Sitten und Gebräuche lebt, steht innerhalb des Rahmens dieser volkstümlichen Kultur. Wo aber durch eine verhängnisvolle Entwickelung die Menge des Volkes enterbt wurde, wo der Besitzlose, auch was die äußere Lebensführung anbelangt, durch eine Welt von dem Besitzenden getrennt wird, da ist es um die alte, ererbte Kultur des Volkes geschehen. Nur wo nach mühevoller Arbeit die soziale Gerechtigkeit wieder hergestellt wurde, kann auf dem gesunden Boden die Saat einer neuen nationalen Kultur frisch emporschießen.

Wenn nach dem Kriege, — wie vielfach erwartet wird, — der Strom der galizischen, polnischen und ruthenischen Erntearbeiter ausbleiben sollte, und die deutschen Landgüter auf inländische Kräfte angewiesen sein werden, so sollte man sich in Kreisen der Interessenten der Einsicht nicht verschließen, daß nur die Ansiedelung des Landarbeiters, die ihn selbst zum kleinen Landwirt erhebt, das Mittel darstellt, dem großen Gutsbesitzer zuverlässige Hilfskräfte zu gewinnen. Daß Vorschläge dieser Art von weitschauenden Grundbesitzern und nicht zuletzt von einsichtigen Gutsinspektoren gemacht worden sind, wird jedem, der mit ländlichen Verhältnissen vertraut ist, bekannt sein. Wo immer die Verwirklichung solcher Vorschläge mit sozialem Verantwortungsgefühl, — nicht lediglich aus dem Gesichtspunkte des eigenen Interesses, — in Angriff genommen werden sollte, würde dies nichts Geringeres bedeuten als die wirksame Hilfe der sittlichen Einzelpersönlichkeit beim großen Ansiedlungswerk des Staates.

Daß agrarische Bevölkerungspolitik im übrigen nur die Erhaltung der ländlichen Bevölkerung und ihre Mehrung aus sich selbst, nicht aber die Zurückführung der industriellen zum Ziele haben kann, möge hierbei noch besonders hervorgehoben werden. Das Stadtleben mindert körperlich und seelisch die Voraussetzungen, die für die erfolgreiche Berufsarbeit des Landmannes notwendig sind, und so kennt die Weltgeschichte kein Beispiel dafür, daß eine städtische Bevölkerung zur ursprünglichen Beschäftigung des Menschengeschlechts, zum Ackerbau, zurückgekehrt sei. Da die Industrie überdies einen immer noch steigenden Faktor im nationalen Wirtschaftsleben ausmacht, so ist auch keineswegs zu erwarten, daß ihr Verlangen nach Arbeitskräften in absehbarer Zeit erheblich ge-

mindert sein werde. Ja, ein solcher Entwicklungsverlauf wäre nicht einmal wünschenswert. So schwer wie unser Volk unter dem Industrialismus gelitten, d. h. unter einem System, das den ewigen, uralt heiligen Zweck der Arbeit: die Schaffung von Werten, durch das kapitalistische Arbeitsziel des Nur-Geldmachens zu verdrängen bestrebt ist, so wenig kann es die Industrie an und für sich (das will sagen, die durch die moderne Technik vervollkommnete gewerbliche Produktion), für seine zukünftige Entwickelung entbehren. Anstatt danach zu streben, die industrielle Arbeiterschaft in weitgehendem Maße der Landwirtschaft zurückzugeben, gilt es vielmehr dafür zu sorgen, der nationalen Industrie ihre Kräfte zu erhalten, diese aber durch das Mittel einer gesunden Bodenpolitik dem vaterländischen Boden und damit der vaterlädischen Kultur wieder mehr und mehr zu verbinden.

Wenigstens in ihren Frauen und Kindern muß die industrielle Bevölkerung den Weg zur Erde wiederfinden, zu jener Heimaterde, in der die Wurzeln aller Menschenkraft liegen. Ja es wäre höchst segensreich, wenn auch jeder Arbeiter in einem Heimgarten wieder Hausvater sein dürfte und in ihm Entspannung für die Kräfte des Leibes und der Seele fände, die zwischen den sausenden Rädern des Fabriksaales zur Untätigkeit verurteilt bleiben müssen. Der hohe ethische Wert des Familiengärtchens tritt schon überall in de Schrebergärten, den Vorläufern des Eigenheims, deutlich zutage. Hier hört man nicht die rohen Worte, sieht nicht die abstoßenden Handlungen, die auf der Großstadtstraße, in den Kneipen usw. zu den Alltäglichkeiten gehören. Alles Edlere und Zarte der Menschennatur, das unter der Öde des Daseins wie unter Schutt begraben lag, wagt sich nun hervor und findet in der liebevollen Pflege des Stückchens Heimaterde und in einem gesitteten Familienleben seinen zu Herzen sprechenden Ausdruck. [6]) Ist es nicht, als ob der Mensch, den eine verhängnisvolle Entwicklung von der Erde losriß, zurückkehrend einen neuen, durch die Sehnsucht geschärften Blick mitbringt, der ihn empfänglicher macht für alle Offenbarungen, die der Seele aus der Natur quellen!

Aus dem natürlichen Einheitsgefühl, das den Menschen mit den Gliedern seines Stammes verbindet, haben wir im zweiten Kapitel dieses Buches die Empfindung der Vaterlandsliebe abgeleitet, und wir wurden uns darüber klar, daß sie in dem Maße an Ausdehnung gewinnt, in dem die wachsende Erkenntnis sich der Notwendigkeit des Zusammenhaltens bewußt wird. Diese Erklärung muß jetzt eine Erweiterung und Ergänzung

finden. Patriotismus umfaßt ja nicht nur die Volksgenossen, sondern auch die Erde, in welcher diese wurzeln, er umfaßt sie beide in ihrer inneren Zusammengehörigkeit. In dem Worte Heimat hat dieser natürliche Zusammenklang seinen begrifflichen Ausdruck gefunden. Nur soweit die Regierung eines Landes der Menge des Volkes seinen Anteil an der Heimaterde erhält, oder diesen, — falls er bereits verloren ging, — wieder zurückerobert, erbaut sie Grundlagen für einen gesunden und dauerhaften Patriotismus.

Daß das Herrschergeschlecht der Hohenzollern zu allen Zeiten diese Aufgabe erkannt hat, daß es sich, — oft unter Überwindung höchster Schwierigkeiten, — für seine Lösung eingesetzt hat, ist der welthistorische Ruhm, den ihm kein Kenner der Geschichte abzusprechen vermag. Hierin in erster Linie wurzeln die Sympathien, die es so fest mit seinem Volke verbinden. Angesichts dieser Tatsache bedeutet es einen Irrtum, wenn in sozialistischen Kreisen vielfach die prinzipielle Verherrlichung der Republik gepflegt wird. Wenn die Geschichte auch beweist, daß in kleineren politischen Einheiten das Interesse des Volkes durch die republikanische Staatsform gefördert werden kann (man denke an die Stadt- und Bauernrepubliken des Mittelalters, an die moderne Republik der Schweiz), so spricht doch viel für die Meinung, daß in den großen Staaten die Monarchie die besten Garantien hierfür bietet. Überdies gilt es zu bedenken: Monarchie wie Republik sind politische Organisationen und können zum Sozialismus, dessen Aufgabe die wirtschaftliche Organisation ist, weder in einem Verhältnis des Gegensatzes, noch in dem der Übereinstimmung stehen.

Daß der Kapitalismus in der Republik seine üppigsten Blüten treiben kann, dafür bietet jene beispiellose Ausbeutung des Industriearbeiters, wie sie jahrzehntelang in den Vereinigten Staaten von Nordamerika betrieben wurde, und die politische Herrschaft der Finanzkreise, welche die französische Republik kennzeichnet, überzeugende Beweise. Andererseits ist es mit dem Wesen der Monarchie prinzipiell vereinbar,[7]) daß sie den Forderungen des Sozialismus in weitem Maße entgegekommt. Überhaupt legt die unvergleichliche Anpassungskraft, welche die Monarchie im Wandel der Zeiten bewiesen, Zeugnis von ihrer Lebenskraft, von ihrer inneren Vernünftigkeit ab. Das konstitutionelle Königtum der Gegenwart ist aus dem absoluten der Vergangenheit, dieses aus dem patriarchalischen der Vorzeit hervorgewachsen. Auch die gegenwärtige monarchische Form wird nicht der Er-

starrung verfallen sein, sondern die Kraft der Fortentwicklung behalten haben. Die Zeichen der Zeit aber sprechen dafür daß die nächste Stufe der Entwicklung soziales Königtum heißen wird. Über die Jahrtausende hinweg wird dieses seinem Ursprung die Hände reichen, und wie einst das patriarchalische, so wird auch noch in ferner Zukunft das soziale Königtum von den Völkern als der Hort des Friedens und der sozialen Gerechtigkeit geliebt und verehrt werden.

Das Vaterland, das ist die Quintessenz alles Vorangegangenen, — gehört gleich der Familie zu den unverlierbaren, den ewigen Werten der Menschheit. Wo der Patriotismus des Volkes in seinem eigentlichen Nährboden, der Vätererde, feste Wurzeln schlagen kann, da wird die reale Einheit am sichersten gefügt bleiben; aus ihr heraus jedoch erwächst in gesunder, fortschreitender Entwicklung die kulturell-ideelle Einheit der Nation. Über Marx hinausgehend haben die geistigen Führer des Sozialismus den Wert der Nation erkannt und ihn vor ihren Anhängern wieder zu Ehren gebracht. Es hat wahrlich nicht erst des Krieges bedurft, um die Sozialisten an die Rechte zu erinnern, welche die Nation über ihre Glieder besitzt. Wohl aber hat der Krieg ihnen Gelegenheit gegeben, Beweise dafür zu liefern, daß ihre oftmals im Parlament gegebene Erklärung, in Not und Tod zum Vaterland zu stehen, auf Ehrlichkeit beruhe.

Wie der wirtschaftliche Kampf des Sozialismus das Ziel verfolgt, den Enterbten des Volkes wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, ihnen die materiellen Bedingungen zu schaffen, ohne die Kultur nun einmal unmöglich ist, so ist er in seinen politischen Bestrebungen für die ideellen Güter der Nation immer eingetreten. Freilich sind es nicht Klerikalismus und Orthodoxie, sondern Gewissensfreiheit und persönliche Religion, die dem Sozialisten als höchste ideale Güter erscheinen, und nicht durch den Kultus des Krieges, sondern durch Heimatliebe im weitesten Sinne sucht er die Herzen der Jugend für das Vaterland zu begeistern.

So möge denn auch das schöne, viele Jahre vor Kriegsausbruch gesprochene Wort eines Sozialisten unsere Betrachtung über den ewigen, den religiösen Wert des Vaterlandes beschließen. Es ist Engelbert Pernerstorfer, der in einem in den „Sozialistischen Monatsheften" erschienenen Aufsatze also schrieb:

„Nicht dahin wollen wir bloß arbeiten, daß die Menschen menschenwürdig wohnen, sich nähren, sich kleiden usw., sondern daß sie durch Anteil-

nahme an der durch tausend Jahre aufgestapelten Kultur erst überhaupt Menschen werden, fähig, selbst Kultur zu haben und Kultur zu erzeugen. Jede Kultur aber ist national. Sie nimmt ihren Anfang im besonderen Volke und bietet in ihren höchsten Formen — und gerade in diesen am meisten — einen entschiedenen Nationalcharakter dar . . . . . Der Sozialismus und der nationale Gedanke sind also nicht nur keine Widersprüche, sie gehören notwendig zusammen. Jeder Versuch, den nationalen Gedanken zu schwächen, muß, wenn er Erfolg hat, den Reichtum des Menschengeschlechtes vermindern . . . . . Der Sozialismus will die Menschheit organisieren, nicht atomisieren. Im Organismus der Menschheit sind aber nicht die einzelnen Individuen, sondern die Nationen die Zellen. — So bekennen wir uns freudig zu unserer Nation und sind stolz auf ihre großen Ideen, sowie wir wissen, daß der theoretische Sozialismus selbst auch ein Werk deutschen Geistes ist. Die Völker sind trotz ihrer Wandlungen ewig, und um so größer, je mehr sie die Welt vorwärts bringen. —" [8])

3. Die Menschheit.

Wer die Nationalität als Bereicherung der Menschheit wertet, wer ein Volk um so höher stellt, je mehr es diese vorwärtsgebracht hat, der muß auch an die Menschheit selbst glauben, d. h. an die große, innere Einheit aller Vernunftbegabten, welche die begrenzteren Einheiten der Familie und des Vaterlandes überragend umspannt, selbst aber in der letzten und höchsten Einheit, der Gottheit oder dem All, ruht.

Nicht als Ergebnis theoretischer Betrachtung, als angeborene Seelenneigung, die wohl zeitweilig verdüstert, aber niemals ausgerottet zu werden vermag, bietet sich uns die Empfindung der Einheit alles Menschlichen dar. Das religiöseste aller Gefühle, das Mitleid, das durch den Anblick menschlichen Leidens entzündet, eine Abgrenzung zwischen Fremden und Volksgenossen nicht zuläßt, liefert einen überzeugenden Beweis von der Richtigkeit dieser Meinung. Auch die Kindesseele, die, ohne sich im geringsten durch Rassen- oder Nationalitätsunterschiede beirren zu lassen, jede Äußerung menschlicher Güte mit dem gleichen Vertrauen beantwortet, gibt Aufschluß über die Ursprünglichkeit der menschlichen Einheitsempfindung. In einem im September 1915 in der „Schlesischen Zeitung" unter dem Titel „Die Kinder und der Krieg" erschienenen, höchst beachtenswerten Aufsatze

weist Alexander von Gleichem-Rußwurm darauf hin, daß gerade der Verkehr der Soldaten mit den Kindern, der im Kriege in allen besetzten Gebieten so schnell beginnt, am ehesten dazu beiträgt, die Gefühle des Hasses zu mildern, mit denen die einheimische Bevölkerung die fremden Eindringlinge betrachtet. Es wäre ein Beweis geringer Ehrlichkeit, dieses Beispiel mit der Behauptung entkräften zu wollen, daß nur die Güte des deutschen Volkscharakters solche Beziehungen zu schaffen vermöchte. In vielen deutschen Familien, deren Tradition über ein Jahrhundert zurückreicht, ist die Erinnerung an den „guten Kosaken", der als Kinderfreund die Kleinen auf seinen Knien reiten ließ, noch lebendig. Wie es während der Franzosenzeit so mancher einquartierte feindliche Soldat verstanden hat, sich in den Herzen der Jugend und des einfachen Volkes ein gutes Andenken zu erwerben, das hat uns der schlesische Dichter Karl von Holtei in seinen Lebenserinnerungen „Vierzig Jahre" recht anschaulich geschildert.[1])

In dem eben erwähnten Aufsatze „Die Kinder und der Krieg" berichtet der Verfasser weiter, wie im jetzigen Weltkriege überall da, wo Kriegsgefangene an Einzelbesitzer zur Landarbeit abgegeben worden seien, das Verhalten der Kinder dahin gewirkt habe, den Gefangenen ihr Schicksal zu erleichtern.

„Liebreich umstehen sie die Fremden und suchen sich verständlich zu machen. Sie merken die Trauer der Heimatberaubten und lächeln ihnen zu, da wie dort. Die künstlichen Schranken von Haß und Mißtrauen, die das politische Geschehen eines Jahrhunderts von Nation zu Nation aufrichtete, sind für das Kind noch nicht vorhanden. Der Fremde, weithergekommen, ist ihm ein interessantes Forschungsgebiet, von dem sich Neues lernen läßt. Gleichzeitig erscheint er hilflos, denn er spricht anders und kennt auch die wichtigsten Dinge nicht, die dem Kinde wert und vertraut sind. Der Fremde ist also schutz- und belehrungsbedürftig, und das Kind übernimmt gern Schutz und Belehrung. Der menschenwürdigste Trieb — lehren und lernen — wird vom Fremden ausgelöst."

Die ahnungsvolle Empfindung von einer alles überbrückenden Zusammengehörigkeit der Menschen, die in der Kindesseele unbewußt lebt, ist von den großen Religionslehrern der Menschheit, unter denen Jesus der größte ist, frühzeitig in die Klarheit des Bewußtseins erhoben worden; denn nur durch diese Grundvorstellung wird die von ihnen aufgestellte, allgemein verpflichtende, religiöse Forderung der großen Menschenliebe verständlich.

Die Achtung vor dem Menschen als vor dem fleischgewordenen Träger des Gottesgeistes ist der Lebensnerv aller Religionen, die diesen Namen verdienen. Ihre Glaubenssätze, ihre Lehren und Bilder besitzen überhaupt nur soweit Wert, sind nur soweit verehrungswürdig, als sie Symbole dieser höchsten Wahrheit darstellen. Wenn das ewig junge Weihnachtsmärchen die Geburt des höchsten Gottessohnes (denn Gotteskinder sind ja alle guten Menschen), bei strahlendem Sternenlicht durch den Gesang der Engel verkünden läßt, so liegt ein tiefer Sinn in dem Inhalt ihrer Botschaft. „Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen", — das sind die goldenen Worte, die über dem Eingang des Heilandslebens prangen.

Wie ist es möglich, daß eine so einfache, geist- und herzgewinnende Botschaft, stets wiederholt, doch immer unerhört und unerfüllt durch zwei Jahrtausende hallen konnte?

Es sind vier Antworten, welche die grundsätzlichen Verteidiger des Krieges auf diese Frage zu bieten haben.

Der Krieg befreit aus der Landnot. — Er hilft durch die Beseitigung der Überzähligen die Lösung des Bevölkerungsproblems erreichen. — Der Krieg ist das Werkzeug der natürlichen Auslese. — Er ist der große Erzieher der Nationen. — So etwa lauten die Argumente, die wir in zahllosen Variationen als Beweis für die ewige Notwendigkeit des Krieges klargelegt zu hören gewöhnt sind. Die Auseinandersetzung mit diesen Argumenten, deren Unumstößlichkeit allerdings einer Widerlegung und Verneinung der höchsten religiösen Idee gleichkäme, wird daher den eigentlichen Inhalt dieser, — dem Menschheitsglauben gewidmeten Abhandlung, — bilden müssen. Wenden wir uns zunächst dem ersten zu.

Der Krieg, so verkündet man den Völkern, wächst aus Konflikten hervor, die unabänderlich zwischen den Nationen bestehen. Die Notwendigkeit, sich auszubreiten, die sich für jedes an Zahl zunehmende, aufwärtsstrebende Volk ergibt, muß zu Zusammenstößen mit den Nachbarvölkern führen, die entweder ihrerseits selbst ihre Grenzen auszudehnen streben oder wenigstens den nachbarlichen Ausdehnungsgelüsten entgegenzutreten gewillt sind. Weil unter allen Existenzfragen eines Volkes die Landfrage die wichtigste ist, und weil der Krieg die Möglichkeit schafft, die Landfrage durch das Mittel der Eroberung zu lösen, darum, — so behaupten seine Apostel, — werden die Völker niemals auf den Krieg verzichten.

Wenn die Bande, die den Menschen mit der Erde verknüpfen, die recht eigentlich die Einheit des Vaterlandes fügen halfen, in der Tat das große Hindernis darstellen sollten, an welchem die Verwirklichung der menschlichen Einheit zu Schanden werden muß, so wäre das Schicksal des auch hierbei zu ewigem Dualismus verurteilten Menschengeschlechts wahrhaft tragisch zu nennen. Es erscheint jedoch geboten, nicht allzu schnell Resignation zu üben, sondern die Behauptung des modernen Nationalismus erst auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Ist das Landproblem eines Volkes wirklich durch das Mittel der Eroberung zu lösen? Diese Frage ist es, für welche wir in Nachfolgendem eine Antwort suchen müssen.

Ob und wie weit Völker in vergangenen Zeiten ihr Landproblem durch den Krieg gelöst haben, soll uns hierbei nur vorübergehend beschäftigen. Bieten doch die Verhältnisse der Vergangenheit stets nur ein bedingtes Objekt der Vergleichung dar, da mit dem Wandel der kulturellen Lebensbedingungen, der sich unablässig vollzieht, auch die Voraussetzungen fürs menschliche Handeln, seine Mittel, ja die Ziele selbst geändert werden. In welcher Zeit wäre jedoch die Umwandlung eine so schleunige und zugleich so tiefgreifende gewesen, wie in der unsrigen?

Daß alle bedeutungsvollen Kulturvölker in der Kindheit ihrer Entwickelung Wanderungen vollführt haben und daß ihr Seßhaftwerden stets mit der Unterjochung einer primitiveren Urbevölkerung Hand in Hand ging, ist aus den Annalen der Weltgeschichte klar zu ersehen. Ebenso ist es bei der nächsten Leistung des bereits seßhaft gewordenen Volkes, bei der Organisation seiner Stämme niemals ohne schwere Kämpfe abgegangen. Nur durch die Führerstellung eines besonders kraftvollen Stammes konnte diese Aufgabe überhaupt gelöst werden; aber dieser mußte seine Vormacht eben erst erkämpfen.

Dagegen ist mir kein Beispiel der Weltgeschichte bekannt, nach welchem ein bereits organisiertes Volk, das in vielhundertjähriger Anpassung an die Natur seines Landes eine bestimmte, nur ihm eigentümliche Kultur erwarb, lange Zeit durch Eroberung wachsen konnte. Im Gegenteil weisen die geschichtlichen Tatsachen darauf hin, daß ein solches Volk mit der Neigung zur Eroberung auch den Keim der Zersetzung in seinen Organismus legte. Denn entweder brachte der Eroberungswille den Zusammenschluß der Nachbarstaaten zuwege, welche die bedrohliche Macht schließlich mit vereinten Kräften überwanden, oder er führte das Eroberervolk, von

Sieg zu Sieg fortschreitend, dem Imperium entgegen. Das Imperium selbst ist jedoch die Vorstufe der Zersetzung. Alle Imperien der Vergangenheit: Alexanders Reich, — das Römerreich, — das Reich der Hohenstaufen, — dasjenige Karls des Fünften, — Napoleons Weltreich, — mußten an sich selbst zu Grunde gehen. Volk und Heimat sind eben doch unlöslich miteinander verbunden. Wohl können Glieder eines Volkes eine neue Heimat auf neuem Boden erwerben (wenigstens unter gleichen Breitengraden), aber niemals kann ein Volk anders als vorübergehend von seiner Heimat aus die Welt beherrschen. Das Herrschervolk, das sich an die Aufgabe begibt, von der Zentrale des eigenen Daseins aus, einen Staatskörper zu leiten, der im Verhältnis zu seinem natürlichen Organismus viel zu groß ist, muß bei diesem Versuch unweigerlich ermatten. Die Herzfunktionen setzen schließlich aus, und die Glieder, durch welche das Herz kein Blut mehr zu treiben vermag, fallen wieder vom Rumpfe ab. Daß nicht nur das Imperium ein verhältnismäßig schnelles Ende findet, sondern daß das Volk, aus welchem es hervorwuchs, sich selbst dabei verbraucht, — und zwar um so gründlicher, je länger das Imperium dauert, — das gehört zu den Tatsachen der Weltgeschichte, die ganz eindeutig zu uns sprechen.

Aber die deutsche Kolonisation des Mittelalters, — so wird man an dieser Stelle vielleicht einwenden, — liefert den Beweis dafür, daß ein Volk durch das Mittel der Eroberung zu gesundem und dauerndem Wachstum gelangen kann.[2])

Hierauf ist zu erwidern: Die mittelalterliche Kolonisation ist unter Voraussetzungen und in Formen erfolgt, die einen Vergleich mit dem Eroberungskriege gar nicht zulassen. Ist sie doch oftmals überhaupt nicht mit dem Schwerte, sondern vielmehr mit Axt und Pflug eingeleitet worden.

Nach den Untersuchungen, die Wilhelm Schulte, einer der anerkanntesten Forscher auf dem Gebiete der Besiedelung Schlesiens veröffentlicht hat, sind die deutschen Ansiedler (mitteldeutsche sowohl wie flämische) von den polnischen Herzögen selbst ins schlesische Land gerufen worden. Dieser deutschen Ansiedelung ging — nach Schulte — eine innere polnische Kolonisation voran, und nur in die noch menschenleeren Gebiete des großen Grenzwaldes, die sich hauptsächlich dem Gebirge entlang erstreckten, wurde der Strom der deutschen Ansiedler gelenkt. Welch großen Ruf ihre Kunst in der Waldrodung in vielen Ländern genoß, beweist auch das erste Auf-

treten der Deutschen in Böhmen, wohin sie von der einheimischen, slavischen Bevölkerung ebenfalls als geschätzte Waldroder gerufen worden waren.

Daß in anderen Kolonisationsgebieten das neue Siedelungsland erst durch das Mittel der Eroberung dem deutschen Ansiedler erschlossen werden mußte, ist gewiß. Was jedoch diese kriegerischen Unternehmungen von denen moderner Eroberungskriege grundsätzlich unterscheidet, ist, daß sie nicht vom gesamten Volke, sondern vielmehr von demjenigen Teile desselben ausgeführt wurden, der, weil in der Heimat überzählig, auf Landgewinnung angewiesen war. Gingen diese seine Glieder im Kampfe unter, so war damit dem Volke als Ganzes kein direkter Schaden zugefügt; denn die Vernichtung der Überzähligen, — wie wertvoll diese als Individuen betrachtet auch sein mochten, — bewahrte das Land vor Übervölkerung und allen damit verbundenen Schädigungen. War jedoch die Kolonisation von Erfolg gekrönt, so verwandelten sich die Eroberer alsbald in Bürger und Bauern, die hinfort ein ausgesprochenes Interesse an der Wiederaufrichtung friedlicher Zustände besaßen. So barg die Kolonisation des Mittelalters nicht die Gefahr in sich, ein Volk in immer neue und immer ausgedehntere Eroberungskriege zu verstricken. Wo sie überhaupt neue politische Einheiten produzierte, wie z. B. in Brandenburg und im Ordenslande, da blieben diese zwar mit den heimischen Staatsverbänden in einem gewissen lockeren Zusammenhang, wurden aber nicht von ihnen aus beherrscht.

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die außereuropäischen Landerwerbungen, die in der Neuzeit das Ziel großstaatlicher Kolonialpolitik geworden sind, als Fortsetzung dieser großartigen, erfolgreichen Kolonisation des Mittelalters zu betrachten seien. Die Vergleichungsmomente, die zwischen diesen beiden politischen Vorgängen bestehen, sind jedoch nur sehr bedingter Art. Denn während unsere kolonisatorischen Vorfahren die Gefahr der Landnot für ihre Zeit tatsächlich überwanden, hat die moderne Kolonialpolitik für die Lösung des Landproblems so gut wie nichts getan. Wohl hat die schnelle Besiedelung Nord-Amerikas, die der Hauptsache nach schon vor der eigentlichen kolonialpolitischen Periode stattfand, zahllosen Gliedern der nordeuropäischen Rasse (darunter auch Scharen von Deutschen) zu Hof und Heim verholfen; aber die Resultate dieser Kolonisation sind letzten Endes nicht einem der bestehenden Kulturvölker im Besonderen zugute gekommen. Sie haben vielmehr zur Bildung eines ganz neuen Volkes geführt, einer Nation, die gewillt ist, die noch verbleibenden Besiede-

lungsaussichten nach Möglichkeit im eigenen Interesse zu nutzen. Was die übrigen außereuropäischen Gebiete anbelangt, die klimatisch für den Nordeuropäer in Betracht kommen, so sind diese von alten Kulturvölkern bewohnt, die, obwohl jahrhundertelang hinter den europäischen Nationen zurückgeblieben, doch in der Gegenwart erwachen und mit aller Energie den Anspruch geltend machen, ihre Heimaterde für die eigene Kulturentfaltung zu behaupten. Daß die Vorgänge des europäischen Krieges das Erwachen Ost-Asiens, — wenn auch nicht hervorgerufen, so doch wesentlich gefördert haben, — wird von bedeutenden Kolonialpolitikern offen zugegeben. Gewiß könnte der kulturelle Aufschwung dieser Länder handelspolitisch den Staaten Europas zum Vorteil gereichen, da sie gerade hierdurch zum besseren Absatzmarkte für die industrielle Produktion werden; dagegen werden sie infolge ihres starken Willens zur Selbständigkeit in Zukunft kaum noch für die koloniale Besiedelung durch Fremde in Betracht kommen.

Weniger noch als China und Japan haben jedoch tropische Gebiete unsern Volksgenossen eine Heimat zu bieten. Hier sind es in erster Linie die klimatischen Hindernisse, an denen eine erfolgreiche, dauernde Besiedelung scheitert. Denn die Menschen nordeuropäischer Rasse sind aus physiologischen Gründen an die Breitengrade gebunden, auf denen ihre Vorfahren in jahrtausendelanger Anpassung ihre Wesensart erworben haben. Hat doch die Natur dem Neger schon in seinen reger funktionierenden Schweißdrüsen einen Schutz gegen jene Hitzegrade gewährt, die dem Nord-Europäer nicht nur Qualen bereiten, sondern auch erschlaffend auf seine Herztätigkeit wirken. Vielfach ist die Beobachtung gemacht worden, daß die dauernd in die Tropen verpflanzte, nordeuropäische Familie schon in der zweiten Generation zu entarten beginnt. Um dieser drohenden Entartung willen wagte es ein als Realpolitiker wohl anerkannter Mann, der Deutsch-Amerikaner Karl Schurz, seine Landsleute vor der Erwerbung tropischer Kolonien zu warnen, und er wies darauf hin, daß selbst das Rechtsgefühl, das den Nordländer in seiner Heimat auszeichne, durch den dauernden Einfluß der Tropen erlahme und gar oft den ehedem beherrschten Instinkten der Gewalttätigkeit und der Grausamkeit Platz machen müsse.

Die hier mitgeteilten Gedanken eines Mannes von höchster politischer Erfahrung sind nicht einfach von der Hand zu weisen. Sie mögen denen zur Mahnung gereichen, die an die Möglichkeit einer im großen Stil durchgeführten Besiedelung tropischer Gebiete durch Europäer glauben,

und die aus dieser Vorstellung heraus die Lösung der heimischen Landfrage durch die Kolonialpolitik für möglich halten.[3]) — Wenn aber auch die tropische Kolonie als Zuwachs von Heimatland nicht gewertet werden darf, so sind doch die Vorteile, die sie handelspolitisch bietet, so groß, daß die volkreichen Staaten Europas schwerlich auf kolonialen Erwerb verzichten können. Es ist in der Tat auch nicht zu verlangen, daß die Kulturvölker Rohstoffe für ihre Industrien sowie unendliche Gebiete jungfräulicher Erde, die Nahrungszuwachs in Hülle und Fülle versprechen, ungenützt den Wilden überlassen sollten. Wo eine soziale Wirtschaftsordnung für die rechte Verteilung der in den Kolonien erworbenen Güter Sorge tragen wird, anstatt ihren Gewinn in den Händen der Wenigen zu lassen, — wo unter dem Einfluß einer gesunden, rechtsgetragenen Eingeborenenpolitik der Neger nicht durch europäische Laster verderbt, noch durch europäische Gewinnsucht ausgebeutet, sondern durch europäische Tüchtigkeit zur Arbeit erzogen wird, — wo nach organisatorischer Regelung der internationalen Beziehungen Handelsfreiheit für die Kolonien garantiert sein wird, und diese hierdurch daran gehindert werden, immer neuen politischen Zündstoff zu liefern, — da wird der Besitz von Kolonien auch tatsächlich zur Steigerung der Lebensentfaltung europäischer Staaten führen können. Daß die bisherige koloniale Entwickelung sich vielfach im Gegensatz zu diesen Zielen vollzog, das beweisen die kolonialen Tatsachen zur Genüge. Es ist deshalb auch keineswegs erstaunlich, daß Kulturnationen ohne kolonialen Besitz (s. die Schweiz, Schweden und die anderen skandinavischen Staaten), was die Menge ihrer Bevölkerung anbetrifft, wirtschaftlich unter gesünderen Bedingungen leben als die Kolonialpolitik treibenden Völker. So steht England, das sich rühmt, Indien und die Meere zu beherrschen, ohnmächtig der beschämenden Tatsache von London-East gegenüber und während es ihm gelang, große Rassen zu unterwerfen und ganze Länder seinem Imperium einzuverleiben, mußte es am eigenen Volkskörper die Verringerung der ehemals so stolzen, germanischen Herrenrasse erleben.[4])

Doch wenden wir uns von dieser Abschweifung ins Gebiet des Handelspolitischen und der Rassenfrage wieder dem Landproblem zu, von dessen Betrachtung wir ausgingen. Wir hatten die Frage gestellt, ob dieses durch das Mittel der Eroberung zu lösen sei, und waren zu dem Ergebnis gelangt, daß die koloniale Eroberung bisher nicht dahin gewirkt, dem landlos gewordenen Volke eine Heimat zu schaffen. Aber die koloniale Ausdehnung

ist nicht die einzige, die im Bereich der Möglichkeit liegt. Wie steht es mit dem Gewinn, — so müssen wir deshalb weiter fragen, — den Gebiete, die im Kampfe gegen europäische Völker erobert werden, dem Siegervolke versprechen? — Ist nicht gerade diese Frage sehr eng mit unserem großen Ziele der religiösen Weltgestaltung verknüpft? — Weil für die gegenwärtige Generation so ziemlich alles davon abhängt, welche Antwort sie für diese inhaltsschwere Frage findet, so stellt eine klare Stellungnahme ihr gegenüber eine unabweisbare Zeitforderung dar.

Ausgedehnte Gebiete mit völlig kulturlosen Einwohnern sind in Europa nicht vorhanden, und die räumlich unbedeutenden Landstriche, die eine solche Bevölkerung aufweisen, stehen klimatisch unter so ungünstigen Bedingungen, daß sie für Kolonisationszwecke kaum in Betracht kommen. Europäische Gebiete, die im Krieg erobert werden können, werden daher immer zivilisierte Länder sein, wenn wir auch Landschaften mit besonders fortgeschrittener von solchen mit zurückgebliebener vernachlässigter Kultur unterscheiden müssen. Daß die ersteren vom rein-kolonisatorischen Standpunkt aus, einen Gewinn nicht versprechen, muß jeder einsehen. Ihre zahlreiche, in industriellen Gebieten meist überstarke Bevölkerung hat ja selbst unter Landmangel zu leiden; und so könnte nur die gewaltsame Vertreibung der eingesessenen Bewohner das eroberte Gebiet für das landsuchende Siegervolk nutzbar machen. Anders liegen die Dinge bei volksarmen, kulturell zurückgebliebenen Gebieten, in denen sich der erobernden Nation allerdings die Gelegenheit bietet, überschüssige Glieder als Kolonisatoren anzusiedeln. In welch kurzer Zeit ganz jungfräuliche Erde, nachdem sie überhaupt erst einmal der Kolonisation erschlossen worden, besiedelt werden kann, das hat die Kolonisation Nord-Amerikas zur Genüge bewiesen. Bei dem zwar kultivierten, jedoch zurückgebliebenen Eroberungsgebiet gilt es aber noch folgendes zu bedenken. Die wirtschaftliche Fürsorge, die der Erobererstaat dem neuen Gebiete durch Verbesserung des Ackerbaues, Anlegung von Verkehrsstraßen, Einführung von Industrien zuteil werden läßt, wird ja nicht nur den Ansiedlern, sondern ebenso der eingesessenen Bevölkerung zugute kommen. Ja, es ist zu erwarten, daß bei der starken Volksvermehrung, die in solchen Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs, besonders aber während der beginnenden Industrialisierung eines Landes einsetzt, die Eingesessenen den Kolonisatoren den Rang ablaufen werden. Mutmaßungen dieser Art schweben nicht in der Luft, sondern stützen sich

auf Beobachtungen, die in Gebieten gemacht worden sind, in denen deutsches und polnisches Volk die Erde miteinander teilt. So wird die Tendenz zu schnellerer Vermehrung, welche der slavischen Rasse, besonders in ihren niederen Schichten, eigentümlich ist, durch die zunehmende Polonisierung gewisser westfälischer Industriezentreten bewiesen, in denen die deutschnationale Kultur durch das volksfremde Element geradezu bedroht erscheint. Die Gesetzmäßigkeit, welche dieser Tatsache zugrunde liegt, kann eben nicht aus der Welt geschafft werden; sie besteht darin, daß ein mehr oder weniger primitives, lange auf gleicher Kulturstufe verharrendes Volk sich schneller vermehrt, als ein solches, welches die Vorteile und die Lasten höherer, kultureller Leistungen zu tragen hat.

Aus allem Vorangegangenen müssen wir schließen: Wo nicht die wirtschaftliche und politische Entrechtung der Einheimischen die natürliche Entwicklung der Dinge hemmt, da wird in dem neuerworbenen Eroberungsgebiet bevölkerungspolitisch folgende Entwickelung zu erwarten sein:

1) daß das volksarme Gebiet sich relativ schnell in ein volksreiches verwandle, und

2) daß die Zunahme der Bevölkerung, die hierbei erzielt wird, prozentualiter zugunsten der unterworfenen, nicht der siegreichen Rasse ausfallen werde.

Dem geringen und bedingten Gewinn, der auf diese Weise erzielt werden könnte, stehen aber schwere, unvermeidliche Nachteile gegenüber:

Vor allem die Gefährdung der inneerpolitischen Einheit, welcher sich derjenige Staat aussetzt, der in großem Umfange (und nur dann hat die Eroberung kolonisatorischen Wert) eine Bevölkerung in seinen Organismus einfügt, die in diesem als Fremdkörper, wenn nicht gar als Gift wirken muß. Die Zeiten sind vorbei, in denen der Mensch, wie eng er auch der Heimat in Liebe und Treue verbunden sein mochte, der Einheit der Nation innerlich fernstand. Noch im 18. Jahrhundert konnte Friedrich von Preußen eine große Provinz durch Eroberung gewinnen, ohne daß deren Bewohner einen irgendwie nennenswerten äußeren oder auch nur inneren Widerstand geleistet hätten. Ein Jahrhundert früher, in einer Zeit, in der das religiöse Interesse das nationale noch völlig überwog, konnten ganze Gruppen eines Volkes um ihrer religiösen Überzeugung willen sich freiwillig von ihrer nationalen Einheit lösen; und daß solche Elemente, unter Beibehaltung gewisser kultureller Besonderheiten, harmonisch im neuen Staatskörper

aufzugehen vermochten, das haben die französischen réfugiés hinlänglich bewiesen. Erst die Bildung der großen Nationalstaaten, die im 19. Jahrhundert erfolgte, hat eine Steigerung des Nationalitätsgefühls herbeigeführt, das in der Weltgeschichte ohnegleichen ist, und diese Entwickelung wirkt über die Grenzen jener Staaten hinaus. Kein Volk, wie es auch immer heißen und wie klein es auch immer sein mag, wird es hinfort ertragen, die eigene Nationalität, die es als höchsten Wert betrachtet, preiszugeben, ohne bis zu seiner physischen Vernichtung darum zu kämpfen. Was Schiller im Hinblick auf die religiöse Vergewaltigung eines Volkes ausgesprochen hat, das muß im 20. Jahrhundert auch bei jeder nationalen zur Wahrheit werden:

„Ein Volk, dem das geboten wird, ist schrecklich,
Es räche oder dulde die Behandlung."

Während in grauer Vorzeit die um Landbesitz ringenden Stämme die Eroberung eines Gebietes logisch durchführten, indem sie wenigstens die männliche Bevölkerung unbarmherzig niedermachten oder sie in die Sklaverei verkauften, — während noch im frühen Mittelalter die siegreichen Normannen die besiegten Angelsachsen zu Parias herabdrückten, denen jeder Einfluß auf die Gestaltung des staatlichen Lebens versagt blieb, gibt der moderne Eroberer nach Beendigung des Krieges den Unterjochten in Gestalt der staatsbürgerlichen Rechte die Waffen für die Rache selbst in die Hand. Es wäre gegen die Natur, wenn temperamentvolle Träger des früheren Nationalitätsgedankens diese anders als im revolutionären Geiste gebrauchen wollten. Selbst eine ruhige und unpolitische Bevölkerung wird nicht davon lassen können, mit dem Mittel des Stimmzettels für die Erhaltung ihrer Sprache, ihrer Sitten und nationalen Gewohnheiten zu kämpfen; aber die Gewährung dieser Forderungen, weit entfernt, die Besiegten mit den Siegern zu versöhnen, wird das Bewußtsein der verlorenen Nationalität und der dadurch erlittenen Schmach um so lebendiger erhalten. So wird die unterworfene Bevölkerung im Staate des Eroberers den geeigneten Boden für jede revolutionäre, antinationale Propaganda liefern.

Zu diesen innerpolitischen Nachteilen, die recht eigentlich dazu angetan sind, die Einheit eines Reiches zu gefährden und dem Patrioten die Freude am Vaterlande zu trüben, gesellen sich die äußeren. Gerade in seiner Beziehung zur Eroberung umschließt der Satz, daß der Krieg der Grund des Krieges sei, eine volle Wahrheit. Wo immer eine noch lebensfähige Nation

Verluste am nationalen Gebiet erlitten, da setzt sie alle Kräfte für ihre Wiedererlangung in Bewegung. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß es einem solchen Volke niemals schwer fällt, Bundesgenossen zu werben. Die Tatsache, daß ein sich ausdehnendes Volk notwendigerweise auch mit anderen Nationen in Konflikt geraten muß, wird jedem Vergeltungsplane die Wege ebnen; und die Lösung der Landfrage durch die Eroberung, die das Siegervolk wenigstens im Anfang vorzutäuschen vermag, muß gleichgesinnte Politiker anderer Nationen geradezu reizen, nun ihrerseits das Heil im Kriege zu suchen.

Wie stark aber auch die selbstischen Interessen die Geschehnisse des politischen Lebens beherrschen mögen, allein ausschlaggebend sind sie gewiß nicht. Das dem Menschen eingeborene Rechtsgefühl läßt sich doch nicht völlig ersticken. Immer sind die Sympathien der denkenden und aufrechten Seelen auf der Seite derer gewesen, die unter dem Joche der Fremdherrschaft seufzten, am allermeisten dann, wenn diese gewillt waren, ihre Fesseln wieder abzuschütteln. Die Begeisterung und Anteilnahme, die der griechische Befreiungskrieg im Anfang des 19. Jahrhunderts allenthalben erweckte, die Popularität, die einige Jahrzehnte später die Scharen Garibaldis in ganz Europa genossen, die Polenschwärmerei, von der gelegentlich der verschiedenen polnischen Aufstände die halbe Welt erfüllt war, sind sprechende Beweise für die Richtigkeit dieser Meinung. Man wende hier nicht ein, daß diese schönen Empfindungen wertlos, weil ohne Einfluß auf die Gestaltung des Weltgeschehens gewesen sind. Es ist ganz sicher, daß die Sympathien des geistigen Europas für das um seine Freiheit kämpfende Griechenland, ebenso wie für das sich einigende Italien realen Wert besessen haben. Und das polnische Volk, das in mehr denn hundertjähriger Zerstückelung sein nationales Einheitsgefühl lebendig und die Hoffnung auf Wiederherstellung seines Nationalstaates wach erhalten hat, ist durch die Sympathien, die es hierbei allenthalben gefunden, sicherlich in seinem Streben angefeuert und im Glauben an sich selbst gestärkt worden.

Mögen politische Theoretiker immerhin darüber streiten, was Wesen und Ziel eines Staates ausmacht, für den schlichten Sinn ist es eine Gewißheit, daß die Aufgabe des Staates die Organisation und der Schutz eines Volkes ist. Das Volk aber ist die Einheit derer, die nach Rasse, Sprache und Kulturgemeinschaft zueinander gehören. (Hierbei ist auf das letzte Moment der stärkste Nachdruck zu legen. Wo die Kulturgemeinschaft

aus dem natürlichen Boden einer gemeinsam behaupteten geliebten Heimat hervorwuchs, da ist sie imstande, selbst ohne Rassen- und Sprachgemeinschaft aus einer bloßen Bevölkerung ein „Volk" erstehen zu lassen. Das hat uns vor allem die politische Entwickelung der Schweiz bewiesen.) Wer von der Notwendigkeit dieser Aufgabe des Staates erfüllt ist, die im Lichte der natürlichen Religion als die Voraussetzung der künftigen Organisation der menschlichen Einheit erscheint, wird bereit sein, sich um ihrer Durchführung willen selbst mit den Schrecken und mit den Schädigungen eines Krieges abzufinden, ja, er wird die Führer der nationalen Freiheitskämpfe auch als Helden der Menschheit verehren. Zu dem Zeitpunkte jedoch, in dem ein Volk aufhört für seine Einigung und gegen fremde Bedrohung zu kämpfen, in dem Maße, in dem es, um sich auszudehnen, seine Hände nach volksfremden Gebieten ausstreckt, verliert es im Spiegel der Menschheitsseele die Glorie des Freiheitskämpfers, um sie mit dem Odium des Tyrannen zu vertauschen.

Zu den erhebendsten Erinnerungen des deutschen Volkes gehört unzweifelhaft die Abschüttelung der durch die napoleonischen Eroberungskriege begründeten Fremdherrschaft. Auch wird niemand Deutschland die Überzeugung zu rauben vermögen, daß es sein gutes Recht ausübte, als es 1871 nach siegreich beendetem Krieg und nach endlich ermöglichter Einigung jene deutschen Lande dem deutschen Staatesverbande wieder einfügte, die in Zeiten der Uneinigkeit und der Schwäche dem Reiche durch die Raubgier eines Ludwig XIV. entrissen worden waren. Daß diese Wiedervereinigung erst so spät erfolgen konnte, war ein nationales Unglück. Es erklärt die Schwierigkeiten, die sie bereitete, ändert aber an der Rechtstatsache nichts. Dagegen würde es dem Rechtsgefühl zahlloser Deutschen, denen die Jünger des Sozialismus vor allem zuzurechnen sind, widerstreiten, einen Krieg, der zur Verteidigung begonnen wurde, mit Eroberungen zu enden, d. h. mit Landerwerbungen, denen kein Rechtsanspruch zugrunde liegt und die im Gegensatz zu der dort ansässigen Bevölkerung erfolgten. Männer, die in dieser Überzeugung feststehen, werden hoffentlich nicht dafür zu gewinnen sein, zu einer Zeit, in der die friedliche Kulturarbeit der Nationen wieder in ihre Rechte treten soll, durch eine solche Regelung Keime für zukünftige und furchtbarere Kriege auszustreuen, und damit alle die anderen unheilvollen Wirkungen heraufzubeschwören, die ich hier noch einmal kurz zusammenfassen möchte.

Bedrohung der inneren Einheit des Reiches durch den gegenseitigen Haß seiner Bürger, — Hemmung aller derjenigen menschlichen Bestrebungen, die nur durch die gemeinsame Arbeit der Völker ihr Ziel erreichen können (Wissenschaft, soziale Arbeit, Bekämpfung der Prostitution usw.), — fortgesetzte Steigerung der Rüstungen und dadurch herbeigeführte übermäßige wirtschaftliche Belastung der Nationen, durch die eine gesunde Entfaltung der Volkswirtschaft, der Volksgesundheit und der Volksbildung gehemmt wird.

Überschauen wir dies klaren Blicks, so werden wir bereit sein, einem Urteil zuzustimmen, das Adolf Damaschke einst lange vor dem Kriege über diese Frage gefällt hat. In seinem Hauptwerke, der „Bodenreform", berichtet er von den Athenern, die, „nachdem die Bodenreform im Inlande so ziemlich gescheitert war, nach siegreichen Kriegen die unterworfenen Gemeinwesen zwangen, einen großen Teil des Grundeigentums abzutreten, und diesen als Ansiedelungsgebiet für ihre Bürger verwendeten."

„Aber eine solche Bodenreform", so faßt der Vorkämpfer der deutschen Bodenreform sein Urteil über diesen Versuch zusammen, „trug den Keim des Unterganges in sich; denn sie weckte in den Herzen derer, die ihres Bodens beraubt wurden, einen Haß, der früher oder später zum Niedergang Athens führen mußte. — Wo die Bodenreform nicht vermag in gesunder Heimatpolitik, die Wurzeln des Volkstums im eigenen Lande zu sichern, da hilft auch die glänzendste Entfaltung nach außen nur eng begrenzte Zeit."

Neben diesem allgemein gehaltenen, d. h. für alle Völker gültigen Ausspruch Damaschkes, möchte ich an dieser Stelle noch ein anderes Wort stellen, das ein ebenso warmherziger Patriot, der Geograph Friedrich Ratzel, an unser deutsches Volk im Besonderen gerichtet hat. In seinem schönen Werke über „Deutschland" schreibt er:

„Wir müssen wissen: unser Land ist nicht das größte, nicht das fruchtbarste, nicht das sonnig heiterste Europas. Aber es ist groß genug für ein Volk, das entschlossen ist, nichts davon zu verlieren; es ist reich genug, ausdauernde Arbeit zu lohnen; es ist schön genug, Liebe und treueste Anhänglichkeit zu verdienen; es ist mit einem Worte ein Land, worin ein tüchtiges Volk große und glückliche Geschicke vollenden kann; vorausgesetzt, daß es sich und sein Land zusammenhält." — — — — —

„Leicht beieinander wohnen die Gedanken, — doch hart im Raume stoßen sich die Sachen", so oder ähnlich pflegen die Überweisen allen denen zu antworten, die unter Verwerfung des Mittels der Gewalt auf den Wegen der Heimatpolitik die Lösung der sozialen Frage zu erreichen bestrebt sind. — Niemand, — so setzen sie uns auseinander, — würde durch die Enge des Raumes mehr bedrängt als der Mensch. Wohl sei es möglich, daß durch die Mittel der Vernunft eine Förderung der Land- und damit zugleich der Bevölkerungsfrage in zahlreichen Einzelfällen erfolgen könne, doch sei es ausgeschlossen, daß solche Maßnahmen, in großem Umfange zur Anwendung gebracht, den gewünschten Erfolg erzielen würden. Die Erleichterung des wirtschaftlichen Daseinskampfes, welche diese Reformen, — wenn sie erfolgreich verliefen, — herbeiführten, müßte zu einem solchen Anschwellen der Menschenzahl führen, daß Übervölkerung ihre unvermeidbare Folge wäre. Diese aber sei die schlimmste, die eigenliche Verderberin gesunder Lebensbedingungen. Selbst wenn der Krieg die Lösung der Landfrage nicht zu vollbringen vermöchte, sei er daher als der Befreier aus dem Elend der Übervölkerung für alle Zeiten unentbehrlich.

Der Kenner der Wirtschaftsgeschichte weiß, daß es vor allem die Bevölkerungstheorie des Malthus war, die nur zu oft dazu herhalten mußte, der Grundidee des Industrialismus, — der Unbeschränkbarkeit des Rechtes der Selbstsucht, — die naturwissenschaftliche Rechtfertigung und damit auch die philosophische Weihe zu geben. Anscheinend, — denn es sei von vornherein festgestellt, daß der englische Geistliche und spätere Professor der Volkswirtschaft R. Malthus (1766—1834) in seinem Aufsehen erregenden Werke „Ein Versuch über die Bevölkerung" der Gewissenlosigkeit der besitzenden Klasse keine Stütze liefern wollte, sondern daß dieses Werk vielmehr aus der ehrlichen Absicht hervorging, die Lage des arbeitenden Volkes zu bessern. Weil jedoch die irreführenden Schlußfolgerungen, die aus dem Malthusschen Werke von zahlreichen Politikern gezogen worden sind, jahrzehntelang der sozialen Reform entgegen gearbeitet haben, — weil andererseits die Grundgedanken dieses Werkes (so wie der Verfasser sie selber vertritt), wohl geeignet sind, ein neues Licht auf das Bevölkerungsproblem zu werfen, so erscheint es mir als eine Notwendigkeit, an dieser Stelle eine, wenn auch noch so summarische Auseinandersetzung mit dem Malthusianismus zu vollziehen.

Worin besteht denn die so häufig erwähnte, teils hoch gepriesene, teils vernichtend verurteilte Bevölkerungstheorie des Malthus?

Die Bevölkerung, — so etwa lehrt Malthus, — habe die Tendenz, schneller als ihre Nahrungsmittel zu wachsen. Am Beispiel der kolonisatorischen Besiedelung einiger Teile Nord-Amerikas durch die mitteleuropäische Rasse weist er dem Leser unter Zuhilfenahme einer ausführlichen Statistik nach, daß sich die Bevölkerung in einer Zeitspanne von höchstens 25 Jahren zu verdoppeln vermag, und daß diese ungeheure Zunahme, die nach seiner Berechnung imstande wäre, im Laufe weniger Jahrhunderte den ganzen Erdball mit einem Volke auszufüllen, so lange anhalte, so lange durch die reichen Besiedelungsmöglichkeiten des noch jungfräulichen Kolonialandes für die Ernährung des sich ausbreitenden Menschengeschlechts gesorgt sei. Wenn in den alten Kulturländern eine Vermehrung der Rasse in geometrischer Progression (1, 2, 4, 8, 16, 32 usw.) nicht mehr erfolge, so sei dies in der dort herrschenden, verhältnismäßigen Knappheit der Lebensmittel begründet. Zwar ließen sich die Mittel zum menschlichen Unterhalt auch hier vermehren, da durch Inangriffnahme neuen Ackers und durch Meliorationen in der Landwirtschaft die Produktion noch überall erhöht werden könnte, doch weist Malthus an den bisherigen, in den Kulturländern gemachten Erfahrungen nach, daß die Vermehrung der Unterhaltsmittel in der entsprechenden Zeitdauer im günstigsten Falle nur in arithmetischer Progression (1, 2, 3, 4, 5 usw.) zu erfolgen vermag. Bei dem Mißverhältnis, das hiernach zwischen der Vermehrungsmöglichkeit der Bevölkerung und derjenigen ihrer Nahrung bestehe, sei es einleuchtend, daß aus der unabänderlichen Notwendigkeit, Nahrung für den Unterhalt zu erwerben, der Bevölkerung ständig Hemmungen bei ihrer Vermehrung erwachsen müßten.

Die Hemmnisse der Volksvermehrung, die sich nach Malthus für alle Kulturländer ergeben, denen sich keine unbegrenzte Möglichkeit der Auswanderung darbietet, seien vorbauender und positiver Art. Die vorbauenden beständen in dem moralischen Zwang, den die Sitten und Einrichtungen eines Landes in Gestalt der Ehehindernisse ausübten, oder dem sich der Einzelne aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit für seine Nachkommenschaft freiwillig unterwerfe. Als die positiven Hemmnisse der Volksvermehrung betrachtet Malthus: Krieg, Hungersnot, Laster, Epidemien, — alle jene Phänomene also, die seit jeher an der gewaltsamen Forträumung einer überzähligen, der Not verfallenen Bevölkerung gearbeitet haben.

Je mehr die vorbauenden Hemmungen der Volksvermehrung in einem Lande in Übung wären, je weniger heftig brauchten die positiven in Erscheinung zu treten. —

Wer ohne Voreingenommenheit den „Versuch über die Bevölkerung" gelesen und sich der Mühe unterzogen hat, dem Verfasser auf seinen oft recht komplizierten Gedankengängen Folge zu leisten, der wird erkannt haben, daß das Ziel, welches dieser seinem Werke setzte, ein zwiefaches war. Einmal wollte Malthus seinen in den rationalistisch-philanthrophischen Vorstellungen des 18. Jahrhunderts denkenden Zeitgenossen die Zugehörigkeit des Menschen zur Natur klar machen und ihnen zeigen, daß ohne die Kenntnis der Naturgesetze und ohne die Unterordnung unter dieselben alles Ringen um kulturellen Fortschritt auf die Dauer erfolglos bleiben müsse, — dann aber wollte er den Nachweis liefern (und dies ist wohl die nächstliegende, praktische Aufgabe seines Werkes), daß die damalige englische Armengesetzgebung sich als gänzlich ungeeignet für die wirtschaftliche Hebung des arbeitenden Volkes erwiesen habe. Malthus vertritt den Standpunkt, daß das grundsätzliche und allgemein bekannt gegebene Recht auf Unterstützung, welches der englische Staat in dieser Gesetzgebung jedermann gewährte, — ohne jedoch in der Lage zu sein, dies Versprechen auch nur einigermaßen ausreichend erfüllen zu können, — das Gefühl der Verantwortlichkeit im niederen Volke verringert habe und somit selbst der Anlaß für jenen gesteigerten Zuwachs an Menschen geworden sei, die nach der Natur der Dinge dazu verurteilt wären, in immer tieferes Elend zu versinken. Im Gegensatz zu der herrschenden Meinung, die jedes Kind, das geboren wird, als ein Geschenk für das Land und für den König betrachtete, fordert er die Anerkennung der sittlichen Pflicht des Mannes, mit der Eheschließung zu warten, bis er nach menschlicher Voraussicht die wirtschaftlichen Grundlagen gewonnen habe, ohne Beihilfe des Almosens für die Existenz seiner Familie zu sorgen. Nur in dem bescheidenen Stolz, der immer noch die Mehrheit des Volkes beseele, und der es verabscheue, sich selbst und die Seinen von Almosenempfang abhängig zu machen, liege die Erklärung dafür, daß diese Gesetzgebung nicht noch weit verhängnisvoller gewirkt habe.

Daß das Streben, die eigene Lage zu verbessern, und die Furcht vor der Not, — nicht aber die Not selbst, — die eigentliche Triebkraft kultureller Fortentwicklung ist, — daß die Not, wenn sie einen gewissen Grad der Aus-

dehnung erreicht hat, oft geradezu lähmend auf die menschliche Energiebetätigung wirkt, — daß ein kausaler Zusammenhang zwischen großem sozialem Elend und übermäßiger Volksvermehrung besteht, — das haben vor und nach Malthus Nationalökonomen und Ärzte, ja auch urteilsfähige, selbstdenkende Laien durch die Erfahrung oft bestätigt gefunden. So schrieb lange nach Malthus ein Mann von der Bedeutung eines Virchow: „Wie der englische Arbeiter in seiner tiefsten Versunkenheit, in der äußersten Entblödung des Geistes endlich nur noch zwei Quellen des Genusses kennt, den Rausch und den Beischlaf, so hatte auch die oberschlesische Bevölkerung bis vor wenig Jahren alle Wünsche, alles Streben auf diese beiden Dinge konzentriert. Der Branntweingenuß und die Befriedigung des Geschlechtstriebes waren bei ihr vollkommen souverän geworden, und so erklärt es sich leicht, daß die Bevölkerung ebenso rapid an Zahl wuchs, als sie an physischer Kraft und an moralischem Halt verlor.". — Der frühere langjährige Führer der deutschen Sozialdemokratie August Bebel, der den Ausspruch Virchows in seinem erfolgreichen Werke „Die Frau und der Sozialismus" zitiert hat, stimmt in dieser Beziehung mit der Ansicht des Gelehrten überein. Für den Verkünder des Zukunftsstaates, der den Malthusianismus als die vermeintliche Stütze des Kapitalismus verabscheut, steht es allerdings außer Frage, daß lediglich die kapitalistische Produktionsweise den Arbeiter dazu zwinge, ein Übermaß von Nachkommenschaft ins Leben zu setzen, da sie billige Hände in Gestalt von Kindern brauche. — Mehr noch wie in der Fabrikarbeit, — so etwa schreibt er, — sei in der Hausindustrie der Besitz einer zahlreichen Kinderschar zur Existenzfrage für die Proletarierfamilie geworden. Gerade jene Industrien, welche die elendesten Lebensbedingungen für die Bevölkerung schafften, könnten deshalb auch den Anspruch erheben, ihre Vermehrung am meisten gefördert zu haben. „Das ist sicher ein scheußliches System", so faßt Bebel sein Urteil hierüber zusammen, — „es verstärkt die Pauperisierung des Arbeiters und seine Abhängigkeit vom Unternehmer. —[5])

Man kann der Meinung sein, daß Malthus zu weit ging, indem er die Armengesetzgebung seines Landes direkt für das dort überhand nehmende Elend der niederen Bevölkerung verantwortlich machte; sicher ist, daß sie die soziale Not eher befördert als vermindert habe. Damit allein ist jedoch die Forderung, die auf ihren allmählichen Abbau gerichtet ist, hinlänglich gerechtfertigt.

Schwieriger als gegenüber der besonderen Tendenz ist es schon bei der Beurteilung des allgemeinen Zieles der Malthusschen Bevölkerungslehre den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Es wäre gewiß eine anfechtbare und äußerst gefährliche Sache, wenn man bereit sein wollte, auch in Kulturfragen die Abhängigkeit des Menschen von der Natur in einem rein mechanischen Sinne zu erfassen. Schon das Tier besitzt durch seinen Instinkt die Möglichkeit, sich einer absoluten Abhängigkeit vom Naturgesetz wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu entziehen; wieviel mehr ist dies jedoch bei dem Menschen, dem Träger der Vernunft, der Fall. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Mensch, der denkend Einsicht in die Zusammenhänge des natürlichen Geschehens gewann, der aus diesem Grunde Saatbesteller und Viehzüchter werden konnte, der, — um es kurz zu fassen, — Nahrung nicht nur verbraucht, sondern Nahrung auch produziert, für die Vermehrung und Ausdehnung seiner Rasse einen weit größeren Spielraum besitzen muß als irgendeine Art der vernunftlosen Kreatur. Aber diese Tatsache, die gelegentlich als Widerlegung des Malthus angeführt wird, ist von diesem selbst stets klar erkannt worden. Schon die große Bedeutung, die nach seinen historischen Ausführungen das vorbauende Hemmnis der Volksvermehrung in allem Wandel der Zeiten besessen, beweist ja den fundamentalen Unterschied, der zwischen menschlicher und tierischer Lebensführung besteht.

Man hat gesagt, daß das Bevölkerungsgesetz des Malthus durch die wirtschaftlich-kulturelle Entwickelung des 19. Jahrhunderts widerlegt worden sei, während dessen Verlauf das rapide Tempo der Volkszunahme noch durch die Schnelligkeit der Lebensmittelvermehrung überboten worden ist. So weist Damaschke in seiner häufig erwähnten „Bodenreform" auf die Angaben des Rektors der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule hin, der in einer im Jahre 1900 gehaltenen Rede [6]) den Nachweis geführt habe, daß sich in Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts die Resultate der landwirtschaftlichen Produktion vervierfacht, die Bevölkerung dagegen nur etwas mehr als verdoppelt habe.

Dieser Beweisführung ließ sich jedoch Folgendes entgegenstellen: Deutschland befand sich im 19. Jahrhundert keineswegs in der Lage eines noch unbesiedelten Koloniallandes, dessen Verhältnisse Malthus seiner Berechnung der geometrischen Progression der Volksvermehrung allein zu Grunde gelegt hat. Bei allem Anreiz, den die allent-

halben aufblühenden Industrien boten, wirkten doch auch zahlreiche und schwere Hemmungen der natürlichen Vermehrung des Volkes entgegen, dessen trotzdem anschwellende Zahl überdies immer wieder durch eine starke Auswanderung, besonders nach Nord-Amerika, herabgedrückt wurde. Dagegen bietet sich uns das 19. Jahrhundert, was die Erzeugung der Nahrungsmittel anbelangt, als eine Periode beispiellosen Aufschwunges dar. Die ziemlich plötzlich einsetzende Vervollkommnung der Technik, die epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie, — besonders die Gewinnung und Anwendung des mineralischen Stickstoffes, die nahezu Unabhängigkeit von den natürlichen Düngmitteln brachte, — haben eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion herbeigeführt, wie sie auf einem Gebiete gleicher Ausdehnung in früherer Zeit gar nicht denkbar gewesen wäre. Wir wollen gern glauben, daß diese aufsteigenden Entwicklung ihren Abschluß noch nicht erreicht habe, und daß unser Vaterland dereinst imstande sein werde, noch weit mehr Menschen zu ernähren, als dies jetzt der Fall ist. Eins aber kann durchaus nicht angenommen werden; die völlige Unbegrenztheit der Nahrungsmittelvermehrung. Unbegrenzt jedoch ist die Vermehrungsmöglichkeit einer nicht durch die Schwierigkeit des Nahrungserwerbs gehemmten Bevölkerung. Hierin jedoch liegt der Kernpunkt der ganzen Bevölkerungstheorie. Er wird nicht berührt, wenn auch die mathematische Berechnung des beiderseitigen Vermehrungstempos, — die allerdings etwas Gekünsteltes an sich trägt, — im Lichte der modernen Forschung unhaltbar sein sollte.

Wenn wir den Blick auf das große Ganze richten, so muß die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, das trotz seiner hochgesteigerten landwirtschaftlichen Innen-Produktion und seiner kolonialen Zufuhr schon am Ende des 19. Jahrhunderts so deutlich alle Symptome der Übervölkerung aufwies, weit eher als eine Bestätigung denn als eine Widerlegung des Bevölkerungsgesetzes betrachtet werden. Die großen Städte waren in dieser Zeit rapide gewachsen, boten aber nur zum kleinsten Teil, — nämlich in den Vierteln der Reichen, — das Bild eines gesunden, kräftesteigernden Aufschwungs gar. Bei allen bedeutenden Erfolgen, welche die Wissenschaft über die menschenverschlingenden Epidemien davongetragen hatte, nagten dauernde Übel wie Tuberkulose, Nerven- und Geschlechtskrankheiten, Trunksucht usf. um so verheerender an den in den fürchterlichen Steinhaufen zusammengedrängten Massen. Überfüllung in allen Berufen hatte den Kampf

ums Dasein unerhört verschärft und schaffte Empfänglichkeit für die Lehren derer, die auf den Krieg als auf den großen Befreier aus der erdrückenden Enge der Übervölkerung hinwiesen.

Wohl am härtesten wurden die ungesunden Lebensbedingungen in den Kreisen des Mittelstandes empfunden, also unter denen, die bereits ihren bescheidenen Anteil an den nationalen Gütern erworben hatten, aber um so mehr fürchten mußten, eines Tages in das Elend der absoluten Besitzlosigkeit mit hinabgerissen zu werden. Wie schwer wurde es hier bei der kapitalistischen Verteuerung der Lebensmittel, bei den durch die Bodenspekulation ständig in die Höhe getriebenen Mieten oder bei der übermäßigen hypothekarischen Belastung des ererbten Hofes das Soll einer standesgemäßen Lebensführung (Schul- und Berufsbildung der Kinder, Ausstattung der Töchter, Ersparnis fürs Alter) mit dem Haben der erzielten Einnahmen in Einklang zu bringen. Auch die verständig aufgestellte und gewissenhaft durchgeführte Lebensrechnung mußte in sich selbst zusammenfallen, sobald Mißerfolg im Geschäftsleben, ein paar schlechte Ernten, Krankheit in der Familie oder gar der vorzeitige Tod des Ernährers ihre Voraussetzungen untergrub. Das Martyrium einer mittellosen Witwe, die bei dauernder Fronarbeit an der Nähmaschine die proletarische Existenz der Heimarbeiterin nur nach außen zu verbergen vermag, — die Zurückhaltung vielversprechender Söhne in untergeordneten Lebensstellungen, — die dornenreiche Stützenlaufbahn unausgebildeter Töchter, ja selbst die Möglichkeit ihrer sittlichen Gefährdung, — das waren die Zukunftsausblicke, die sich in schlechten Zeiten den wissenden Augen des Familienvaters eröffneten, und sie waren nicht dazu angetan, der Gründung einer zahlreichen Familie das Wort zu reden.

Solange die starke Volksvermehrung in den unteren Ständen als absolutes Resultat sehr hohe Geburtenziffern lieferte, wurde man sich der Einbuße nicht bewußt, die der relative Geburtenrückgang, innerhalb jener Kreise, die man einst als den Kern der Nation betrachtet hatte, für die Gesamtheit bedeutete. Erst seit vor wenigen Jahren ein Umschwung auch in proletarischen Kreisen erfolgte, und der Geburtenstrom auch hier ins Stocken geriet, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Bevölkerungsproblem gelenkt.

Wenn vielfach die gleichen Journalisten, die eben noch die Notwendigkeit eines großen Aderlasses verkündet und damit in der Bevölkerung die

unnatürliche Sehnsucht nach dem Kriege geweckt hatten, nun die schlimmsten Klagelieder über den Geburtenrückgang anstimmten, wenn sie in ihren Schriften die furchtbarsten Zukunftsbilder ausmalten und die Wiederherstellung der alten hohen Geburtenziffern um jeden Preis verlangten, so zeigt sich eben auch hierin das Brüchige, durch und durch Widerspruchsvolle einer überlebten Weltanschauung, die nirgends, aber auch nirgends zu einer einheitlichen, in sich geschlossenen Auffassung der Vorgänge des Menschenlebens gelangen kann. Wer wirklich die Überzeugung hegt, daß eine Nation so viel überschüssige Existenzen besitze, daß sie zwecks ihrer radikalen Beseitigung des Kriegsbesens bedürfe, und wer dennoch nach immer neuen Massen schreit, die logischerweise nur als erhöhter Unrat bei dem allgemeinen Kehraus dienen müssen, der beweist — und mag er auch Sonntags zweimal in die Kirche gehen, — eine im innersten Grunde irreligiöse, ja ganz ruchlose Gesinnung. Das Gefühl für die Heiligkeit des Lebens, die Achtung vor dem Menschen als vor dem Träger des göttlichen Geistes, — die unerschütterlichen Grundvorstellungen also, die jede wirkliche Religiosität aufbaut, — widerstreiten einer Auffassung, die, wenn auch nur theoretisch, ein so freventliches Spiel mit dem Menschen und mit Menschenleben treibt. —

Es soll ja nicht bezweifelt werden, daß der Krieg die Hoffnungen derer, die von ihm eine Befreiung aus dem Drucke der Uebervölkerung erwarten, bis zu einem gewissen Grade und in einem begrenzten Sinne zu erfüllen vermöchte. Selbst der furchtbarste aller modernen Kriege, der 30jährige, hat in einigen Gegenden Deutschlands nach dem Urteil bedeutender Historiker wie eine große Brache gewirkt. Werfen wir, um die Richtigkeit dieses Urteils zu prüfen, einen Blick auf das Bild, das unser deutsches Vaterland zu Anfang des 17. Jahrhunderts darbot. Das ehemals so reiche Kolonialland, das im Mittelalter die Entstehung von Übervölkerung andauernd verhindert hatte, war um diese Zeit längst aufgeteilt, — das ständig zunehmende Landmonopol des Adels verhinderte eine umfassende Kleinsiedelung, — die neuen Auswanderungsmöglichkeiten jedoch, die den westlichen Kulturländern bereits Abflußkanäle für ihre anschwellende Bevölkerung schafften, waren in Deutschland noch kaum bekannt. Da ist es nicht erstaunlich, daß wirtschaftliche Stagnation hier und dort, in Dorf und Stadt in Erscheinung treten mußte. Wo nun der große Krieg die Bevölkerung zwar dezimiert, nicht aber aufgerieben hatte, — wo er den Ackerbau und die Gewerbe zwar niedergelegt, doch nicht vernichtet hatte,

da bewährte sich die Reorganisationskraft der Natur, die auch in den Völkern mächtig ist, und ließ neues Leben aus den Ruinen sprießen. Auch das gegenwärtige Geschlecht besitzt begründete Hoffnung, daß, wenn der Krieg nicht mehr allzu lange dauern und sein Abschluß nicht zu schwere Konfliktstoffe als Vorbereitung für ein neues, noch mörderischeres Blutvergießen schaffen sollte, das Leben und die Keime des Lebens, die der Würgengel Tod noch verschonte, den blutgetränkten Boden des großen Weltenringens wieder mit einem frischen Teppich überziehen wird. Wie aber die Hoffnung auf die Wiedereinbringung des so ungeheuren Bevölkerungsverlustes eine wohlberechtigte ist, so ist das Überschreiten dieser Grenze von annähernd gleicher Gewißheit. Ja, wir können wohl annehmen, daß auch in der Zukunft, die nicht einmal eine allzu ferne zu sein braucht, das Gespenst der Übervölkerung in den Ländern Europas von neuem sichtbar werden muß. Soll sein Erscheinen dann wieder mit dem Rufe nach Krieg beantwortet werden? — Es ist sicher, daß eine zum Bewußtsein ihrer Lage gelangte Menschheit einen solchen Ausblick nicht zu ertragen vermag, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Wenn doch alles Ringen um Fortschritt, alle wirtschaftliche Vervollkommnung, alle Veredelung durch Erziehung, alle Vergeistigung der Kultur in spätestens jedem zweiten Menschenalter in einem einzigen großen Blutbade zusammenbrechen muß, wenn die Wissenschaft, deren Wahrheitsforschung nur dann sinnvoll und heilig ist, wenn sie der Steigerung, der Vergöttlichung des Lebens dient, immer weiter, immer ausgiebiger dazu prostituiert wird, raffinierte Werkzeuge zu erfinden, mit deren Hilfe Menschenmassen wie Ungeziefer vernichtet werden, — d a n n sind weiß Gott unsere besten Bestrebungen nicht erst der Mühe wert gewesen. Ein öder Materialismus, dem nur die Schlagwörter des Nationalismus als ein paar schimmernde Fetzen auf den Leib gehängt werden können, muß die schließliche Antwort auf den ständigen Bankerott der höchsten, der rein menschlichen Ideale werden. Nein, nur Afterweisheit vermag die letzten Ziele der Vernunft wissentlich der vernunftlosen Gewalt zu überantworten. Es kann ja niemand verhindern, daß die einmal entfesselte Kriegsfurie, über die keines Menschen Hand mehr Gewalt besitzt, die ihr gesteckten Ziele einfach überrennt. So ist auch trotz aller Anregung der Reorganisationskraft eine ungeheure Einbuße an kostbaren Werten das Endergebnis des 30jährigen Krieges gewesen.[7]) Nicht die Beseitigung der Überzähligen, sondern die Vernichtung der besten Volkskraft, — nicht die Er-

leichterung der Arbeit, sondern die annähernde Lahmlegung der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion, — das ist in den größten Teilen Deutschlands während dieser grausigen Zeit voll Blut und Tränen erreicht worden. Das Bild der blühenden, Städte und Dörfer tragenden Kulturlandschaft, auf der sich wenige Jahrzehnte früher die reichgesegnete Friedensarbeit des deutschen Volkes vollzogen hatte, war nur an recht wenigen Stellen durch den Anblick des noch primitiven, aber aufstrebenden Kolonialtandes verdrängt worden, — weit, weit öfter bot sich die „Wüste" dar. Und diese traurige Metamorphose trat nicht nur im wirtschaftlichen, sondern ebenso im geistig-seelischen Leben der Nation recht deutlich hervor. — Erinnern wir uns auch des kulturellen Resultats, welches die drei gewaltigen aber zeitlich sehr beschränkten Kriege, die der Reichsgründung vorangingen, geliefert haben. Diese Kriege, die der Hauptsache nach außerhalb der Landesgrenze geführt worden sind, und die eine Bereicherung und Befruchtung des Kapitals, alles in allem einen starken Aufschwung des Wirtschaftslebens, zur Folge hatten, wurden die Einleitung für eine Zeit ethischen Niederganges, wie sie in der Geistesgeschichte unseres Volkes nicht oft erlebt worden ist.

Besteht bei diesen Offenbarungen der Weltgeschichte für die Menschheit die sittliche Forderung, sich mit dem Krieg als mit einer zwar grausamen aber notwendigen Korrektive ihrer Überzahl für immer abzufinden, oder umschließt die Lehre, die das Bevölkerungsgesetz übermittelt, daß Menschen und Völker es lernen müssen, selbst ihre Zahl in den Grenzen ihrer Nahrungsmittel zu halten, nicht doch die eigentliche, die wahrhaft menschliche Pflicht? Es möge diese Frage einstweilen noch eine offene bleiben. Nur einer vorschnellen Beantwortung im negativen Sinne sei ein Wort der Widerlegung vorausgeschickt. Es ist nicht wahr, daß bei Anerkennung der letzteren Pflicht, das kulturell höher stehende Volk dem niederen, aber an Menschenzahl überlegenen Volke rettungslos preisgegeben sein würde. Es sind die positiven Hemmungen der Volksvermehrung (Hungersnot, Laster und Seuchen), welche, wie wir wissen, über die niederen Rassen weit mehr Macht ausüben als über die höheren; dann aber besitzen die hochentwickelten Kulturvölker in ihrer Fähigkeit zu kunstvoller politischer Organisation eine Möglichkeit der Sicherstellung, die für die niederen Rassen überhaupt nicht in Betracht kommt. Die Vereinigten Staaten von Europa würden in der Tat in der Lage sein, sich gegen jeden Einbruch roher Horden mit einem sehr geringen

Maß von Blutvergießen zu schützen, ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß die bloße Tatsache dieser Vereinigung den Willen zum Einbruch bereits im Keime ersticken würde.

„Das einzige Argument gegen mein Buch, das mir nicht ohne Kraft zu sein scheint", — so schreibt Malthus in einem später hinzugefügten, polemischen Anhang seines Werkes, „ist gegen die Anwendung seiner Grundsätze, nicht gegen diese selbst gerichtet."

Wenn es im Vorangegangenen gelungen sein sollte, den Inhalt des Bevölkerungsgesetzes klarzulegen, so wie die Konsequenzen, die berechtigterweise aus ihm gezogen werden können, so ist es nun geboten, der falschen Anwendung zu gedenken, die ihm vielfach eine so verhängnisvolle Wirkung gegeben hat. Daß Malthus selbst keine geringe Schuld an dem Zustandekommen dieser falschen Auslegung trägt, sei hierbei gleich eingangs festgestellt.

„Es ist eine ganz irrige Auffassung", so schreibt er in jenem Anhange zu dem „Versuche über die Bevölkerung", „daß ich ein Feind der Volksvermehrung sei. Ich bin lediglich ein Feind des Lasters und Elends und mithin des ungünstigen Verhältnisses zwischen der Bevölkerung und den Nahrungsmitteln, welche diese Übelstände hervorbringt. Dieses ungünstige Verhältnis hat aber keinen notwendigen Zusammenhang mit der absoluten Menge der Bevölkerung, welche ein Land erhalten kann. Im Gegenteil, es wird häufiger in dünnbevölkerten Ländern gefunden als in dichtbevölkerten." —

Wenn Malthus an dieser und auch noch an anderen Stellen seines Buches bekennt, daß ein gut bewirtschaftetes Land, d. h. ein solches, dessen natürliche Hilfsquellen genügend ausgenützt werden, ganz andere Möglichkeiten für eine gesunde Volkszunahme schafft wie ein vernachlässigtes, so hätte er doch mit anderer Dringlichkeit die rassenpolitische Notwendigkeit einer intensiven Landbewirtschaftung und Innenkolonisation betonen müssen.

Daß auch ein von Natur dürres und unwirtliches Land bei Anwendung von Fleiß und Intelligenz in eine Kornkammer verwandelt werden kann, das haben schon vor Jahrhunderten auf den Hochflächen von Peru die Indianer des Inkareiches bewiesen. Eine in ihren Wirkungen ähnliche, wenn auch technisch anders geartete Leistung vollbrachten unsere germanischen Vorfahren durch die erste Eindeichung der Nordseeküste oder in einer noch weit früheren Zeit die alten Ägypter durch die Regelung des Nillaufes.

Erst nach jahrtausendelanger Verödung des Landes ist diese Arbeit von einem modernen Kulturvolke wieder aufgenommen worden. Hierüber berichtet Damaschke:

„Was allein eine geschickte Bewässerung in unserer Zeit vermag, zeigt ein Blick auf Ägypten. Dort ernährt unter englischer Herrschaft heute das Land, das kaum halb so groß ist wie Bayern, fast 12 Millionen Menschen, d. h. fast das Zehnfache dessen, was es früher ohne den planmäßigen Kampf des Menschengeistes mit allen Hilfsmitteln moderner Technik zu ernähren vermochte." —

Wenn die kolonisatorischen Erfolge Englands in Ägypten und Indien trotzdem den Pauperismus im Mutterlande nicht überwunden haben, — wenn überhaupt gerade in den großen Kolonialpolitik treibenden Ländern Europas der Zustand der Übervölkerung, d. h. des Mißverhältnisses zwischen Menschenzahl und Nahrungsmitteln, so überhand nehmen konnte, so ist wohl die Annahme berechtigt, daß eine schlechte Verteilung der in der Heimat und in den Kolonien erzeugten Güter an diesen Resultaten wenigstens stark mitschuldig gewesen sei. Malthus hat selbst mehrfach ausgesprochen, daß ein Volk auch bei aufblühender nationaler Produktion immer tiefer in Not geraten kann, wenn seine Mehrheit infolge schlechter Verteilung der produzierten Güter zu deren Genuß nicht gelangt. Aber wir finden in den Klarlegungen dieses Lehrers der Volkswirtschaft kein System, ja nicht einmal Vorschläge, die die Regierung seines Landes und noch viel weniger die Bevölkerung selbst auf einen besseren Modus der Verteilung hinzuweisen vermöchte. Wir glauben gern, daß die englische Armengesetzgebung die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen nicht verbessert habe, und wir wissen, daß kein System der Almosenverteilung, — wie es auch immer geartet sei, — jemals diese Wirkung zu haben vermöchte. Aber ist damit der Beweis erbracht, daß jeder andere Weg, den ein Volk in dem Streben nach Verbesserung seiner Lage beschreitet, gleich erfolglos bleiben müßte? Das Manchestertum hat diese Frage im bejahenden Sinne beantwortet, und so konnte es geschehen, daß seine Anhänger gerade unter Berufung auf die Bevölkerungstheorie des Malthus das Zustandekommen jeder tiefergreifenden sozialen Reform immer erschwert oder gar verhindert haben. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß in den Reihen der Arbeiterschaft und unter denen, welche sich zu Wortführern ihrer Interessen gemacht haben, eine starke Abneigung gegen den Malthusianismus hervortrat, der alles Heil von der

Einsicht, der Selbstbeherrschung, ja dem Heroismus der Armen und Ärmsten erwartete, aber den moralischen Zwang, den er hier verlangte, auf die Beherrschung des niederen Triebes der Geldsucht nicht auszudehnen schien. Es bedurfte eben erst eines neuen Kultureinsatzes, um den Willen zur Selbsthilfe, ohne den Höherentwicklung nun einmal undenkbar ist, mit jener Verpflichtung zum Beistand zu verschmelzen, die eine Gemeinschaft, die eine menschliche zu sein beansprucht, ihren schwächeren Gliedern schuldet.

Erst der Sozialismus hat diesen Einsatz geliefert, und die ersten praktischen Erfolge, die auf diesem neuen Wege im Wirtschaftsleben des Volkes errungen wurden, sind auf das Verdienstkonto der Gewerkschaftsbewegung zu setzen. Indem der Sozialismus die Völker der Erde dazu aufruft, durch die vernünftige Organisation der Arbeit und des gegenseitigen Verkehrs, die natürlichen Hilfsquellen der Erde dem Menschengeschlechte in immer tiefgreifenderer Weise nutzbar zu machen, — indem er durch eine gerechtere Verteilung der produzierten Güter allen Arbeitenden ihren Anteil an diesen zu sichern bestrebt ist, — erbaut er die notwendige materielle Grundlage für die größtmöglichste Zahl gesunder und tüchtiger Menschen.

Der Sozialismus hat die Lehre des Bevölkerungsgesetzes, daß auch der Vermehrung des Menschengeschlechts natürliche Schranken gezogen seien, nicht widerlegt, aber er hat den gangbarsten Weg zur rechten, menschenwürdigen Anpassung gewiesen. Wohl bedürfen wir der Erkenntnis der ewigen Gesetze der Natur, denen wir Unterwerfung schulden, auch wenn sie hart mit uns sind. Aber mit dieser Erkenntnis allein kommen wir nicht vorwärts. Gab uns Natur denn nur eine erkennende, nicht auch eine wollende und fühlende Seele, — pflanzte sie nicht selbst die Sehnsucht nach Liebe, den Willen zur Aufopferung in unser Herz? Wären wir nicht furchtbar allein angesichts des kalten, über alles Einzelleben erbarmungslos fortschreitenden Naturgesetzes, wenn wir ihm nicht eine noch größere über alles Mechanische hinausreichende Macht entgegenzustellen vermöchten: das natürliche, in uns lebendige Bewußtsein der Solidarität des Menschentums? — Wie ist es überhaupt denkbar, daß die Enterbten der Erde fähig sein könnten, Menschheitszielen nachzustreben und um ihretwillen bereit sein sollten, auf die Befriedigung ihrer letzten, persönlichsten Glücksforderung zu verzichten, wenn die Menschheit selbst sie verläßt? — Und was kann für die Kinder des Glücks, denen ein mildes Geschick einen Platz an

der Tafel des Lebens bereiten half, der Begriff der Menschheit bedeuten, wenn er ihnen nicht einen Inhalt gibt, für den sie streben und kämpfen, ja nötigenfalls leiden und sterben würden? Diesen belebenden Trost, diesen seelenvergrößernden Inhalt geben die Menschheitsziele des wahren, des religiösen Sozialismus. Was sie in der Vergangenheit für eine verzweifelnde Generation bedeuteten, ist schon früher geschildert worden. Hier aber sei noch einmal ausgesprochen, daß ohne das Einsetzen und das siegreiche Vordringen der sozialen Bewegung schon um die Wende des neuen Jahrhunderts auf allen Gebieten des völkischen Lebens die Kräfte der Zersetzung gesiegt hätten.

Wie die Landfrage eines Volkes niemals dauernd durch das vom Nationalismus empfohlene Mittel der Eroberung gelöst werden kann, so ist die Lösung des Bevölkerungsproblems durch den Krieg nichts als ein gefährliches, irreführendes Trugbild. Landfrage und Bevölkerungsproblem fallen letzten Endes überhaupt zusammen, und hier wie dort sind es die zwar mühevollen, Geduld erheischenden, aber einzig zuverlässigen Mittel der Heimatpolitik: Organisation und Arbeit, Wissenschaft und Recht, die gesunde Zustände zu erhalten, entartete wieder zu überwinden vermögen. Der Wille, dem Volk und der Heimaterde ihre naturgebotene Zusammengehörigkeit bewahren, sie auch zahlenmäßig im richtigen Verhältnis zueinander zu erhalten, weist schließlich einer gesunden Land- wie einer aussichtsvollen Bevölkerungspolitik den besten Weg.

Hiermit ist nicht gemeint, daß die Höhe einer wünschenswerten Volksvermehrung jemals zahlenmäßig berechnet werden könnte, oder daß, — wenn solche Berechnung doch möglich, — die Innehaltung dieser Zahl von einer Nation erzwungen werden könnte. Nicht nur das Selbstbestimmungsrecht des Menschen, auch die Unberechenbarkeit der biologischen Vorgänge schließen für alle Zeiten Gesetze aus, die ein Mindestmaß von Kindererzeugung verlangen, oder ein Übermaß verbieten wollten. Um so mehr erscheint es des Menschen würdig, durch Erziehung und Selbsterziehung dahin zu gelangen, bei der höchsten Leistung seines Lebens, bei der Fortsetzung des eigenen Geschlechts, die Stimme der Vernunft zu hören und ihrer Weisung Gehorsam zu leisten.

Es ist bezeichnend für die Weltanschauung unserer Zeit, wenn gewisse moderne Bevölkerungspolitiker,[8]) bei ihrem Kampfe gegen den Geburtenrückgang Anklage gegen die Vernunft erheben, und diejenigen Elemente

des Volkes als vorbildlich hinstellen, die unter Verzicht auf die eigene Vernunftbetätigung sich in Fragen des sexuellen Lebens der Leitung der Kirche anzuvertrauen bereit sind.

Hier ist die Stelle, wo die natürliche Frömmigkeit sich erheben und gegen die Irreführung der öffentlichen Meinung Front machen sollte. Das reine Himmelslicht der Vernunft kann ja gar nicht genug in die bisher so verhängnisvoll verschleierten Vorgänge der menschlichen Lebenserneuerung hineinleuchten. Vernunft steht nicht im Gegensatz zu der Ursprünglichkeit und zu der Schönheit der Empfindung, die den liebenden Mann zum Weib, und das liebende Weib zum Manne zieht; sie widerstreitet nicht der natürlichen Elternfreude, die in den blühenden Kindern die lebendige Fortsetzung des eigenen Daseins beseligt umfaßt. Im Gegenteil: je tiefer Vernunft den Menschengeist in die großen Zusammenhänge des ewigen Werdens blicken läßt, je mehr enthüllt sie ihm die Erkenntnis, daß die schönsten Erlebnisse seines Daseins auch die notwendigsten und darum die heiligsten sind. So ist es gerade die Vernunft, die auch dem Geschlechtsleben religiöse Weihe verleiht, die die alte Weisheit des Schöpfungsmythos „Seid fruchtbar und mehret Euch!" mit der großen religiösen Forderung unserer Zeit: „Pflanze Dich nicht fort, sondern pflanze Dich hinauf", zu einem neuen, wahrhaft menschlichen Lebensglauben verschmelzen muß.

Dieses bewußte, Vernunft durchleuchtete Streben nach Vervollkommnung des eigenen Geschlechts gilt es denen gegenüber zur Anerkennung zu bringen, die nicht nur die Not der Übervölkerung durch die rohen und unvollkommenen Mittel des Krieges bekämpft wissen wollen, sondern die überdies noch die Meinung verbreiten, daß der Krieg das große, unentbehrliche Werkzeug natürlicher Auslese darstelle.[9]) Es ist nicht wahr, daß in den Kriegen das höherstehende Volk stets über das niedere triumphiert hätte; vom Standpunkte der Kultur und der Menschheitsbereicherung aus hat die Palme gar nicht so selten dem Besiegten, nicht dem Sieger gebührt. Diese Frage ist früher schon einmal gestreift worden.

Ich erinnere hier nur, um ein neues Beispiel zu bieten, an das durch die christlichen Völker des Mittelalters zerstörte Maurenreich, das die christlichen Königreiche an innerer Größe und Kultur weit überragte. War es nicht geradezu ein Verhängnis für das gesamte Geistesleben des Mittel-

alters, daß ein Volk, das in Wissenschaft und Kunst so Hervorragendes geleistet, das eine wundervolle Baukunst, eine tiefgründige Philosophie, eine wissenschaftliche Medizin, eine wohlorganisierte humane Rechtspflege hervorgebracht, — daß ein Staat, in dessen Machtsphäre im 12. Jahrhundert Frauenstudium und religiöse Toleranz möglich war, vielleicht gerade infolge seiner isolierten Höhenstellung, von vielen aber weit unvollkommneren Kräften überwältigt und seiner zukünftigen Entwickelung beraubt werden konnte? [10])

Wenn so der Krieg im Rahmen der Menschheit die natürliche Auslese keineswegs durchgängig zur Anwendung bringt, so kann man wohl sagen, daß er innerhalb eines Volkes diesem Prinzip direkt entgegenwirkt. Es sind ja die jungen, gesunden, körperlich leistungsfähigen Männer, die im Kriege vor allem herangezogen und in seinem Verlauf am zahlreichsten vernichtet werden; unter ihnen aber werden die seelisch wertvollsten, d. h. diejenigen, die sich vermöge ihrer überlegenen Intelligenz am meisten für die Führerposten eignen, oder, die sich infolge ihrer patriotischen Hingabe am kühnsten der Gefahr aussetzen, am sichersten dahingerafft. Daß die im Kriege vernichteten jungen Männer, — wenigstens soweit sie den höheren Ständen angehörten, — meist noch gar nicht Zeit gefunden hatten, Nachkommenschaft ins Leben zu setzen, macht ihren Verlust für die Nation um so schwerer. Im Gegensatz zu der Pseudo-Weisheit des Ausspruches vom Kriege, welcher der Vater aller Dinge sei, [11]) enthält das Dichterwort: „Ja, der Krieg verschlingt die Besten", eine wirkliche Wahrheit.

Aber auch die Scharen gesund Herausgezogener, deren Leben der Krieg nicht auslöschte, kehren zu einem großen Teil als Krüppel oder mit geschwächten Kräften zurück. Die erlittenen Verwundungen, ja mehr noch die Entbehrungen oder die überstandenen Seuchen haben ihre Spuren in ihrem Organismus deutlich zurückgelassen. Diese Geschwächten aber sind es, die gemeinsam mit den heimgebliebenen jungen Männern (von denen doch die Mehrzahl wegen körperlicher Untauglichkeit zurückgestellt wurde), in der nächsten Zukunft zur Aufrechterhaltung der Rasse berufen sein werden. Daß im Zeitalter des Wirtschaftskrieges, in dem durch die allgemeine Nahrungsmittelnot auch die nicht kämpfende Bevölkerung in einer früher nie dagewesenen Ausdehnung in Mitleidenschaft gezogen wird, selbst die junge Nachkommenschaft, — die Trägerin der zukünftigen Rassenerzeugung,

— nicht ungeschwächt aus den Kriegsjahren hervorgehen wird, darf schließlich nicht zu gering veranschlagt werden.

Zu den direkten rassenhygienischen Schädigungen durch den Krieg, die ich soeben klargelegt habe, gesellen sich die indirekten. Schwere Volkskrankheiten und Volkübel wie: Lungen- und Nervenleiden, Geschlechtskrankheiten, Trunksucht, also Dinge, die schon im Frieden auf den Völkern gelastet, damals aber mit umfassenderen Mitteln bekämpft werden konnten, greifen unter den ungünstigen Lebensbedingungen des Krieges verheerend um sich. In einem unter dem Titel „Die Gefahren der Geschlechtskrankheiten nach dem Kriege" erschienenen Aufsatze [12]) hat Professor Neißer (Breslau) dieses „schwerwiegende" Thema behandelt. Neißer vertritt die Meinung, daß die im Krieg erworbenen Geschlechtskrankheiten der Männer (auch von zahlreichen Erkrankungen der unter ungünstigen Verhältnissen zurückgebliebenen Ehefrauen weiß er zu berichten) noch später unheilvoll für unser Volk werden müßten, und er stellt Forderungen bezüglich umfassender, ärztlicher Überwachung auf, die solches Unheil, wenigstens so weit wie möglich, einschränken könnten. Als einen „Notschrei", in welchem er sich mit allen Ärzten einig wisse, bezeichnet Neißer seinen bereits im April 1915 erschienenen Mahnruf.

Die rassenverringernde Wirkung des Krieges, die so groß ist, daß sie auch durch die im Dienstjahr erzielte körperliche Ertüchtigung des Volkes nicht wieder ausgeglichen werden kann, steht also im scharfen Gegensatze zu der nationalistischen Phrase, die den Krieg als den Jungbrunnen des Volkes feiert. Daß diese Wirkung durch die neuzeitliche Organisation des Heereswesens noch um ein beträchtliches gesteigert worden ist, kann nicht bestritten werden. Ist es doch die moderne Art der Rekrutierung, welche die Opfer gerade an wertvollstem Menschentum so sehr vergrößert hat. Solange die Fürsten ihre Kriege mit Söldnerscharen führten, waren es, wenigstens was das Heer anbelangt, nur die Verluste des Offizierkorps, die dem Lande eine wirkliche Einbuße brachten, dagegen wurden durch die Vernichtung der Heeresmassen die Völker vielfach von jenen Elementen befreit, denen in einem gesunden Volkskörper keine Funktionen mehr zufallen.[13]) Es war ja die Menge der Heimatlosen, der Abenteurer und Deklassierten, die sich im Söldnerheere zusammendrängte; jene Scharen, die Schiller in seinem Wallenstein also charakterisiert hat:

Das ist der Auswurf fremder Länder, — ist
Der aufgegebene Teil des Volks, dem nichts
Gehöret als die allgemeine Sonne.

Noch ein Friedrich der Große konnte, unwiderlegt von Zeitgenossen, die Behauptung aufstellen, daß es bezüglich der moralischen Werte in einem Heere lediglich auf den Offiziersstand ankomme, während die Zuverlässigkeit der Mannschaften dadurch verbürgt werden müsse, daß sie vor dem Stock des Vorgesetzten mehr Furcht empfänden als vor der feindlichen Kugel. War es dem großen Preußenkönig auch keineswegs möglich, seinen Bedarf an Soldaten völlig durch Werbung zu decken, so zeigte er doch offenkundig das Bestreben, das von seinem Vorgänger geschaffene Kantonsystem so anzuwenden, daß möglichst alle wertvolleren und produktiven Kräfte des Bürger- und Bauernstandes dem Heeresdienste fernbleiben durften.

Mit der Einführung des Volksheeres ist die Bedeutung des Krieges, als eines Vernichters der überständigen, für die kulturelle Leistung unbrauchbaren Elemente ganz hinfällig geworden. Die allgemeine Wehrpflicht geht von dem völlig neuen Grundsatze aus, daß das Volk, das von der Stufe des bloßen „Untertanen" dazu emporstieg, lebendiger Träger des Staates zu werden, auch für die Verteidigung des Vaterlandes all seine Kräfte, sein Gut und Blut einzusetzen hätte. Daß die Dienstpflicht aller Wehrfähigen, die seit Ende des 18. Jahrhunderts in Zeiten schwerer Not von den meisten Kulturnationen eingeführt wurde, die vollkommenste Gewähr des Landesschutzes gibt, ist ebenso unbestreitbar, wie die Tatsache, daß der Kabinetts- und Eroberungskrieg, an dem das Söldnerheer keinen Anstoß nahm, dem Sinne des Volksheeres zuwiderläuft. Da eine Verteidigung ohne vorangegangenen Angriff jedoch undenkbar ist, so hätte in dem Maße, in dem die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht in den verschiedenen Staaten vor sich ging, den Kriegen zwischen den Kulturvölkern ein Ende bereitet werden müssen. Das gerade Gegenteil hiervon ist eingetreten. Schon der große Condottiere Napoleon I. hat die Mobilmachung des waffenfähigen Volkes zum Zwecke der Landesverteidigung, welche die einzigartige Idee der Französischen Revolution war, für die Befriedigung seiner eigenen ehrgeizigen Pläne mißbraucht; und auch in der nachfolgenden Zeit hat die durch die allgemeine Wehrpflicht geschaffene

Möglichkeit, stets ungeheuere Streitscharen ins Feld stellen zu können, anreizend auf ruhmsüchtige Feldherren oder auf ehrgeizige, gewinngierige Politiker gewirkt, wenn auch die selbstischen Motive stets hinter der patriotischen Maske verborgen blieben.

Es ist ja ganz auffallend, daß die fortgesetzte politische Spannung, welche die europäische Politik der letzten Jahrzehnte kennzeichnet, gleichzeitig mit der politischen Machtstellung in Erscheinung trat, welche die Groß-Industrie und die Hochfinanz innerhalb der Nationen errang. Eine so segensreiche Bedeutung ein tüchtiger Kaufmannsstand als Vermittler zwischen fremden Kulturen für ein aufstrebendes Volk gewinnen kann, so hat sich doch erwiesen, daß das Eindringen des Handelsgeistes in die Politik von ausgesprochen zersetzender Wirkung war.

Wie ist es aber erklärlich, daß jener Kapitalismus, dessen internationale Tendenz wir bei Darlegung der Geschichte des Sozialismus feststellen konnten, auf einer späteren Entwicklungsstufe eine so deutliche Hinneigung zum Nationalismus und Imperalismus annehmen konnte, wie man sie in dem letzten Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Weltkrieges allenthalben beobachtet hat? Die Antwort ist naheliegend.

Der Industrialismus, denn dies ist die moderne Form des Kapitalismus, der seinem ganzen Wesen nach vaterlandslos ist, war international gesonnen, solange es sich noch darum handelte, durch Zusammenwirken mit den gleichinteressierten Kreisen des Auslandes jenen Weltmarkt zu schaffen, der ihm zur Abnahme seiner gesteigerten Produktion notwendig war. Er wurde national, in dem Maße, in dem sich nach Etablierung des Weltmarktes die früheren Gefährten gleichen Strebens in Konkurrenten verwandelten. Die nationalen Empfindungen des Industrialismus laufen also in erster Linie auf das Streben hinaus, durch den Einfluß der heimischen Politik die ausländische Konkurrenz so weit wie möglich aus dem Felde zu schlagen. Je mehr die Repräsentanten der Großindustrie und der Hochfinanz durch die alles überbietende Macht des Geldes Gewalt über die Gestaltung des staatlichen Lebens erlangten, desto mehr konnten sie einen Druck auf die Regierungen ausüben, ihnen bei ihren wirtschaftlichen oder finanziellen Unternehmungen durch Androhung der Waffengewalt Hilfe zu leisten.

Die Interessen des Industrialismus, der durch das Mittel der Nation sich selbst Handelsmonopole sichern will, fallen also logischerweise mit denen

des Imperialismus zusammen, dem als erstrebenswertestes Ziel die politisch-militärische Machterweiterung seines Landes vorschwebt.

Während die Beziehungen, die der vorindustrielle Güteraustausch zwischen den Nationen anknüpfte, kulturfördernd und innerlich verbindend wirkten, so sind es unheilvolle Fäden, die der im Bunde mit dem Imperialismus stehende Industrialismus von Volk zu Volk gesponnen hat. Die Mehrheit dieser Drähte, die so oft in Minen endeten, sind bis zum Augenblick der Explosion von den Nationen unbeachtet geblieben. Auf einen derselben, dessen gefahrdrohender Charakter jedoch von vornherein erkenntlich war, möchte ich in diesem Zusammenhange noch hinweisen. Es ist der russisch-französische Handelsvertrag, dessen Beginn die große russische Anleihe darstellt, welcher die offiziellen französischen Kreditinstitute 1896 dem französischen Geldmarkt erschloß unter Bedingungen, die den damaligen Wirtschaftsverhältnissen des Zarenreiches in keiner Weise entsprachen. Dieses Geschäft, das wegen des hohen Verdienstes, den es für diese abwarf, den Banken zum Vorteil, den Sparern bei der Unsicherheit des Kredits jedoch zum Nachteile gereichte, führte in Frankreich zu jener künstlichen Stimmungsmache für Rußland, die so erfolgreiche Arbeit für den Ausbruch des Weltkrieges geleistet hat.[14])

Wenn es dem Kommerzialismus in diesem, wie in so zahlreichen anderen Fällen gelang, eine Nation über den wahren Sachverhalt hinwegzutäuschen und so den eigenen, selbstischen Interessen dienstbar zu machen, so erklärt sich dieser erstaunliche Vorgang aus der ungeheuren Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die der Macht des Geldes durch das Mittel einer von ihr geleiteten Presse möglich ist. So hat Otto Röse, ein erfahrener Politiker und langjähriger Kenner französischer Verhältnisse, in einem vor dem Kriege erschienenen Aufsatze[15]) anschaulich klargelegt, daß ein wirtschaftlich im Bankwesen verankerter Presseblock von etwa sechs Zeitungen, die er mit der Bezeichnung „Informationspresse" zusammenfaßt, systematisch dafür sorge, daß, — damit die Begeisterung für Rußland nicht abflaue, — der Deutschenhaß erweckt werde. In der richtigen Erkenntnis, daß eine geschickt zurechtgemachte nationalistische Idee stärkere Wirkung auf ein Volk auszuüben vermag, als die öffentliche Aufrollung von Geldinteressen, hat diese Presse die halb in Vergessenheit geratene elsaß-lothringische Frage wieder hervorgeholt und zwecks Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften aufs politische Trapez gebracht.[16])

Daß weder die Menge des arbeitenden Volkes noch die politisch-urteilsfähigen Persönlichkeiten Frankreichs einen Waffengang mit Deutschland wünschten, davon war unser bis kurz vor Kriegsausbruch in Frankreich lebender Gewährsmann (Otto Röse) völlig überzeugt. Noch am 17. Juli 1914 wußte er in der „Schlesischen Zeitung" von einem Plane der französischen Provinz-Zeitungen zu berichten, sich durch Zusammenschluß von der Herrschaft jener Informationspresse zu befreien, in deren Treiben man die Gefahr für das Land deutlich erkannte, auf welche man aber des kostspieligen Auslands-Nachrichtendienstes wegen bisher einfach angewiesen gewesen war.[17]) Nun wir wissen, daß dieser Plan durch die Ereignisse überholt worden ist. Der Mammonismus brauchte den Völkerhaß, und den Einwirkungen seiner Lesekost hat die jahrelang bearbeitete „öffentliche Meinung" in der kritischen Stunde nicht widerstanden. So konnte es geschehen, daß alle Greuel der modernen Vernichtungsmittel über zwei Völkern entfesselt wurden, die beide Großes und Herrliches für die Kultur der Menschheit geleistet haben und deren ganzes seelisches Wesen der gegenseitigen Ergänzung und gegenseitigen Befruchtung so sehr bedarf.

Wie schwer auch der Vorwurf, planmäßig Völkerhaß gesät zu haben, die eben gekennzeichnete französische Presse trifft, so wäre es doch ungerecht, allein gegen sie Anklage erheben zu wollen. Es hat in jenen den Krieg vorbereitenden Jahren in allen großen europäischen Ländern, — wenn auch in verschiedenem Grade und in verschiedener Ausdehnung, — eine Presse gegeben, welche die Interessen einer Kaste für diejenigen der Nationen eingesetzt hat. Das Mittel, mit dem diese Journalisten ihre Leser getäuscht und feindliche Empfindungen in ihnen erweckt haben, bestand vor allem darin, daß sie die verderbte Meinung ihrer ausländischen Kollegen und Gesinnungsgenossen als die Meinung einer ganzen Nation dargeboten und verbreitet haben. Nachdem sie auf diese Weise den Boden für ihre Aussaat vorbereitet, haben sie durch Schmeichelei gegenüber der eigenen und durch Herabsetzung und Verdächtigung der fremden Nation jene Beziehungen zwischen Volk und Volk vergiftet, die sich bereits nach vernünftigen und wahrhaft menschlichen Gesichtspunkten zu regeln begannen. Erinnert man sich demgegenüber daran, mit welcher Inbrunst die Völker um eine „freie Presse" gerungen haben, so berührt dieser Ausgang wie eine grausame Ironie der Weltgeschichte. Mit Recht hat jemand vor dem Kriege gesagt, daß, wenn Jesus in unserer Zeit auf der Erde erschienen

wäre, er die Menschen das Vaterunser beschließen gelehrt hätte: „Gott erlöse uns von der Presse."

So sehr es im Interesse der Menschheit wie jeder einzelnen Nation liegt, mit Freimut die falschen Voraussetzungen zu zerstören, auf denen der Glaube an die ewige Notwendigkeit des Krieges sich aufbaut, so notwendig es daher auch ist, die Unlauterkeit der Quellen aufzudecken, die ihn im Gegensatz zum natürlichen Entwickelungsverlauf künstlich lebendig erhalten, so ferne liegt es einer auf Wahrhaftigkeit gegründeten Weltanschauung, die ethischen Wirkungen zu leugnen, die der einmal entfesselte und im Bewußtsein der Landesverteidigung aufgenommene Krieg auf die Glieder eines tüchtigen Volkes auszuüben vermag. Gibt es denn überhaupt ein Unglück irgendwelcher Art, dem — wofern es von tapferen Menschen oder Völkern getragen wird, — nicht auch Segenswirkungen abzuringen wären?

Es ist die Notlage, in die der Krieg ein jegliches Land stürzt, die vielen seiner Kinder die Gelegenheit verschafft, die kleinen Sorgen für die eigene Existenz, welche die Notwendigkeit des Broterwerbes mit sich bringt, nun einmal eine Zeitlang verlassen und im hingebungsvollen Dienste für eine große Idee aufgehen zu dürfen. Religion ist tragische Freude zu dienen. Wie sehr die Möglichkeit eines Dienens im höchsten Sinne religiöse Weihe über ein ganzes Volk auszugießen vermag, das haben wir alle in den Augusttagen des Jahres 1914 und bei mancher späteren Wendung erlebt, die eine besonders starke Anspannung der Kräfte verlangte. Abgesehen von den Wenigen, die seelisch unfähig sind, die Idee des Vaterlandes zu erfassen, und den noch Wenigeren, die — obwohl von warmer Vaterlandsliebe erfüllt — das Zerreißen der menschlichen Einheit als tiefen Schmerz empfanden, haben damals alle höchste Glücksgefühle genossen. Gerade die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit des tragischen Ausgangs, der Aufopferung des eigenen Ichs, welcher der Vaterlandsverteidiger ins Auge blicken mußte, hat den religiösen Schwung, den Zauber dieser Tage nur noch gesteigert; denn der Wille nach Hingabe für das Ideal lebt tief im Wesensgrunde jeder unverdorbenen Natur. Während es aber im Alltagsleben des Feuers einer gottbegeisterten Seele bedarf, um diesen Willen, der sich alsdann nur durch unermüdliche Anhäufung von scheinbar unbedeutenden Einzelheiten bekunden kann, wachzuhalten, wird er in diesen Zeiten auch

bei matten Naturen durch die Flamme der allgemeinen Begeisterung hoch entfacht und sofort auf ein großes Feld heroischer Betätigung hingewiesen. So konnten wir erleben, daß ein erhabener Wille uns aus den Augen aller Volksgenossen entgegenleuchtete, und daß ein Gefühl, dessen Stärke und Innigkeit vorher nur Wenigen in gleichem Maße bewußt geworden war, das Gefühl der Liebe zum eigenen Volke, jedes trennende Moment beseitigte. Wir kannten keine Parteien mehr — wir waren nur noch Deutsche. Wie immer das Aufgehen in einer Einheit, das den Menschen über sich selbst hinaushebt, zu einer Erhöhung seines Wesens führt, so erlebte auch die deutsche Volksseele eine Seligkeit, die keiner Steigerung mehr fähig schien.

Nun wir wissen, daß die Idee des Vaterlandes, die in Tausenden und aber Tausenden durch den Ausbruch des Krieges neu belebt worden ist, sich in Not und Gefahr bewährt hat. Im Feuer der Schlachtfelder wie daheim unter den Mühseligkeiten der Arbeit, unter der Trauer über den Verlust geliebter Menschen, hat sie zu Taten geführt, die der höchsten Anerkennung wert sind, Taten, denen der Erfolg nicht versagt blieb. Aber wir erlebten auch eines: daß die Einheitlichkeit der Empfindung, die den Anfang kennzeichnete, im Fortgang der Ereignisse nicht gewahrt werden konnte, — daß die Vaterlandsliebe, die zeitweilig jede andere Empfindung auszulöschen schien, das Bewußtsein der menschlichen Einheit doch nicht erstickt hatte, und daß beide in zahllosen Stunden heiße Kämpfe in Menschenherzen ausfechten mußten. Daß diese Kämpfe hier und dort das seelische Gleichgewicht bedrohten, daß sie den Geist in Schmerz und Verzweiflung, ja, nicht selten in Umnachtung treiben konnten, dafür legte der schwermütige oder verstörte Ausdruck so manches Heimkehrenden, der Zuwachs, den die Irrenhäuser erhielten, ein beredtes Zeugnis ab. Briefe, die aus dem Feuer der Front oder aus den Schützengräben in die Heimat gelangten, berichteten von den Qualen, welche die sittliche Persönlichkeit in ihrer Tätigkeit als Werkzeug gräßlichster Zerstörung durchkosten mußte. Solche Briefe wurden zwar nicht in den Zeitungen veröffentlicht, aber in den Familien mit tiefster Erschütterung gelesen. Sie fanden hier einen um so stärkeren Widerhall, als ähnliche, wenn auch nicht gleich entsetzliche Eindrücke den Boden vorbereitet hatten. Da waren es die nimmer endenden Transporte der Verwundeten, die gefüllten Säle in den Lazaretten, die ein Übermaß menschlichen Leidens enthüllten. Diese todbleichen Gesichter dahinwelkender

Jünglinge, diese verstümmelten Glieder ehemals so herrlicher Gestalten, diese erloschenen Augen, in denen nie mehr das Licht eines großen Gedankens, das Feuer einer edlen Empfindung aufleuchten würde, diese Frauengestalten, die vor den Trümmern ihrer Hoffnungen selbst zusammenzubrechen schienen, sie alle schienen mit heiserer Stimme eine einzige schwere Anklage gen Himmel zu rufen.

Ein schon im Frühling 1915 in einer Jugendzeitschrift ohne Namensnennung veröffentlichtes Gedicht [18]) gibt trotz seiner Kürze den Inhalt dieser Empfindungen umfassend wieder:

Sagt an, wer werden die Sieger sein,
Wenn das Feuer der Schlachten verloht? —
Hunger, Armut, Krankheit, Pein
Und der oberste Kriegsherr: der Tod.
Und wer die Besiegten auf blutigem Feld
In tausend Qualen und Schmerzen?
Die Jugendkraft und Blüte der Welt
Und der Mütter zerrissene Herzen.

Man lasse sich nicht durch den Geifer der Zeitungen beirren, die jede derartige Empfindung, vor allem aber den leisesten Versuch ihrer Bekundung als deutsche Sentimentalität, als Nervenschwäche oder Schlimmeres zu brandmarken suchten. Es ist ganz sicher: Nur gemeinen Naturen blieben solche Empfindungen fern. — —

„Wer diesen Krieg in vorderster Linie mitkämpft", so schrieb am 18. Oktober 1914 der Freiherr Marschall von Bieberstein, preußischer Landrat und Hauptmann der Landwehr im 1. Garde-Regiment zu Fuß, in einem an die Völker germanischen Blutes gerichteten Aufruf, [19]) „wer sich vergegenwärtigt all das Elend, all den unsagbaren Jammer, den ein moderner Krieg einesteils durch die entsetzlichen Wirkungen der Geschosse unserer heutigen Waffen aller Art, anderenteils indirekt durch den wirtschaftlichen Ruin von Hunderttausenden bei den so kompliziert ineinandergreifenden ökonomischen Beziehungen der Völker untereinander hervorruft, der wird sich zu der Überzeugung durchringen müssen, falls er sie nicht schon vorher gehabt: die Menschheit muß den Krieg überwinden lernen, es ist nicht wahr, daß der ewige Frieden ein Traum sei und noch dazu kein schöner, es muß, es wird eine

Zeit kommen, die den Krieg nicht mehr kennt, und diese Zeit wird gegenüber der unsrigen einen gewaltigen Fortschritt bedeuten. Wie menschliche Gesittung den Kampf aller gegen alle überwunden, wie der Einzelne sich hat gewöhnen müssen, sein Recht beim Staate zu suchen, nachdem der allgemeine Landfriede Blutrache und Einzelfehde abgelöst, so wird auch die Entwickelung im Leben der Völker Mittel und Wege finden, um die auftretenden unvermeidlichen Konflikte anstatt in den Formen des Krieges in irgendwelchen geordneten Verfahren zu erledigen, gleichgültig, wie wir uns die Einzelheiten denken wollen."

Es ist interessant, sich zu vergegenwärtigen, wie Biberstein, der am 11. November 1914 auf französischer Erde fiel und der durch seinen Heldentod ebenso überzeugend seine Vaterlandsliebe, wie durch seinen gedankenreichen Aufruf seine edle, menschliche Gesinnung bekundet hat, sich den Weg dachte, den die germanische Rasse beschreiten müsse, damit „dieses grauenhafte Gemetzel" das letzte gewesen ist, das Europa gesehen hat. — Er vertritt die Meinung, daß nur ein Zusammenschluß aller Völker germanischen Blutes die Menschheit von der Geißel des Krieges befreien könnte. Aus den Vergangenheitsleistungen des germanischen Geistes, als deren höchste er die Auflösung des römischen Imperiums, die Reformation und die Gründung des Deutschen Reiches betrachtet, schöpft er die Gewißheit, daß die germanische Rasse, die bei aller reichen Differenzierung doch durch unverkennbare Seelenverwandtschaft innerlich verbunden ist, Kraft genug besitzen werde. um sich wiederum neue und höchste Ziele zu stecken.

„Der Zusammenschluß der Völker germanischen Blutes ist eine geschichtliche Notwendigkeit, er wird, er muß kommen, und die Frage ist nun, wann die Völker einsichtig werden, ihn zu vollziehen."

Die Vorstellung, daß der Aufbau der letzten uns erreichbaren Einheit, der Einheit der kulturschaffenden Menschheit, durch die Zwischenstufe eines großen germanischen Völkerbündnisses vorbereitet werden müsse, hat für das deutsche Empfinden, wie für die evolutionistische Überzeugung viel Verlockendes. Ob unter der gegebenen politischen Gruppenbildung, die durch die Augenblicksforderungen des Krieges wohl mehr als durch eine innere Notwendigkeit bedingt sind, gerade jene Idee zur Wirklichkeit werden könnte, bleibt dahingestellt. Sie erscheint uns

auch in dem Biberſteinſchen Aufruf nicht als das wichtigſte. Was für uns jedoch von großer Bedeutung iſt, ſind folgende Momente:

1. daß ſich hier im Geiſte des tapferen Vaterlandsverteidigers der Krieg nicht als das große, ſeelenſteigernde Erlebnis, ſondern als das „grauenhafte Gemetzel" widerſpiegelt,

2. daß jemand, der ſelbſt als Handelnder an dem größten Kriege teilnimmt, der jemals über die Menſchheit hereinbrach, die Überwindung des Krieges für möglich hält, und

3. daß er in einer vernunftgetragenen, auf Weſens- und Intereſſengemeinſchaft beruhenden Organiſation den Weg erkennt, der dieſem hohen Ziele zuführen muß.

Wie iſt es zu erklären, daß Männer germaniſchen Blutes, die, wie Biberſtein mit vollem Recht behauptet, Waffenfreudigkeit und eiferſüchtige Wahrung der Selbſtändigkeit ihres Stammes als Erbteil ihrer Raſſe mitbekommen haben, inmitten des Weltkrieges zur Bejahung des großen Gedankens des Völkerfriedens gelangen konnten?

Die Antwort, die ich für die ſelbſtverſtändliche halte, iſt dieſe:

Die ſchaffende Arbeit, die den höchſten Lebenswert des neuen Menſchen ausmacht, hat ihn ſeeliſch in einen unlösbaren Gegenſatz zu der größten Forderung des Krieges, der planmäßigen Zerſtörung, gebracht. Wie ſehr auch im Anfang die nationale Erregung dieſe Tatſache zu verſchleiern vermochte, auf die Dauer mußte ſie doch in Erſcheinung treten und zum inneren Widerſpruch gegen den Krieg führen.

Es ſoll ja gewiß nicht geleugnet werden, daß für dahingegangene Zeiten und für dahingegangene Geſchlechter (wie auch jetzt noch für alle kulturell unentwickelte Raſſen) der Krieg ſich als Erzieher bewährt habe. Sowohl unſere kraftvollen, aber ſeeliſch noch primitiven Vorfahren, welche die Friedenszeit nur mit Jagd, Spiel und Trunk auszufüllen wußten und ſelbſt ihren geringen Ackerbau noch den Frauen und Knechten aufbürdeten, — wie das ſeeliſch hochentwickelte, aber zu geiſtigem Sybaritentum neigende Griechenvolk, das die Arbeit als Sklavenpflicht verachtete, bedurften der ehernen Notwendigkeit des Krieges, um nicht in Trägheit, Unmäßigkeit und Verweichlichung zu verfallen. In dem Maße, in dem ein Volk dazu gelangt, ſein Leben in den Dienſt der Arbeit zu ſtellen, gewinnt es die Möglichkeit, den für ſeine Kraftentfaltung unentbehrlichen Daſeinskampf in rechtsgetragenen Formen zu führen. Die Auf-

hebung des Rechtszustandes, die der Krieg mit sich bringt, bedeutet für ein solches Volk keinen Gewinn; der Krieg kann ihm nicht mehr Erzieher sein. Aus dieser Einsicht heraus gilt es eine Dialektik zu bekämpfen, die, um den Kultus des Krieges zu betreiben, die Werke des Friedens und ihre seelenbildenden Wirkungen planmäßig verleumdet. Die „Tat" im höchsten Sinne des Wortes, der „logos" des Evangeliums und des Faust, — die Tat, die, vom schöpferischen Geiste erzeugt, selbst höchste Werte schafft, — die Tat, die ihrem eigentlichen Wesen nach der Steigerung und der Veredelung des Lebens dient, diese Tat ist die höchste Blüte des Friedens. Und niemand soll behaupten, daß diese Friedenstaten keine Hingabe, keine Preisgabe des eigenen Ichs verlangten. — Ist der Forscher, der im Dienste seiner Wissenschaft in unwirtlichen Ländern schwersten Entbehrungen standhält, — ist der Arzt, der, um die Leiden der Menschheit lindern zu können, sich der Ansteckungsgefahr preisgibt, ja welcher fähig ist, sich selbst mit Giftstoffen zu impfen, um zur Erkenntnis vorzudringen, nicht ein echter Held?

Wie reich ist Deutschland an solchen Männern der schaffenden Tat und des schaffenden Gedankens, aber die Jugend wächst in Anschauungen auf, als ob nur die erfolgreichen Feldherren oder höchstens noch die Dichter und Religionsstifter zu den großen Männern ihres Volkes gehörten. Die allgemeine Verehrung Bismarcks, der selber nie das Schwert geführt, bildet hier so ziemlich die einzige Ausnahme. Wer weiß in deutschen Landen, was das Lebenswerk eines Hermann Brehmers, des Begründers der modernen Lungenheilkunde, für Volk und Menschheit bedeutet hat? Wer kennt auch nur den Namen eines Semmelweiß, des ersten Forschers, der das Wesen des Wochenbettfiebers wissenschaftlich ergründet und die abergläubischen, verhängnisvollen Vorstellungen einer Pseudo-Wissenschaft mutig bekämpft hat? Wenn er Verkennung und Geringschätzung von seiten der Fachgenossen, ertrug, um auf dem als richtig erkannten Wege weiterschreiten zu können, so sind es Tausende und aber Tausende von Müttern in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, denen solche „Tat" das Leben gerettet hat.[20]) — — — Wie wenig weiß, — um hier auch ein ganz andersgeartetes Beispiel zu bieten, — der Geschichtsunterricht der Schule von dem großen kulturellen Lebenswerk eines Friedrichs II. zu berichten. Für ihn ist dieser große Mensch fast ausschließlich der Sieger der Schlesischen Kriege. Aber daß dieser Sieger

niemals auf den Gedanken verfiel, das eroberte Land an seine Brandenburger oder Pommern aufzuteilen, daß er vielmehr die Land- und Bevölkerungsfrage jeder Provinz durch diese selbst lösen ließ, das ist es, was nicht nur die höchste Ehre des Königs ausmacht, sondern was auch Schlesien geistig erst für Preußen erobert hat. Ohne diese höchste Gerechtigkeit, die ihm hier wie in Glaubenssachen zuteil ward, wäre Schlesien nimmer ein halbes Jahrhundert später der Mittelpunkt der preußischen Erhebung geworden. Ist es nicht bezeichnend für die seelische Eigenart unseres Volkes, daß der größte Sohn Deutschlands (denn als solcher kann Friedrich wohl betrachtet werden) Kriege aus Zwang und mit Widerwillen, friedliche Kolonisation jedoch aus Neigung und mit innerster Befriedigung betrieben hat? Legen seine Friedens„taten" und alle jene, die ihnen ähnlich sind, nicht weit mehr als gestürmte Stellungen und bombardierte Städte Zeugnis ab von dem „deutschen Wesen", an dem die Welt noch einmal genesen soll?

Wenn die Lobredner des Krieges an diesen Taten und ihren Vollbringern vorbeisehen und sie gerade für die Jugend, die doch an Vorbildern heranwachsen muß, so gar nicht fruchtbar machen, so wissen sie wohl, warum sie also handeln. Es geht ein Hauch reiner Menschlichkeit von dem Wirken solcher Männer aus, der dem Nationalismus und seiner seelenverengenden Vorstellungswelt Gefahrt droht. Wie die Früchte ihrer Arbeit nicht nur ein Volk erlaben, wie ihr Lebenswerk, obwohl stark ihre nationale Eigenart enthüllend, der ganzen Menschheit gehört, so weisen sie durch die Art ihres Wirkens auch auf die Wege hin, auf denen nationale Gegensätze am leichtesten und am würdigsten überbrückt werden können. Dieser Weg heißt gemeinsame Arbeit der Völker an höchsten Menschheitswerten. Weil die schaffende Arbeit die schönsten und erhabensten Seiten der menschlichen Natur enthüllt, so ist sie es, die den großen Grundgedanken aller Religionen, „Achte den Menschen", erst recht in Erscheinung treten läßt.

Und dies ist das andere Moment„ das die Qualen der sittlichen Persönlichkeit erklärt, die sich durch das Schicksal in den Dienst der Zerstörung gestellt sieht. So groß und über allen Zweifel erhaben ihre Fähigkeit zur patriotischen Hingabe ist, so empfindet sie es doch als etwas Widernatürliches, Menschen mit schändlichen Mitteln zu vernichten, die ihr Arbeitsgenossen im höchsten Sinne des Wortes gewesen oder deren

Fähigkeit hierfür sie klar erkannt hat. Und bekennen wir es frei: So bitter dieser Widerstreit der Gefühle, diese innere Zerrissenheit von denen empfunden worden ist, die sich ihnen preisgegeben sahen, vergebens sind sie nicht durchkostet worden. In dem Schmerz über die Vergewaltigung des besseren Ichs, den der religiöse Mensch angesichts der Furchtbarkeiten des modernen Krieges erlebte, ruht unsere sicherste Bürgschaft auf eine lichtere Zukunft. Er rief in Tausenden von Herzen, die vorher diesen Fragen ferngestanden, die heiße Sehnsucht nach Überwindung des Widerspruchsvollen statt nach Zuständen, in denen die Betätigung der Vaterlandsliebe nicht mehr unter Verleugnung der Menschlichkeit zu erfolgen habe. Ein solches inneres Erlebnis läßt sich jedoch nicht niederzwingen, es schreit nach Ausdruck. So wird in allen Ländern gar mancher von den Schlachtfeldern heimkehrende Soldat sich von den journalistischen Lobrednern des Krieges den Mund nicht binden lassen, sondern mit Freimütigkeit vor der Welt Zeugnis ablegen: „Auch ich will meinen Teil erwidern. Denn voll bin ich von Reden und es dränget mich der Geist in meinem Innern. Siehe, mein Inneres ist wie Most, der keine Luft hat und die Schläuche zersprengt. Ich will reden und wieder aufatmen." [21])

Ja, es ist das lebendige, tiefempfundene Bewußtsein der Solidarität aller Vernunftbegabten, — als der Träger des gleichen Gottesgeistes, — das Protest gegen den Krieg und seine menschenunwürdigen Mittel erhebt. Dieser kann nicht eher überwunden werden, ehe nicht diese Empfindung in der Seele der gesamten Menschheit wieder befreit wurde, — befreit, — da die Natur sie in jedes Menschenherz gepflanzt hat. Ehe dieses Bewußtsein nicht allenthalben zur Überzeugung wurde, werden alle internationalen Verträge, alle zwischenstaatlichen Organisationen und alle europäischen Schiedsgerichte ein Gebäude darstellen, das auf tönernen Füßen ruht. Wo aber dieses Bewußtsein in voller Klarheit und mit elementarer Kraft erwachte, muß die einfache Logik der Tatsachen auch den Willen ins Leben treten lassen, der die innerlich empfundene und vernunftgemäß erkannte Einheit zu verwirklichen entschlossen ist.

Das Bewußtsein der Solidarität aller Vernunftbegabten! Das ist die Achtung vor dem Menschen, — das ist die Humanität, — das ist, — um alle diese hohen Werte in einem höchsten zusammenzufassen: — Die Religion. Gebet den Völkern Religion! Hierin liegt die Lösung nicht nur der sozialen, sondern auch der politischen Fragen unserer Zeit.

Niemals ist wahre Religion, — die Vereinigung der Seele mit Gott, die Darstellung des Göttlichen durch den Menschen, — so furchtbar verraten worden, wie in dieser Zeit; niemals ist Religion einer menschlichen Generation notwendiger gewesen als der unsrigen; niemals, — und dies ist unsere Hoffnung, — hat die Sehnsucht nach Religion und nach ihrer Hilfe heißer in Menschenherzen gebrannt, als in den unseren. Sehnsucht nach Religion! Nach Religion, die redlich und schlicht ist; die das meint, was sie sagt, und deren Lehren nicht dazu herhalten müssen, Mißbräuche zu heiligen, — nach Religion, die nicht Fessel des Geistes noch Morphium für die Seele, sondern Stab und Stütze der sittlichen Persönlichkeit und das Brot ihres Lebens ist. O wie leid sind uns jene Christfestpredigten, in denen man während dreier Kriegsweihnachten von allen Kanzeln herunter hören konnte, daß mit dem Frieden auf Erden der Friede auf Erden nimmer gemeint sei, und wie wenig hat dieses Gaukelspiel die holde Weihnachtsbotschaft ihres schlicht eindeutigen Sinnes zu berauben vermocht.

„Was mich an der Natur am meisten erbaut", so schrieb mir Freundeshand, noch durchbebt von den furchtbaren Eindrücken der blutigen Wahlstatt, „das ist, daß sie ganz ohne Falsch ist. Wohl frißt eins das andere und tiefer Friede ist es nicht, was sich dem Blick des Forschers enthüllt. Aber die Raubtiere, die Schlangen, sie sind nicht „falsch". Sie müssen so handeln, wie ein innerer, ihnen von der Natur verliehener Trieb, sie zu tun antreibt. Was bei unserm Welt-Massenmorden so sehr widerwärtig berührt, ist außer der Fabrikmäßigkeit des Betriebes, die Tatsache, daß sich Menschen so vernichten, Menschen, die nicht instinktmäßig, sondern kalt berechnend handeln; und daß diese Menschen, besonders ihre Führer, fortwährend die höchste sittliche Macht flehend anrufen und ihr danken und sie verehren, wenn sie ihrer Ansicht nach dazu beigetragen hat, durch Minen, Torpedos, Fliegerbomben, Giftgranaten usw. so viel Feinde in so kurzer Zeit zu ersticken, zu versetzen oder zu verschütten, daß man nun einen Sieg feiern kann. Solche Heuchelei, solche Lüge findet sich in der Natur nicht." —

Wir sehen, daß es gerade das Halbe und Schwache, das im innersten Wesen Unwahrhaftige ist, das hier die Achtung vor einer Weltanschauung untergraben hat, die, — obwohl selbst auf die Lehre des Friedenskönigs begründet, — auf eine Weltgestaltung in seinem Sinne so gänzlich verzichtet hat. Wie wäre es sonst möglich, daß sie ihre Hand dazu geboten, den in

menschlichen Verirrungen und menschlichen Verbrechen begründeten modernen Krieg in den Rahmen einer auf ewig geheiligten, gottverfügten Weltordnung hineinzupressen? Täuschen wir uns nicht! Trotz aller großen, äußeren Erfolge der Kirche, die nicht zum mindesten in dem allgemeinen Bedürfnis nach Betäubung begründet waren, das die Leiden der Zeit entfesselten, ist es gerade der Krieg gewesen, der die letzte Loslösung zahlloser denkender Menschenseelen vom Kirchentum besiegelt hat, der die Sehnsucht nach einer reineren Quelle der Offenbarung, nach tieferer Religiosität mit neuer Stärke erweckte. Kann ein Menschenherz Vertrauen zu einem höchsten sittlichen Wesen besitzen, das sich bei der Verwirklichung seiner Ziele stets verbrecherischer Werkzeuge bedient? Kann dieses Wesen, dessen „unerforschliche" Ratschläge so unermeßlich grausam sind, ein Gott der Liebe genannt werden?

Wohl ist es auch uns eine Gewißheit: Nicht das Geschenk des Völkerfriedens hat Jesus Christus den Menschen gebracht, dazu wäre ein Einzelner, selbst wenn er ein Einziger war, niemals imstande gewesen; ganz abgesehen davon, daß zu Christi Zeit noch alle kulturelle Vorarbeit für dieses höchste Menschheitswerk zu leisten war. Ja, nicht einmal die Gewißheit seines Gelingens hat der große Friedenskönig denen in den Schoß gelegt, die, sowohl als Einzelne als auch als Gattung aufgefaßt, immer selber ihres Glückes Schmied sein mußten. Aber indem Jesus in seiner Lehre dem Gedanken der Humanität einen ganz neuen, eigenartigen und sieghaften Ausdruck verliehen, hat er das Bewußtsein der Solidarität alles Menschentums in den Herzen seiner Jünger erweckt, und hat dadurch den Boden bereitet, aus dem in organischer Entwickelung die letzte große Einheit hervorwachsen muß. Wie Jesus selbst die ihn mächtig durchlodernde Überzeugung nicht aus dem religiösen Besitz vorangegangener Geschlechter schöpfte, sondern wie ihm das Beste seiner Lehre aus den natürlichen Offenbarungen des Herzens quoll, so mögen auch seine nachgeborenen Jünger im Geist sich von der trüben Erkenntis des Schriftgelehrtentums ab- und der reinen, ewig jungen Quelle zuwenden, die aus den Tiefen der Gottnatur zu uns emporsteigt.

Indem die Männer der Wissenschaft durch hingebungsvollen Wahrheitsdienst den Entwicklungsgedanken mit leuchtender Klarheit enthüllten, eröffneten sie der Menschheit auch den Ausblick auf einen Zukunftsweg, der, die Gegenwart überschreitend, zu immer höheren und vollkommeneren

Zuständen emporzuführen vermag. Es ist ein Unding zu behaupten, daß, weil Wölfe ihr Dasein durch das Mittel des Raubes behaupten, der Mensch nach ewigem Naturgesetz zu gleichem Tun verurteilt wäre. Ein Geschlecht, das Wissenschaft und Kunst geschaffen, aus dessen Seelenkräften die Arbeit und die Religion hervorwuchs, besitzt Entwickelungsmöglichkeiten, die auf jedem Gebiet der Lebensbetätigung über das Raubtier hinausweisen. Nur als lebendig gebliebene Erinnerung einer von ihm selbst durchbrochenen und überschrittenen Daseinsphase besitzen jene Dokumente der Tierseele, die von der ungezügelten Befriedigung des Raubtiertriebes zeugen, für den vernünftigen Menschengeist ein Interesse. Dagegen haben sie für die Gestaltung seines wirtschaftlichen, seines politischen und seines religiösen Lebens, also schlechtweg für seine Kulturentfaltung, jegliche Bedeutung verloren. Nicht „hinab" zur Tierheit, sondern „hinauf" zur Gottheit heißt hier die Losung.

Die religiösen Offenbarungen, die auch das Reich des Tierischen dem denkenden Geiste zu enthüllen vermögen, haben einen ganz anderen Inhalt, als den, welcher den Verkündern eines mißverstandenen Darwinismus vorschwebt. Wie eine Ahnung ewiger Gottesliebe steigen sie in uns auf, wenn wir in stiller Abendstunde dem Liebeslied der Nachtigall lauschen, oder wenn wir einem nestbauenden Vogelpärchen bei seiner Arbeit zuschauen. Ist nicht das ganze Erwachen der Natur im Frühling eine einzige große Offenbarung dieser rein-natürlichen Gottesliebe? „Nichts ist so bitter auf der Welt, als jetzt Soldat zu sein," so hat ein Heinrich Lersch, einer der ganz wenigen unter den zahllosen Sängern dieses Krieges, die wirklich den Weg zum Herzen des deutschen Volkes fanden, das seelische Frühlingserlebnis eines wackeren Kämpfers geschildert. Mochte er im Winter, wenn die erstarrte Natur nicht mit tausend Fäden zum Menschen dringt, dumpf und treu die Last des Krieges getragen haben, — der Mai machte seine Seele zum Rebellen.

„Er hört auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
Kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen, — nur: daß die Lerche sang."

Was ist es, was hier so bezwingend an dem rauhen Herzen eines Kriegers rüttelt, ihn mit elementarer Gewalt fortziehend von den Werken der Vernichtung? Ist es nicht der Hilfeschrei des Lebens, der ihm aus der

Kehle der Unvernünftigen entgegenklingt, — der Ruf nach Liebe, — die Sehnsucht nach Hingabe des eigenen Wesens?

Ja, wenn sich draußen in Wald und Feld unserer empfindenden Seele die Keime des Wahrhaft-Menschlichen und die Ahnung der Religion durch die Stimme der Kreatur entschleiern, — doppelt ergreifend in der Keuschheit des Unbewußten, — dann fühlen wir es, daß der Mensch zum Menschen werden mußte, damit jene Ahnung zur Erkenntnis, jene Keime zur Entfaltung und zur Vollendung gelangen könnten. In einem solchen Augenblicke jedoch muß jede lieblose feindliche Handlung als ein Verrat an unserm eigensten Wesen, als eine Beschämung unseres besseren Selbst erscheinen.

So ist es die Natur, die dem Menschen den Sinn seines Lebens und das Wesen der Religion offenbart. Ihr wollen wir uns in Ehrfurcht nahen: nicht mit dem Seziermesser des Nur-Verstandesmenschen, dem sich nur die Einzelheit gibt, sondern mit der tieferdringenden Vernunft des Gottsuchers, welche die großen Zusammenhänge durchleuchtet. Sie lehrt uns die rechte Demut; denn indem sie uns dazu erzieht, das kleine Ich an den großartigen Maßstäben des Alls zu messen, zeigt sie uns die ganze Vergänglichkeit, ja die Erbärmlichkeit jedes Strebens, dessen Ziel und Mittelpunkt die eigene Person ist. Sie ist es aber auch, die uns den rechten Stolz verleiht, jene wahrhaft menschliche Würde, die aus dem erhebenden Bewußtsein quillt, bei aller persönlichen Begrenztheit wissend und wollend ein Glied der ewigen Macht zu sein, ihre großen Gedanken erfassen und sich mit liebender Seele ihrem Dienste weihen zu dürfen.

Daß wir Menschen nur sind,
d e r Gedanke beuge das Haupt dir.
Doch, d a ß Menschen wir sind,
richte es stolz dir empor!

Diese Schillerschen Worte, die das Wesen der wahren Religion in so einzigartiger Weise wiedergeben, wollen wir Freireligiösen über die Pforte unseres Heiligtums setzen.

Wird aus den Tiefen deutschen Geistes und deutscher Kraft der Welt ein neuer Reformator erstehen, der dieser schlichten und wahrhaftigen, dieser göttlichen und doch echt menschlichen Religion einen Tempel erbaue, — der ihre Jünger zu harmonischer Gemeinschaft zusammenschließe? Ist die

Zeit erfüllet, daß alle Völker auf Erden sich dieser Religion zuwenden können, um durch sie gerettet zu werden? Hat das erschütternde, alle Fasern der Menschheitsseele durchwühlende Erlebnis des Weltkrieges nicht selbst den Acker für die neue Aussaat bereitet? — — Wer mag vorauszusehen, wie die Zukunftswege führen? — Gewiß ist nur eines: die Ewigkeit der Religion, die, indem sie die Menschheit mit der ewigen Macht verbindet, ihrem Streben erst sein Ziel, ihrem Dasein erst seinen Sinn verleiht.

Als einen lebendigen Baustein zum Tempel der wahren Religion sende ich das Kind meines Geistes hinaus in die Welt.

Anmerkung zu Kapitel I.

[1]) Die Begebenheit ist in der „Schlesischen Zeitung" unter dem Titel „Nikisch in der Schweiz" von Otto Röse berichtet worden.

Anmerkungen zu Kapitel II.

[1]) Wer Einblick in die geistige Atmosphäre und in die führenden Persönlichkeiten jener Zeit gewinnen will, deren Schöpfung die Festlegung des christlichen Glaubensbekenntnisses ist, der sei hiermit auf ein Werk des Breslauer Historikers Professor Georg Kaufmann „Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen" verwiesen. In Buch 3 Kapitel I wird er unter dem Titel „Das geistige Leben des 4. Jahrhunderts" eine anschauliche Schilderung jener Zeit gewinnen, in welcher „um den Unterschied unbegrifflicher Begriffe der Pöbel mit den Knütteln auf den Straßen, die Bischöfe in Konzilien, Audienzen, Gerichtsversammlungen stritten".

Im Mittelpunkt des Streites steht die Streitfrage zwischen Arianern und Athanasianern, oder wie es später hieß zwischen Häretikern und Orthodoxen. „Für das kirchliche Leben," so führt Kaufmann aus, „war die Streitfrage ohne Bedeutung. Es handelte sich nicht etwa darum, für den Stifter der Religion die göttliche Natur zu retten. Die Auffassung des modernen Liberalismus lag den Arianern ebenso fern wie den Orthodoxen. Es handelte sich nur um die begriffliche Bestimmung der göttlichen Natur, um ihren Vergleich mit der Natur der anderen Personen der Trinität — es war also ein Streit über die Grenze zwischen Begriffen, von denen sich keiner fest umgrenzen läßt —."

„Ach, dieses Wahnsinns", so schreibt Kaiser Konstantin schon beim Beginn des arianischen Streites an die Kirche von Alexandrien. „Wieviel Elend bereitet täglich der aufgehäufte Haß! Das Volk Gottes ist mit Schande bedeckt — — —. Ist gar kein sittliches Gefühl mehr vorhanden? Nicht einmal mehr das natürliche? Denn von evangelischem Sinne kann keine Rede mehr sein." — — —

Über die Art, in welcher der Streit geführt wurde, urteilt Kaufmann: „Kein Wort ist zu schmutzig, das nicht die Häretiker den Orthodoxen, die Orthodoxen den Häretikern entgegenwarfen. Man bekämpfte nicht bloß die Sache, sondern auch die Personen, und nicht bloß die Motive für die Parteinahme, auch das ganze übrige Leben zog man in den Schmutz. Diese Heiligen, die jede natürliche Begier in sich unterdrücken wollen, scheinen sich hier schadlos zu halten. Sie frönen ihrer Lüsternheit, indem sie dem Gegner Ausschweifungen andichten. — — —

Und das mischt sich mit dem Glaubenseifer, dem feierlichen Ernst, dem Anspruch auf Heiligkeit, es ist ein widerlicher Anblick!"

Der wahrheitsliebende Mensch, der sich in die Geschichte jener Tage versenkt, wendet unwillkürlich seine ganze Sympathie dem Manne zu, der, obwohl er eine verlorene Sache, die des absterbenden Heidentums, verteidigte, doch einen ebenso wackeren wie geschickten Kampf gegen die Kirche führte; es ist Kaiser Julian, den die heiligen Bischöfe den Abtrünnigen genannt haben. Schon als Kind hatte Julian unter der Erziehung der Hoftheologen gelitten, die ihn zwangen asketische Übungen mitzumachen, befohlene Formeln nachzubeten, die Verfluchten zu verfluchen. „Er sah, wie oft die Begeisterung für die Wahrheit nur Geschäft, wie der feierliche Ernst nur Maske war —." Können wir uns wundern, daß ihm im Gegensatze hierzu die Alten im idealen Lichte erschienen, daß er sich ihnen mit schwärmerischer Begeisterung zuwandte?

„Beim Tode Julians," so führt Kaufmann aus, „hat Gregor von Nazianz wahre Schandreden geführt, und als Arius am Tage vor dem feierlichen Akte, durch den er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden sollte, unter allen Anzeichen der Vergiftung plötzlich starb, da hat die fromme Wut dies Ereignis, das eher nach einem Verbrechen aussah, als ein Wunder ausgebeutet, und nun riefen sie: Das ist der Finger Gottes; er hat unser Gebet erhört; er wollte seine Kirche nicht beflecken lassen mit diesem Scheusal!"

[2]) Einblick in diese Frage gewähren Schwegler: „Geschichte der Philosophie im Umriß." Troels-Lund: „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten" und zahlreiche andere religionsphilosophische Schriften.

[3]) Gamaliel, ein jüdischer Religionsgelehrter der alexandrinischen Schule.

[4]) Schon um 1300 trat Bonifaz VIII., einer der gewaltigsten und herrschsüchtigsten Päpste, dem wachsenden Einfluß der Bettelorden energisch entgegen.

[5]) Vergleiche meinen Aufsatz: „Ein Beitrag zur Geschichte der Barmherzigkeit." Monistisches Jahrhundert, Jahrg. 3, Heft 15.

[6]) Bei der Beurteilung des asketischen Moments im Christentume weise ich auf jene Ausführungen hin, die Graf Hoensbruch in seiner ebenso interessanten wie ergreifenden Bekenntnisschrift „14 Jahre Jesuit" dieser Frage an verschiedenen Stellen des Buches widmet. So schreibt er:

„Fast bei keinem Punkte tritt das Unzusammenhängende, ja Brüchige der gegenwärtigen christlichen Weltanschauung so offensichtlich zutage, wie bei Behandlung der Geschlechtsfragen, zumal des Zeugungsaktes. Besonders Lehre und Praxis des ultramontan-kathol. Christentums weisen hier schlimme Inkonsequenzen, unvereinbare Widersprüche auf. Gerade dasjenige Christentum, das die Welt im weitesten Sinne dieses Wortes umfassen will — das ultramontan-katholische —, das Körper und Geist, Natur und Übernatur, ja Diesseits und Jenseits in einheitlicher Anschauung unter Lösung der Welträtsel zu erklären beansprucht, müßte vor allem den Quellpunkt des Menschendaseins und damit der „Welträtsel", die Zeugung, in den Einklang, den es in bezug auf alles hervorzurufen behauptet, einbeziehen. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall.

Das Christentum — ich spreche zunächst vom ultramontan-katholischen Christentum, von dem in diesem Punkte das orthodox-evangelische sich allerdings nicht unterscheidet — lehrt sogar als Dogma, daß in und mit dem Zeugungsakte

Gott die Seele in das Gezeugte einschafft. Der Zeugungsakt des Mannes und des Weibes ist somit die Veranlassung für einen Schöpferakt Gottes, d. h. für diejenige göttliche Tätigkeit, mit der sich an Größe und Macht nichts vergleichen läßt. — — — Also ist der Zeugungsakt ein Akt höchster Weihe, weil er sich begegnet mit dem höchsten Tätigkeitsakte des unendlichen Gottes, ja, weil Gott den Geschlechtsakt der Menschen durch sein Eingreifen ergänzt und vollendet. Es wäre also durchaus keine Übertreibung — — — und es wäre vor allem Konsequenz und Einheitlichkeit — —, wenn die ultramontan-christliche Weltanschauung den zeugenden Menschen ehrte und erhöbe, weil er Gottes Schöpferkraft in Tätigkeit setzt. Aber was sehen wir in Wirklichkeit? Das Christentum, das katholische so gut wie das orthodox-evangelische, ist angefüllt mit Verachtung des Geschlechtslebens; mit Schimpf und Schande bedeckt es vielfach das, worin Gottes Wirken sich in besonderer Weise betätigt.

Es fehlt eben diesem Christentum die Kraft, die Dinge zu sehen wie sie sind, ja selbst die Kraft, sie zu sehen, wie seine eigene offizielle Lehre sie hinstellt. Dort, wo das Christentum folgerichtig sein müßte, versagt es. Zum Schaden von Religion und Sittlichkeit, unter Versündigung an Gott und Natur stellt es sich gerade dort auf brüchigen Grund, wo Felsboden erforderlich ist.

So sind die Menschen, die aus diesen brüchigen Gründen herauswachsen, halbe Menschen; ihr Blick ist unstet, ihre Weltanschauung geknickt; nicht frei lassen sie das Auge ruhen auf Welt und Menschen, sie schämen sich dessen, was nach ihrer eigenen Theorie Göttliches in sich birgt. Die unter falschem Glauben, falscher Askese, falscher Mystik, falscher Sittlichkeit verschüttet liegenden Wege müssen wieder ausgegraben werden. Nicht damit sie in geschlechtliche Zügel- und Schamlosigkeit münden, sondern damit das Menschengeschlecht in sittlicher Freiheit, Stärke und Freudigkeit einherwandle und die schimpfliche und verderbliche Scham über das Wie seines Ursprungs verliere.

[7]) Der Ausspruch stammt von Heraklit, der alles Werden als das Ergebnis kämpfender Gegensätze darstellt.

[8]) Jensen: „Der Gletscher. — Ein neuer Mythos vom ersten Menschen."

Anmerkungen zu Kapitel III.

[1]) Tolstoi in seiner Bekenntnisschrift: Meine Beichte.

[2]) Der Ueberzeugung, daß das Wesen der Gottheit nicht denkend erschöpft, wohl aber durch das Gefühl ergriffen werden kann, gibt auch Kant einen schönen Ausdruck:

„Wir verzichten darauf, Gott zu begreifen, streben aber um so eifriger danach, ihn zu ergreifen. Begriffliche Gotteserkenntnisse sind uns versagt, nicht aber herzhafte Gotteserlebnisse."

[3]) Nietzsche: Aus der Vorrede zu Zarathustra.

[4]) Gerhard Tersteegen.

[5]) Aus des Angelus Silesius: Cherubimischen Wandersmann.

[6]) Aus Friedrich Theodor Vischers gehaltvollem Buche: „Auch Einer."

[7]) Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Teil II. „Auf den glückseligen Inseln."

[8]) Aus Valentin: Bismarck und seine Zeit.

[9]) In seiner Schrift „Die Vision des nächsten Krieges", welche erst nach dem Tode des Dichters erschien, hat Tolstoi nicht nur den kommenden Weltbrand mit aller Deutlichkeit vor sich gesehen, und bis auf das Jahr vorausgesagt, sondern auch die Zukunft der Religion behandelt. Für ihn ist es die große Buhlerin „Kommerzialismus", die, nachdem sie den Weltkrieg durch Entfachung des Nationalismus entfesselte, mit ihren beiden anderen Fackeln, der Heuchelei, und „des Gesetzes, das in unglaubwürdigen Traditionen wurzelt", das innere Leben der Völker vergiften und die ethische Idee verschwinden lassen wird.

„Dann aber wird der Menschheit ein gewaltiger Reformator erstehen. An die Stelle des Monotheismus wird er den Pantheismus setzen."

Anmerkungen zu Kapitel IV.

[1]) Unter dem Titel „Frauenberuf und Heim" habe ich im „Monistischen Jahrhundert", Jahrg. 2, Heft 44, die Frage der Berufsarbeit der Ehefrau eingehend behandelt. Viele in diesem Aufsatze enthaltenen Gedanken sind in nachfolgendem wörtlich wiedergegeben.

[2]) Im VI. Kapitel dieses Buches habe ich unter dem Abschnitt „Die Familie" klarzulegen gesucht, wie sehr die Zurückdrängung der heimischen durch die Anstaltserziehung vom erzieherischen Standpunkt aus zu verurteilen ist.

[3]) Man wird hiergegen einwenden können, daß in vielen Fällen, ja eigentlich in allen guten Ehen, die Frau einen größeren Anteil am Erwerb des Mannes besitzt, als ihr jemals rechtlich zugesprochen werden könnte. Hierauf erwidere ich: Ein Gesetz, das die Ehefrau vor wirtschaftlicher Ausbeutung und Bedrückung schützen soll, ist ganz gewiß nicht für gute Ehen gemacht. Die gesetzlichen Bestimmungen werden eben hier, wie überall, nur das Mindestmaß der Leistungen festsetzen können. Dagegen wird auch kein Gesetz der Welt einen Ehegatten daran hindern, seine Frau besser zu stellen als ihr rechtlich zukommt; ebenso wird jede liebende Frau gern bereit sein, selbst auf das ihr persönlich zukommende Mindestmaß zu verzichten, falls Krankheit in der Familie oder ähnliche schwerwiegende Gründe diesen Verzicht rechtfertigen sollten.

[4]) Im literarischen Gewande ist dieses Thema von Ernst Zahn in dem „Frauen von Tanö" in voller Meisterschaft behandelt worden.

[5]) Daß diejenigen Mädchen, die durch eine künftige rassenhygienische Gesetzgebung zum Eheverzicht gezwungen sein sollten, auch damit der gesetzlichen Verpflichtung enthoben wären, sich für den Hausfrauenberuf vorzubereiten, ist logisch selbstverständlich.

[6]) In der Frauenzeitschrift „Die Frau im Osten" (Jahrg. VIII., Nr. 8) habe ich einst zu der Frage „Liebesheirat oder Vernunftehe?" Stellung genommen. Da die damals ausgesprochene Meinung meiner jetzigen noch durchaus entspricht, so sind Teile des angeführten Aufsatzes auch in dieser Arbeit wiedergegeben.

[7]) Der Ausspruch ist Friedrich Theodor Vischers Erzählung „Auch Einer" entnommen und findet sich dort in den an schönen und eigenartigen Gedanken so reichen Tagebuchblättern.

Anmerkungen zu Kapitel V.

[1]) Der Grundgedanke der Verfassung Judas, die den Grund und Boden des Landes als Gottes Besitz betrachtet, welches dieser dem Volke als gemeinsames Erbe übergeben, findet seine kürzeste Formulierung in folgendem: Ihr sollt den Boden nicht verkaufen ewiglich; denn mein ist das Land; ihr seid nur Gäste und Lehensträger von mir. (3. Mos. 25, 23.)

[2]) Die Analogie mit der Steinschen Bauernbefreiung ist unverkennbar. Beide hatten zum Ziel, den allmählich in Abhängigkeit geratenen, schließlich geknechteten Bauernstand wieder zum freien Besitzer der Scholle zu machen, beide mußten sich in heißem Kampf gegen eine Vorzugskaste, den Adel, durchsetzen.

[3]) Die Allmende ist das Gemeingut eines Dorfes, das den letzten Rest der alten Markgenossenschaft darstellt. Sie besteht meist aus unbeweglichem Gut, Wald und Wiese, und wird entweder von allen Gemeindemitgliedern oder von einzelnen, bestimmten Berechtigten, beispielsweise den Armen, benützt.

[4]) Ueber die Kolonisation des Mittelalters berichtet Robert Mielke in seinem in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienenen Büchlein „Das deutsche Dorf": „Von Anfang des 6. Jahrhunderts an bis etwa 1300 wurde in Deutschland der bis dahin unbewohnte Urwald durch die Anlage neuer Ansiedlungen erobert und damit zugleich die beste Schulung für die spätere östliche Kolonisation geschaffen." — Nach eingehender Klarlegung des Weges, den diese spätere Kolonisation nahm, und der Gebiete, deren sie sich bemächtigte, erzählt der Verfasser weiter: „Alle diese Ansiedler kamen aus verschiedenen Ländern, aber trotz dieser Herkunft der Kolonisten, die aus Holland, Flamland, Ostsachsen, Holstein, Bayern, Schwaben und Hessen, selbst aus Friesland stammten, wurde die Feldflur in einheitlicher Weise aufgeteilt und für die Ortsanlagen ein bestimmtes Schema benützt." Mit dieser Kolonisation schließt — nach Mielke — die Bildungsgeschichte des deutschen Dorfes ab. „Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts wendet sich die Entwicklung. Land zum Urbarmachen und zur Anlage neuer Dörfer war in nennenswerter Größe nicht mehr vorhanden, wenigstens nicht solches, das man ohne große Umgestaltungen der Oberfläche dem Ackerbau zuführen konnte."

[5]) Daß die Dienstbarmachung des deutschen Bauernstandes durch den Adel in Ost- und Nordost-Deutschland schneller und umfassender erfolgen konnte, als im Westen und Süden, findet seine Erklärung in der späten Besiedelungsperiode dieser Gebiete, während welcher der Feudalismus bereits in Entwicklung begriffen war.

[6]) Die Physiokratie ist Mitte des 18. Jahrhunderts von dem französischen Arzt Quesnay und seiner Schule ausgebildet worden. Sie stellt eine Gegenströmung gegen den Merkantilismus dar, der all seine Fürsorge den Gewerben zuwandte, ging aber ihrerseits durch die ausschließliche Wertschätzung der Landwirtschaft, vielfach über das Ziel hinaus. Zu den wahrhaft bedeutenden, maßvollen Anhängern der Physiokratie gehörte Turgot, der Minister Ludwigs XVI., der umfassende Agrarreformen in Angriff nahm, die aber an dem Widerstand der privilegierten Klassen und an der Verschwendungssucht der Königin Marie Antoinette scheiterten. Die fehlgegangenen Pläne Turgots sind später, — wenn auch vielfach modifiziert, — durch die Gesetzgebung der Französischen Revolution durchgesetzt worden. Diese Gesetze, die von Napoleon beibehalten wurden,

haben in anderen europäischen Ländern, teils unter dem Zwange des code civil, teils aus freier Einsicht der regierenden Kreise, zu entsprechenden, tiefgreifenden Reformen geführt. Auch in Preußen hat die reformatorische Gesetzgebung, die während der Zeit seiner Wiedergeburt einsetzte, stark aus diesem Ideenbesitz geschöpft, was nur Unkenntnis oder bewußte Geschichtsfälschung abzustreiten vermag.

[7]) Das Regulierungsedikt von 1811 hat seinen Namen von der Regulierung des bäuerlichen Grundbesitzes. In seiner „Politischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert" urteilt Prof. Georg Kaufmann über dieses Gesetz:

„Nur einem Teil der Bauern wurde die Regulierung seines Eigentumsrechts und die Ablösung der Lasten und Dienste gestattet, und zwar zu einem überaus hoch bemessenen Satze. Die einen mußten ein Drittel, andere die Hälfte ihres Landes abtreten. Gleichzeitig verloren sie wichtige Nutzungen, namentlich an dem grundherrlichen Walde, und den Anspruch auf die Hilfe des Grundherrn in den Zeiten der Not. Das Edikt von 1811 verletzte durch den Maßstab der Ablösung unstreitig die Forderungen der Gerechtigkeit und der Billigkeit zuungunsten der Bauern und weiter das Interesse, das der Staat an der Erhaltung eines gesunden und zahlreichen Bauernstandes hatte."

Die Deklaration dieses Gesetzes, die 1816 erlassen wurde, und die eigentlich als neues Gesetz zu betrachten ist, erlaubt nur „den spannfähigen Bauern, ihr Eigentumsrecht zu regulieren, also ihren Besitz in volles Eigentum wandeln und die Dienste und Lasten ablösen zu dürfen. Den kleineren, nicht spannfähigen Bauern wurde das Recht zur Regulierung und Ablösung genommen, und sie wurden alle, mochte ihr Eigentumsrecht auch besserer Art sein, als „Dienstfamilienetablissements" bezeichnet und als angesiedeltes Gesinde behandelt."

Die schweren Schäden, die eine solche Agrargesetzgebung dem Staate bringen mußte, traten in den folgenden Jahrzehnten klar zutage. Es ist das Verdienst des als Führer der Reaktion vielgehaßten preußischen Ministers Otto von Manteuffel, einen Umschwung in der Agrarpolitik vollzogen zu haben. Es geschah durch die beiden Gesetze vom 2. März 1850, die gewisse Lasten und Beschränkungen der Bauern aufhoben und eine gerechtere Regulierung erstrebten. „Die Zahl der Regulierungen nach dem Gesetz von 1850 war nur klein," — so schreibt Kaufmann, „die meisten Bauern, die es retten sollte, waren auf Grund der Deklaration von 1816 vernichtet worden."

[8]) Als charakteristisch für die Weltanschauung des frühen Sozialismus möge hier ein Ausspruch eines seiner bekanntesten Führer Fourier folgen:

„Pourquoi désespérer de la sagesse de Dieu, avant d'avoir étudié ses vues? Prétendre que tel dégré de perfection n'est pas fait pour les hommes, c'est accuser Dieu de méchanceté. Si l'industrie n'était destiné qu'à produire ces scandaleux résultats, Dieu ne l'aurait pas créée." — (Warum an der Güte Gottes verzweifeln, ehe man seine Absichten erforscht hat? Es heißt Gott der Bosheit anklagen, wenn man behauptet, daß ein solcher Grad von Vollkommenheit den Menschen nicht bestimmt ist. Wenn die Industrie nur dazu bestimmt wäre, solche schmählichen Resultate zu liefern, so hätte Gott sie nicht geschaffen.)

[9]) Ich verweise hier vor allen Dingen auf W. Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung, ferner von demselben Verfasser Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert.

[10]) Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Sozialismus, da, wo er zur sozialen Bewegung, also zur Tat, führte, die Tendenz, durch ein Zurückdämmen der wirtschaftlich-technischen Entwicklung die Flut des sozialen Elends vom Volke abzulenken. „Eine höhere Stufe der Entwicklung ist es", so schreibt Sombart, „wenn an Stelle der unmittelbar sichtbaren Dinge, die dahinter liegenden Rechtsordnungen angegriffen werden." — So tritt die Arbeiterschaft in England noch während der Chartistenbewegung (1837—48) für die Wiederbelebung der Elisabethischen Gewerbeordnung ein.

[11]) Entgegen der durch andere Nationalökonomen gepflegten Ansicht, nach welcher das lange Fernbleiben der englischen Arbeiterschaft vom politischen Klassenkampfe auf die Bußpredigten der Christlich-Sozialen zurückzuführen seien, welche „den brutalen Egoismus" der Arbeiter wie der Unternehmer besiegt hätten, sucht Sombart die Erklärung dieses wirtschaftspolitischen Vorganges in folgendem:

1. in dem praktischen, sehr nüchternen Sinne des englischen Arbeiters, der sich stets nur für erreichbare und möglichst naheliegende Ziele einzusetzen bereit ist;

2. in der industriellen Ausnahmestellung Englands, welche eine große Nachfrage nach Arbeitern bedingte und die Unternehmer geneigt machte, auf die Forderungen der Gewerkschaften einzugehen, wenn diese nur dafür Arbeitsausstände verhinderten;

3. in der absonderlichen Gestaltung des englischen Parteilebens, der Schaukelpolitik zwischen den Whigs und Tories, bei deren Streit die Arbeiterschaft das Zünglein an der Wage wurde.

Seit England jedoch im Begriff steht, aus seiner Monopolstellung verdrängt zu werden, sei ein Umschwung in der Stimmung gegen die trade-unions eingetreten, der vor allem in einer Feindseligkeit der Rechtsprechung zum Ausdruck kommt, welche die Tendenz zeigt, ihnen Schwierigkeiten zu machen. So wurde nun auch in England die politischen Einfluß erstrebende, sozialistische Arbeiterpartei, labour-party, zur Notwendigkeit.

[12]) Eine genaue Statistik über die Art der Besitzverschiebungen, welche in dieser Zeit im Hinblick auf den ländlichen Grundbesitz erfolgen, befindet sich in Adolf Damaschkes „Bodenreform", Buch III. „Das Agrarproblem", Kap. 5, „Die Innenkolonisation".

[13]) In dem bereits erwähnten Kapitel über Innenkolonisation, in dem auch diese Frage eingehend behandelt wird, schreibt Damaschke unter anderem:

„Besonders lehrreich ist ein Blick auf Schlesien, wo von 1850 bis 80 mehr als 100 000 ha Bauernland durch Großbetriebe aufgekauft wurden. Dort leben in dem Lande der großen Güter überall, ob sie fruchtbar oder weniger fruchtbar sind, heute weniger Menschen, als zur Zeit der Reichsgründung. Die Kreise Lüben, Wohlau und Militsch haben die stärkste Abnahme der preußischen Landbevölkerung, rund 17% der Zahl von 1871.

[14]) Wer sich über das Wesen der alten deutschen Kultur, über ihre Grundlagen, ihre Blütezeit und die Ursachen ihres Niederganges genauer unterrichten will, der sei hiermit auf Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" hingewiesen. Der Sinn für die großen Zusammenhänge, der diesen Verfasser auszeichnet, macht die Lektüre seiner historischen Schriften besonders gewinnreich.

[15]) Ueber das Wesen der Weimarer Gesellschaft schreibt Lewes in seiner in Deutschland hochangesehenen Goethe-Biographie:

„Auf der obersten Stufe machte sich der Adel breit: ein armer, hochmütiger, unwissender, an seinen kleinen Vorrechten hartnäckig festhaltender Adel, der zum Hof in derselben Beziehung steht, wie der Calvinist zur Gnade. Der Hof! das war der Kulminationspunkt des Weimarer Ehrgeizes. Adlig oder bürgerlich? hoffähig oder nicht? das war Leben und Tod. Darin lag Seligkeit und Verderben. Nur wer ein Von vor seinem Namen schrieb, hatte etwas zu bedeuten; ohne dieses magische Von, und mochte man Goethe, Schiller oder Herder heißen, war man eine Null. Bis 1825 hatte nur der Adel Zutritt in die Logen im Theater, und wenn die Studenten von Jena herüberkamen, das Parterre besetzten und das Weimarer Publikum hinausdrängten, so mußte besagtes Publikum ruhig heimgehen oder sich mit den Studenten um Parterre- und Galerieplätze herumbalgen. Selbst als nach dem Neubau des Theaters die Bürgerlichen auch in den Logen Platz nehmen durften, war ihnen dies doch nur für die linke Logenreihe gestattet, und die rechte blieb unabänderlich für die Herren und Damen vom Adel reserviert. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1848; seit dem Revolutionsjahr erhält jedermann den Platz, den er bezahlen kann."

[16]) Daß „des Epimenides Erwachen", das so wenig von dem gewaltigen, die Volksseele mächtig aufwühlenden Geiste der Freiheitskriege in sich trägt, weit mehr den Bedürfnissen der Höfe (Berlin und Weimar), als denen der Nation angepaßt war, kann wohl kaum bestritten werden. Es ist auch nicht erhebend, daß Goethe, der einen Napoleon während seiner Ruhmes- und Machtzeit als bewundernswerten Genius gefeiert, der zum Aerger deutschgesinnter Männer „Mein Kaiser" von ihm sprach, der das Kreuz der Ehrenlegion gern trug, in diesem Stücke den gestürzten Riesen als einen Sendboten der finsteren Mächte hinstellt:

„Doch, was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück."

[17]) Daß die Arbeit den religiösen Grundwert darstellt, der erst in der Religion des neuen Menschen seine Anerkennung finden wird, daß die moderne Menschheit — bewußt oder unbewußt — bereits auf dem Wege ist, ihrem Heiligtum die Weihe der Kunst zu geben, das ist eine Erkenntnis, die sich gerade unter den besten Geistern mehr und mehr Bahn bricht. So faßte der Breslauer Kunsthistoriker Richard Muther in seiner „Geschichte der Malerei" sein Urteil über die künstlerische Mission eines Millet also zusammen:

„Die alten Meister stellten auf die Erde ein mächtiges Kreuz und spannten daran die Figur des Heilandes, wie er vor nächtlich verfinstertem Himmel seine Seele aushaucht. Millet wirkt gleichfalls religiös. Doch weder Dornenkrone gibt es noch Heiligenschein. Er hat die ersten Heiligenbilder unserer Zeit, — hat das Sakralbild der Arbeit geschaffen. Es heißt seine Tat verkennen, wenn man immer wiederholt, daß er aus Trivialem Erhabenes gemacht hätte. Seine Bedeutung liegt darin, daß er in seinen Werken erstmals eine ganz neue Weltanschauung klar und imposant ausspricht."

Anmerkungen zu Kapitel VI.

1. Familie.

[1]) Marxens jüngste Tochter Eleonor ist von ihrem Vater auch mit dem Ordnen seines literarischen Nachlasses betraut worden.

2. Das Vaterland.

[1]) V. Valentin: Bismarck und seine Zeit.

[2]) Als Latifundien bezeichnete beispielsweise Damaschke diejenigen Güter, die eine Fläche von mehr als 1000 ha haben.

[3]) Die beiden Aussprüche von Gayl und Gierke sind der „Bodenreform" von Adolf Damaschke entnommen.

[4]) Vergl. die Ausführungen im Aufsatz von Burgkhard Scherzer: Kriegerheimstätten, „Schlesische Zeitung" vom 13. Februar 1916.

[5]) Johannes Lubahn: „Kriegerheimstätten" — Miniaturbibliothek 1250.

[6]) Vergl. hierüber meinen Aufsatz: Frauenberuf und Heim, erschienen im „Monistischen Jahrhundert", Jahrg. 2, Heft 44.

[7]) Der einzige sozialistische Großstaat, den die Geschichte kennt, war das allerdings außerhalb der europäischen Kultursphäre erwachsene Inkareich. Es war ein Staat von streng monarchischen Formen.

[8]) Die Ausführungen Pernerstorfers sind von Sombart in seinem Werke über den „Sozialismus" zitiert worden.

3. Die Menschheit.

[1]) Gelegentlich der Schilderung der Breslauer Belagerung und der später erfolgten Einquartierungen 1807, berichtet Holtei in diesem Werke: „Der Franzose war, wenn er nur freundlich empfangen wurde, mit allem zufrieden, richtete sich bescheiden ein und erwiderte jede gastliche Aufmerksamkeit mit verbindlichem Danke. Waren seine Wirtsleute arm und bemerkte er dies, so brachte er — das habe ich in unserer Nachbarschaft selbst gesehen, — Nahrungsmittel nach Hause, und sie wurden des ungeladenen Gastes eingeladene Gäste. Seine deutschen Bundesgenossen quälten ihre deutschen Brüder oft bis aufs Blut; sie machten sich eine Ehre und Freude daraus, wenigstens in Schlesien, ihren Haß zu affichieren, und ich habe noch im Jahre 1830 im Gasthof zur Traube in Darmstadt einen großherzoglich-hessischen Hauptmann sich „beim Schöppche" laut und stolz der Heldentaten rühmen hören, die er den preußischen Bauern, den „Schinösern", angetan.

[2]) Ueber Wesen, Ziel und Weg des großen Werkes der mittelalterlichen Kolonisation habe ich in dem Kapitel vom Sozialismus sowohl im Text als auch in der diesbezüglichen Anmerkung Nr. 4 bereits berichtet.

[3]) Deutschland besitzt in Südwest-Afrika die einzige Kolonie, die vermöge ihres subtropischen Klimas auch unseren Volksgenossen die Möglichkeit dauernder Ansiedelung gewährt. Dieser Vorteil mußte aber für die Menge der Auswanderer vorläufig ungenutzt bleiben, da die ungeheuren Schwierigkeiten, welche die Natur des Landes, besonders seine Wasserarmut, seiner Nutzbarmachung entgegenstellen, von dem nicht kapitalkräftigen Ansiedler nicht überwunden werden können. Selbst

von amtlicher Seite ist deshalb wiederholt hervorgehoben worden, daß Kolonisatoren, die nicht wenigstens über kleine Vermögen verfügen, in Südwest geringe Aussicht auf dauernde Behauptung ihrer Existenz besäßen. Gerade die nicht kapitalkräftigen Menschen sind es aber, die das Hauptkontingent der Ansiedlerschar liefern. Erst wenn es gelungen sein wird, außereuropäische, klimatisch günstige Gebiete — anstatt durch das private Großkapital oder den großkapitalistischen Trust — auf dem Wege der genossenschaftlichen Kolonisation der Kultur zu erschließen, werden diese den Völkern als Ganzes zugute kommen können.

[4]) Auf die ersichtliche Verminderung der Rasse, welche sich in England als Folge des Industrialismus (der gerade hier mit Kolonialpolitik eng verschmolzen ist) bemerkbar macht, hat schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Carlyle immer wieder hingewiesen.

[5]) Bebel: Die Frau und der Sozialismus (Kap.: Bevölkerung und Uebervölkerung).

[6]) Adolf Damaschke: Die Bodenreform (Teil II: Der Mammonismus).

[7]) In seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" schreibt Gustav Freytag im 3. Bande: „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges": „Viel ist über die Verwüstungen des Krieges geschrieben worden, aber noch fehlt die große Arbeit, welche aus allen Territorien die erhaltenen statistischen Notizen zu einem Bild zusammenstellt. Wie ungeheuer die Arbeit sei, sie muß doch unternommen werden, denn erst aus unwiderleglichen Zahlen wird die volle Größe des Unheils verständlich. Was bisher von Einzelheiten bekannt wurde, berechtigt kaum zu einer ungefähren Schätzung der Einbuße, welche Deutschland an Menschen, Nutztieren und produktivem Vermögen erlitten hat."

[8]) Ich weise hier beispielsweise auf das Buch von Julius Wolf hin: „Der Geburtenrückgang, die Nationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit."

[9]) Es gibt namhafte Deszendenztheoretiker, die auch im Rahmen der Tierheit dem Kampfe ums Dasein weit weniger Bedeutung für die „Auslese" beimessen, als der geschlechtlichen Zuchtwahl.

[10]) In unserer Zeit, in welcher aus naheliegenden Gründen in Deutschland die Sympathien für die Türken und für den Islam groß sind, kann man oft hören, daß auch das Maurenreich seine Größe dem Islam verdankt habe. Diese Meinung ist irrig. Der Islam ist an und für sich kulturfeindlich, wie schon die Verzerrung der Familie und die Verachtung der schaffenden Arbeit, dieser beiden Grundlagen aller Kultur, beweist. Die Mauren, welche sehr bald über den Islam hinauswuchsen, haben ihm eine so weitherzige und humane Auslegung zu geben verstanden, daß er ungefährlich für ihre Kulturentwicklung geworden ist.

[11]) Nicht der Krieg, sondern der Kampf ist der Vater aller Dinge und für die jetzige Generation ist ihrer Mehrheit nach der Krieg nicht mehr die natürliche Form des Kampfes.

[12]) Der Aufsatz von Neißer (früherer Geh. Medizinalrat und Professor an der Universität Breslau) ist im „Berliner Tageblatt" erschienen.

[13]) Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts — in einer Zeit also, in welcher die Tüchtigkeit des deutschen Landsknechtheeres bereits ins Wanken geraten war, — leitet Adam Junghans v. d. Olnitz seine Betrachtungen über den Wert des Söldners also ein:

„Ein jeder Oberst, Rittmeister oder Hauptmann weiß wohl, daß ihm keine Doktoren, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Buben aus allerlei Nationen und seltsames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und alles verläßt und dem Kriege folgt; alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen."

[14]) Diese Angabe greift auf einen Aufsatz von Otto Röse zurück, der am 14. Juli 1914 unter dem Titel „Die Herrscher der Republik" in der „Schlesischen Zeitung" erschien. Röse schreibt darin wörtlich: „Als es (Rußland) den französischen Geldmarkt gewann (1896) war ihm der deutsche sowohl als auch der englische verschlossen. Seine Finanzen standen schlecht. Dennoch brachten es die französischen Banken fertig, ihm eine dreiprozentige Anleihe zu 92,30 zu beschaffen, d. h. zu Bedingungen, deren sich nur gutfundierte Staaten erfreuten."

[15]) „Französische Presse", Aufsatz von Otto Röse, veröffentlicht in der „Schlesischen Zeitung" am 17. Juli 1914.

[16]) Daß die elsaß-lothringische Frage in der Tat nahe daran gewesen, ihre Bedeutung für die Nation zu verlieren, ist unbestreitbar. Schon das Fest „Des Friedens und der Arbeit", das am 30. Juni 1878 unter der begeisterten Anteilnahme Frankreichs begangen worden war und zum Vorbild für alle künftigen Nationalfeste bestimmt wurde, ließ dem Gedanken des Völkerhasses keinen Raum, und die Enquête, welche etwa zwei Jahrzehnte später der Mercure de France bezüglich der elsässisch-lothringischen Frage in Umlauf setzte, brachte als Endergebnis die Absage der intellektuellen Jugend Frankreichs an die Revanche-Idee. Daß gerade diese Jugend in den allerletzten Jahren, welche dem Kriege vorangingen, wieder die Trägerin dieser Idee wurde, ist auf das Konto der geschilderten Sensationspresse zu setzen.

[17]) Röse berichtet in jenem, der französischen Presse gewidmeten Aufsatz wörtlich: „Vor einiger Zeit besuchte mich der Besitzer eines angesehenen französischen Provinzblattes und trug mir folgendes vor: „Wir haben in Frankreich etwa 1500 Zeitungen, die mit der Auslandspolitik der „Informationspresse" nicht einverstanden sind, ja in ihr eine Gefahr für das Land sehen. Wir wollen keinen Krieg und fürchten, daß er gegen den Willen des Volkes durch das Treiben einer kleinen, aber vielgelesenen Gruppe von Zeitungen heraufbeschworen wird. Wir sind indes mit unseren Auslandsnachrichten ganz auf diese Presse angewiesen, da sie allein die Mittel hat, sich von allen Seiten rasch und unmittelbar bedienen zu lassen. Wir haben die Empfindung und oft auch den Beweis, daß namentlich das geringe, was sie sich aus Deutschland telegraphieren läßt, tendenziös entstellt ist, daß angebliche Tatsachen in Wirklichkeit sich ganz anders verhalten, daß aus Reden und Artikeln einzelne Sätze herausgepickt sind, die dem Sinn des Ganzen zuwiderlaufen, kurzum, daß wir ein grundfalsches Bild von Ihrer Nation bekommen, die, wie wir überzeugt sind, den Frieden ebenso aufrichtig wünscht wie wir. Aendern läßt sich an der „Informationspresse" nichts. Die hat ihre Gründe, auf ihre Politik eingeschworen zu bleiben und ihre Korrespondenten bei der Stange zu halten, „de marcher dans la combinaison", wie der technische Ausdruck lautet. Aber vielleicht ließe sich doch etwas tun, um die öffentliche Meinung in Frankreich aufzuklären. Ich denke mir eine „Correspondance d'Allemagne" oder „Correspondance de la Paix", oder gleichviel wie wir sie nennen wollen, die wöchent-

lich ein-, zwei- oder dreimal von Berlin aus sachliche, wahre Berichte für die französische Presse brächten, keine Betrachtungen, sondern Nachrichten, Tatsachen. Das würde dem einzelnen Blatte nicht viel kosten, wäre für jedes erschwinglich und würde die weiteste Verbreitung finden. Zusammen hätten wir 1500 doch noch mehr Einfluß, als die sechs, wenn wir unter einen Hut kämen, was ja freilich parteipolitisch nicht angeht, aber zum gemeinsamen Zwecke des Friedens geschehen könnte. Wir finden bei unseren Lesern rückhaltloseres Vertrauen, als die sechs bei den ihrigen. Es ließe sich da mit verhältnismäßig geringen Mitteln ein Werk des Weltfriedens schaffen. Wollen Sie als Freund Ihres und unseres Landes dieses Werk unternehmen?"

Diesen Vorschlag haben wir mit einigen gleichgesinnten Franzosen gründlich durchgesprochen, doch kamen wir zu dem Schlusse, der mir leider gleich vor Augen stand, daß von deutscher Seite nichts zu machen war, daß keine deutsche Hand im Spiele sein dürfte. (Warum nicht? D. Verf.) Mit Bedauern muß ich feststellen, daß auch noch kein Franzose den Wurf gewagt hat. Und wäre es geschehen, — was dann . . . .?

[18]) Das Gedicht ist in der „Sonne" erschienen, einer Jugendbeilage des „Monistischen Jahrhunderts".

[19]) Der Aufruf des Freiherrn von Biberstein ist in der „Friedenswarte" (Heft 11, 12) im Dezember 1914 veröffentlicht worden.

[20]) Ignaz Philipp Semmelweiß, geb. 1818 zu Ofen, gest. 1865 zu Wien, ist trotz seiner österreichischen Staatszugehörigkeit den deutschen Geisteshelden zuzurechnen, und zwar ebenso was seine Nationalität, wie was die Stätte seiner Wirksamkeit anbelangt. Semmelweiß erkannte als Assistenzarzt eines gynäkologischen Institutes in Tübingen den Charakter des Wochenbettfiebers, das seinen Ursprung in einer Infektion hat. Er wandte sich schon damals gegen Studenten und ärztliche Kollegen, die, von Operationen und anatomischen Untersuchungen kommend, mit mangelhaft gesäuberten Händen Untersuchungen an Wöchnerinnen und an Schwangeren vornahmen. Er führte die enorme Sterblichkeit der in den Kliniken Gebärenden, mit welcher man sich damals als mit etwas Unvermeidlichem abfand, in erster Linie auf die Fahrlässigkeit und auf die Unsauberkeit in ihrer Behandlung zurück. Ueber Semmelweiß und sein Werk urteilt sein Biograph Hegar: „Der Wert und das Verdienst einer jeden neuen Wahrheit ist um so größer, je weiter sie über das Niveau der zur Zeit ihrer Entdeckung herrschenden Ansichten und Lehren hinausgeht."

[21]) Buch Job, Kap. 32, Verse 17 ff.

Druck Dr. Reinhold & Co., Leipzig.

BINDING SECT. MAY 29 1973

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BL
50
T4

Thomas, H.
Religion und Leben

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 07 24 14 021 4